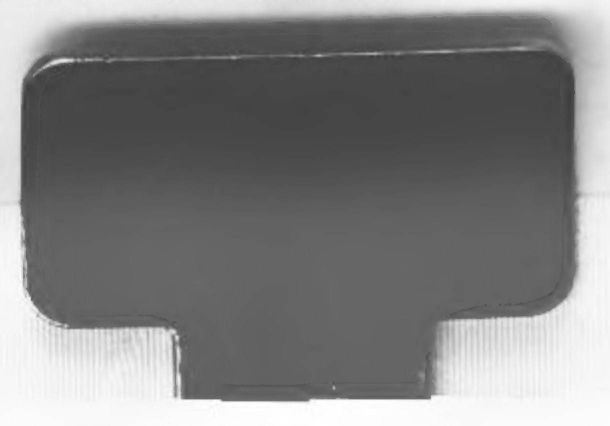
SÄNGERKRIEG IN TIROL: ERINNERUNGEN AUS DEN JAHREN 1842-1844

Ludwig Steub




Dei
Sub Numine
Viget



Sängerkrieg in Tirol.

Erinnerungen

aus den Jahren 1842—1844.

Von

Ludwig Steub.



Stuttgart.

Verlag von Adolf Bonz & Comp.

1882.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Vorrede.

„Herrn Edlingers „Literaturblatt," das im Frühling 1877 zu Wien erstand, aber im Sommer 1879 leider wieder eingieng, brachte in diesen zwei Jahren verschiedene literar-historische Studien über das vormärzliche Tirol, die letzten von Adolf von Pichler, welche ich als bekannter Tirolomane zu nicht minderer Unterhaltung als Belehrung durchgelesen und nur an zwei oder drei Stellen, die mich allein betreffen und Anderen nicht auffallen, verbesserlich gefunden habe. Nun wäre es in jenen Tagen ganz leicht gewesen, ein paar harmlose Zeilen darüber an das besagte Blatt zu senden, allein wenn meine Glossen allgemein verständlich werden sollten, so war denn doch, wie ich einzusehen meinte, etwas weiter auszuholen und auf jene Zeiten etwas näher einzugehen. Dies verlangte indessen schon einige Muße und diese stand mir damals noch nicht zu Gebote. Nachgerade aber, da ich vor einigen Monaten in den Ruhestand getreten, schien die Gelegenheit

günstig und ich fieng an, ernstlicher an mein Vorhaben zu denken. Ich zog auch aus meinem Schranke mehrere längst nicht mehr berührte Akten heraus, „Beda Weber, Briefe," „Dr. Streiter, Briefe," „F. Lentner, Briefe," und suchte sogar meine Tagebücher aus jenen Jahren hervor."

„Allererst wollten mich diese vergilbten „Revenants" zwar nicht sehr einnehmend bedünken, aber als ich die staubigen Seiten zu lesen und umzublättern begann, meinte ich sie doch immer anziehender zu finden und nachdem ich zuerst nur an eine kurze „Berichtigung" gedacht, wurde die Aussicht allmählich immer weiter und der Plan immer großartiger."

„Es ist nämlich im Jahre 1846 ein Buch unter dem Titel „Drei Sommer in Tirol" erschienen, in welchem ich zwar die Geschichte des Landes, seine Sitten und Sagen, seine Hochzeiten, Kirchweihen und überhaupt sein Bauernleben, ferner die Landschaft, die Thäler und die Berge, die Dörfer und die Schlösser, nach besten Kräften geschildert, dagegen die verschiedenen Beziehungen, die ich damals mit den gebildeten Schichten und den Celebritäten des Landes angeknüpft, fast unerwähnt gelassen habe. Es lag auch gar nicht im Plane, solche Persönlichkeiten hereinzuziehen, denn damals wandelten noch alle im rosigen Lichte und die Obrigkeit war ziemlich argwöhnisch, so daß es sehr ungewiß ist, ob ihnen mit Nennung ihres Namens, Beschreibung ihres Lebens, Wiedergabe ihrer Ansichten und Meinungen etwas Liebes geschehen wäre. Jetzt da-

gegen ist diese Beängstigung ganz beseitigt und so erhob sich denn die Frage, ob es nicht der Mühe werth wäre, das, was ich während der „Drei Sommer" im geselligen Verkehr erlebt habe, eingehend und doch nicht langweilig darzustellen. Diese Frage habe ich nach wenigen Tagen mit einem entschiedenen Ja beantwortet und sofort die vorliegende Arbeit begonnen, welche jenes Problem zu lösen versuchen soll. Die oben erwähnten Berichtigungen sind zwar an ihrem Orte auch zu finden, allein durch die Erweiterung des Horizonts sind sie jetzt sehr nebensächlich geworden."

„Wenn derlei von einem Nichttiroler gestellte Beiträge zur tirolischen Literaturgeschichte einer Entschuldigung bedürfen, so möchte sie in diesem Falle wohl darin liegen, daß die Anderen, die in dem Drama des Jahres 1844 mitgespielt, daß namentlich Beda Weber und Josef Streiter, ohne Memoiren oder Tagebücher zu hinterlassen, in die bessere Welt gegangen sind, so daß ich der einzige Ueberlebende, der Einzige bin, der über gewisse Vorgänge, die damals wenigstens dem lesenden und denkenden Publikum nicht unwichtig schienen, jetzt noch verläßigen Aufschluß geben kann."

So lautete eine Vorrede, welche vergangenes Jahr ein Wiener Blatt, die „Literarische Beilage zur Montags-Revue," in seiner Nummer vom 4. Juli mit sich brachte. Sie leitete eine längere Erzählung ein, die durch vierzehn Nummern jenes Blattes lief und „Literarische Unruhen in Tirol (Erinnerungen aus den Jahren 1842—44)"

betitelt war. Die Erzählung, so lange sie schien, war gleichwohl ziemlich kurz gehalten und sollte eigentlich nur erst die Unterlage für eine breitere Ausführung bilden. Dieser habe ich nun den ganzen Winter gewidmet und dabei nicht nur manches früher bei Seite gelassene Stück aus meinen eigenen „Schätzen," sondern auch sehr beträchtliche Beiträge aus dem reichen Segen meines letzten Bozner Herbstes hereingezogen. Ferner wurden einige monumentale Zeitungsartikel aufgenommen und endlich zur gefälligen Abwechselung auch etliche, auf das Tagebuch sich gründende Reiseschilderungen, welche eigentlich schon im Jahre 1846 in und mit den Drei-Sommern hätten ans Licht treten können, aber damals zurückgehalten wurden, weil sich in dem Buche kein Raum mehr für sie fand.

Ich wiederhole, daß von den Begebenheiten des Jahres 1844, so weit sie in unserm engern Kreise vor sich giengen, jetzt niemand mehr etwas weiß, auch niemand etwas wissen kann, da kein jetzt Lebender sie miterlebt hat. Aus diesem Grunde hören auch Pichlers Studien eben da auf, wo die Stürme eigentlich anfiengen. Es besteht da also eine Lücke, in welche dieses Büchlein treten mag. Wenn einmal — was doch auch sein könnte — die Geschichte der tirolischen Literatur geschrieben werden sollte, so wäre jene Lücke ohne diese meine Mittheilungen nur durch Conjekturen auszufüllen, allein die Wahrheit, die dokumentirte Wahrheit sagt mir dermaßen zu, daß ich sie auch den wohlwollendsten Conjekturen unbedingt vorziehe.

Die Arbeit wird, wie so vieles unter dem Monde, verschiedenen Urtheilen begegnen.

Manche können z. B. meinen, derartige, der Unsterblichkeit kaum würdige Händel der „mindern“ Leute dürften ohne Schaden der Vergessenheit anheimfallen oder in ihr liegen bleiben, allein gegen solche Meinung werden mir vielleicht die Tiroler zu Hilfe kommen und behaupten, daß in ihrem Vormärz ein ebenso ahnungsreiches und hoffnungsvolles Leben geschlagen, wie anderswo bei Hoch- oder Niederdeutschen, und daß alles, was hier erzählt wird, mit der Geschichte jener Tage als unauslösbarer Bestandtheil inniglich verbunden sei.

Der Titel war also früher: Literarische Unruhen in Tirol. Nun habe ich aber hienieden immerdar so viel zu citiren, daß ich der geringern Mühe wegen sehr viel auf kurze Titel halte, und da der jetzt gewählte nach richtiger Zählung um fünf Silben kürzer ist als der vorige, so habe ich ihm, sobald er mir eingefallen, schon deßwegen den Vorzug gegeben. Wie vorauszusetzen ist derselbe auch gar nicht unpassend, weil gerade das Wichtigste, was ich zu berichten habe, ganz enge mit der Feindschaft und dem Kriege zusammenhängt, in welchen Tirols bedeutendstes Sängerpaar eben damals gerathen war.

Bei all seinen Vorzügen hat dies Buch auch seine Fehler, namentlich Druckfehler, aber deren nur fünf, und von diesen ist der erste eigentlich ein Schreibfehler, da der Verfasser statt 24. Juli, wie es jetzt auf Seite 46 zu lesen, richtiger hätte 24. September schreiben sollen, wo-

gegen es schon mehr als Druckfehler erscheint, wenn auf Seite 182 für Achtundzwanzig die Zahl Achtundvierzig, Seite 287 für „die Muße“ leider „die Mühe“, Seite 427 für „belehnte“ ein nicht ganz entsprechendes „belohnte“ und Seite 429 für „die funkelnden Gassen“ weniger passend „die jubelnden Gassen“ gesetzt und — nicht korrigirt wurde.

München, Ende Mai 1882.

Der Verfasser.

I.

Der erste Sommer.

Von Bregenz nach Meran.

Im Jahre 1842 nach Christi Geburt erhob sich ein Verleger zu Karlsruhe, um ein Werk unter dem Titel: „Deutschland im neunzehnten Jahrhundert" herauszugeben. Dazu wurden verschiedene deutsche Schriftsteller herangezogen und mit ihnen über die Landschaften, die sie schildern sollten, verhandelt und abgeschlossen. In jenen großen Tagen nun, als zu Karlsruhe die deutschen Länder vertheilt wurden, als z. B. Anastasius Grün die grüne Steiermark erhielt, fiel mir die gefürstete Grafschaft Tirol zu, ein Loos, das mir sehr beneidenswerth schien, denn die blauen Zinnen der Alpen hatten meine Sehnsucht geweckt von Jugend auf und es schien mir ein großes Glück, mich jetzt auf ihren Höhen und in ihren Schlünden pflichtmäßig herumtummeln zu müssen.

Der Verleger in Karlsruhe gab aber sein Unternehmen noch im selben Jahre auf und es trat dann für ihn die literarisch-artistische Anstalt zu München ein, in

deren Verlag das Buch auch endlich im Jahre 1846 erschienen ist.

Ich war damals dreißig Jahre alt und saß im königlichen Kreis- und Stadtgericht München als ein Jünger der Themis. Ursprünglich hatte ich Philologie studirt, aber die Wallersteinsche Verordnung, die als Lehrer in den gelehrten Schulen nur noch Geistliche zuließ, hatte die Aussichten so verdüstert, daß ich ohne besondere Vorliebe — zur Jurisprudenz übergieng. Da ich doch etwas werden sollte, so gab ich allmählich um eine Advokatenstelle ein, entfaltete aber in meiner Werbung nur geringen Eifer, denn es war mir immer, als müßte sich noch einmal ein andres Pförtlein öffnen. Eine Zeit lang war auch wirklich die Rede, daß ich in die Redaktion der Allgemeinen Zeitung eintreten sollte. Sonst verfolgte ich zwar die historischen Disziplinen der Rechtsgelehrsamkeit, römische und deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, mit warmer Theilnahme, aber die geheimen Schönheiten der Paternitäts-Injurien-Schuld- und Gantprozesse zogen mich wenig an. Da noch überdies leicht vier bis fünf Jahre vergehen konnten, ehe ich Amt und Würde erwarten durfte, so schien mir ein Sommer in Tirol — denn ursprünglich sollte es nur Einer werden — eine sehr angenehme Unterbrechung des Kanzleilebens. Die Sache verzog sich aber noch einige Wochen und ich hatte Zeit genug, aus der dumpfen Schreibstube mit meinen geistigen Augen wie in ein Paradies voll der schönsten Blumen und Früchte, in Laubgänge voll hängender Trauben, auf grüne Höhen mit

freundlichen Alpenhäusern, sausenden Wäldern und rauschenden Wasserfällen, in alle Wunder des Hochgebirges und der Gletscherwelt hineinzuschauen.

Der erste der drei Sommer begann im Jahre 1842 am 26. Juli zu Bregenz am Bodensee, von wo ich mich in den Bregenzer Wald vertiefte, um etliche Tage in der Au, einem sehr schön gelegenen Dorfe des innern Waldes, zu bleiben. Dort nahm mich Unbekannten der junge, gebildete, leider früh verstorbene Dr. Schnell, praktischer Arzt daselbst, gar freundlich auf und theilte mir vieles mit, was in der Schilderung des Waldes sehr wohl zu verwenden war. Von dort stieg ich nach Tamils hinauf und „studirte“ mit großem Fleiße dies alte getreue Dörflein der längst verschollenen Herren von Montfort.

Es leuchtete ein schöner Morgen im August des besagten Jahres, als ich auf der Höhe des Arlbergs stand und einen jungen, wohlgebildeten Mann herankommen sah, der mich da nach Verabredung treffen sollte. Es war Julius v. Seckendorff, mein liebenswürdiger und geistreicher, in Sprachen und Literatur sehr bewanderter Freund, der vor drei Jahren zu Augsburg als Regierungs-Direktor aus dem Leben geschieden ist. Wir haben manchen Gang durch diese eben so schöne als schnöde Welt mit einander gethan und uns, was auf Reisen mitunter schwierig, stets sehr gut vertragen.

Nach herzlicher Begrüßung giengen wir den Berg hinunter und ins Tirol hinein und wanderten fort und fort, bis wir nach Vent im Ötzthale kamen. Von diesem

kalten Orte aus stiegen wir über den Niederjoch-Ferner ins warme Vinstgau hinunter. Nikodemus von Rosen war unser Führer. Ein herrlicher Tag voll großartiger Erscheinungen, den wir im Wirthshause zu Schnals in verzeihlichem Jubel über unsere Heldenthat beschlossen.

Um Mitte August kamen wir in das damals noch sehr stille Meran, fanden es aber noch recht warm und zogen rasch nach Bozen weiter, das uns gleichwohl auch nicht kühler dünkte. Nahe bei dieser Stadt liegt auf einer hügeligen Hochebene, 1200 Meter über dem Meere, das Dorf Jenesien, das eine weite Aussicht über den Thalgrund, frische Luft und treffliches Wasser bietet. Mein Freund hatte von München einen Empfehlungsbrief mitgebracht, den er, wenn irgendwo, auf jener Höhe abgeben mußte, da sich die Familie, an die er gerichtet war, nicht wie wir erwarteten, unten in der Stadt, sondern oben in der Sommerfrische befand. So hatten wir also Anlaß genug, jenes Dörflein zu ersteigen, was uns sonst wohl nicht eingefallen wäre. Wir kletterten also in großer Hitze durch Weinberge und Melonenbeeten, an römischen Thürmen und mittelalterlichen Burgen vorbei, über rothe Erde und rothen Fels immer aufwärts, bis wir die Höhe erreicht und unsere Familie gefunden hatten. Wir wurden freundlichst aufgenommen und mit den andern Gästen, deren Zahl sehr gering, sofort bekannt gemacht. Es war eigentlich eine Frauenkolonie, drei oder vier wohlhabende Boznerinnen, deren Männer zu dieser Zeit als Handelsleute in der weiten Welt herumfuhren.

Eine, vielleicht auch zwei von diesen Damen, waren recht hübsch, und da wir im Wirthshause, wo sie aßen und tranken, den ganzen Tag mit ihnen umgiengen, so wurden wir schon am nächsten Morgen auch richtig mit ihnen „getratzt", gleichsam als wenn wir ihretwegen heraufgestiegen wären, ein unschuldiger Scherz, der aber unserer Eitelkeit schmeichelte und uns den kurzen Aufenthalt sehr angenehm finden ließ. Nach zwei oder drei Tagen nahmen wir wieder Abschied von dieser heiteren Tafelrunde, ganz froh, so hübsche Frauen, aber etwas enttäuscht, die schönen Mädchen nicht gefunden zu haben, welche Lewald in seinem „Tirol" hieher verlegt. Man sprach in dem Wirthshause noch von ein paar jungen Wienern, die nicht lange vorher eigens hinaufgejagt waren, um diese Merkwürdigkeit zu besehen, sich aber, nachdem sie fruchtlos in alle Fenster geguckt, wieder zurückgezogen und, so lange man sie hören konnte, über Lewalds Schwindeleien geschimpft hatten.

Nachdem wir in dem heißen Bozen über Nacht geblieben, erstiegen wir damals auch den Ritten, eine andere, viel besuchtere Sommerfrische der Bozner, und kamen eben recht zu einem ländlichen Feste in der Wolfsgrube. Obwohl ganz fremd und unbekannt wurden wir doch sehr artig beigezogen und bewirthet. Dabei hatten wir auch die Ehre, mit einer Anzahl junger und schöner Mädchen aus den besten Ständen zu plaudern, welche jetzt wohl meist veraltet oder gar gestorben sind. Freund Julius schien die jungen Damen durch seine anmuthigen Scherzreden nicht unmerklich anzuziehen; ich kam etwas weniger

ins Gefecht und glaube auch niemand angezogen zu haben.

Vom Ritten stiegen wir nach Atzwang hinunter und von da wieder auf die prachtvolle Hochebene, welche der phantastische Schlern überragt. Im Bade zu Ratzes hatten wir Gelegenheit, das eigenthümliche Badeleben der Tiroler zu beobachten. Von dort giengen wir auf die Seißer Alm und dann abwärts nach Pufels, wo wir das Studium der Grödner Sprache begannen. In Gröden, in St. Ulrich, kamen wir gerade noch in die erste Flitterwoche des Herrn Lordschneider (laricineto), des jungen Rösselwirths, der soeben eine glückliche Ehe begonnen hatte und mich als seinen ersten und ältesten Gast noch jetzt in hohen Ehren hält.

Hier löste sich unsere Reisegesellschaft auf, da mein Gefährte, dessen Urlaub abgelaufen, rasch nach Hause wandern mußte, wogegen ich mit langsameren Schritten über den Brenner in die Landeshauptstadt zog. Diese erscheint im Verhältniß zu den Drei Sommern noch ganz jungfräulich, da sie dort gar nicht berührt ist, und dies erkühnt mich zu berichten, daß ich damals im „Stern" wohnte und mich ziemlich einsam fühlte.

Ich hatte nämlich nur mercantile Empfehlungsbriefe mitgebracht, weil ich andere in München nicht auftreiben konnte, und lernte daher bald mehrere sehr gefällige und höfliche Ladendiener und Buchhalter kennen, aber in die Kreise, auf welche ich hauptsächlich rechnen mußte, schien kein Weg zu führen. Auch konnte ich nach niemanden fragen, denn von den dortigen Celebritäten wußte ich so

wenig wie ein anderer Europäer. Doch fieng schon in den ersten Tagen einer von jenen Jünglingen, Herr Schreier, den ich vor zehn Jahren wieder in Brixlegg gesehen, wo er eine Restauration errichtet hatte, von Dr. Schuler und seiner Gattin zu sprechen an. Er sei ein sehr gelehrter Mann, der den „Tiroler Boten" redigire, und sie eine sehr schöne Frau; die müßte ich beide kennen lernen und er wolle mich aufführen. Wir giengen also des nächsten Morgens hin und fanden, da die Hausfrau ausgegangen, wenigstens den „Gnädigen", der mich sehr freundlich begrüßte. Ueber dem Divan, auf dem wir unser erstes Gespräch begannen, hiengen zwei schöne Oelbilder, deren eines den Gatten darstellte. Aus diesem hatte aber auch die kühnste Kunst nichts zu schaffen gewußt, denn seine Gestält war gar zu unscheinbar und zu „verhuzelt", und aus seinem kleinen Gesichtchen lugte nicht der zehnte Theil des Geistes, der in ihm waltete; das andere Bild dagegen zeigte eine schöne, großartige Frau; nur daß die Wirklichkeit, die ich zwar erst im nächsten Jahre kennen lernte, zu diesem schöpferischen Wurfe des Malers nicht mehr ganz stimmte. Er, der kleinköpfige, farblose Mann, sah aus wie der bleiche Mond, sie wie die strahlende Sonne.

Unter meinen Empfehlungsbriefen fand sich aber doch auch ein nicht mercantiler, den mir eine freundliche Hand in Bozen mitgegeben. Diesem verdankte ich die Bekanntschaft des Konzeptspraktikanten Johannes Wieser, eines sehr zuvorkommenden jungen Herrn, den ich später im

Zillerthal als Bezirkskommissär, noch später zu Innsbruck als Statthaltereirath wieder fand. Er lebt da jetzt im Ruhestand und besitzt eine ganz ansehnliche Sammlung von Antiquitäten, Kupferstichen und Autographen, welche er sehr gerne besichtigen und nach Verdienst bewundern läßt. Dieser neue Freund führte mich nun zu seinem Oheim, dem Gubernialsekretär Dr. J. J. Staffler, dem Herausgeber des trefflichen statistischen Werkes über Tirol und Voralberg, „der mir aber über die Abstammung der Walser auch nichts zu sagen wußte“,* so daß mir dieselbe erst später durch Ildefons von Arx, Albert Schott und namentlich Kustos J. Bergmann (Untersuchungen über die freien Walser in Graubünden und Vorarlberg; Wien, Karl Gerold 1844) klarer wurde. Dr. Staffler, der nach und nach in hohe Würden vorrückte, bald darauf Kreishauptmann zu Bruneck, später Statthaltereirath zu Innsbruck wurde, blieb mir sein Leben lang gewogen; mit Dr. Johannes Schuler, der damals ständischer Archivar, verband mich bald eine enge Freundschaft.

Dieser war 1800 geboren und schon einmal Novize im Kloster Fiecht gewesen, dann aber aus- und ins juridische Studium eingetreten. Nachdem er sich zu Padua den Doktorhut geholt, suchte er eine Professur an der Hochschule zu Innsbruck zu erringen, errang sie aber nicht, da man ihn verdächtiger Gesinnungen für verdächtig hielt. So lebte er als Praktikant beim Gubernium, bis ihm das

* Die Anführungszeichen bei derlei Sätzen bedeuten, daß diese wörtlich aus dem Tagebuche entnommen sind.

ständische Archiv übertragen wurde. Im Jahre 1849 wurde er endlich zum Professor der Rechtsphilosophie an der heimischen Universität ernannt.

Was früher Johann Wolfgang von Goethe für Deutschland, das war damals Johannes Schuler für Tirol — der Vertraute aller jungen Dichter, der Rathgeber aller Schaffenden, der Richter über alle ihre Schöpfungen. Obgleich er sehr wenig, eigentlich nur drei Novellen, geschrieben, galt er, wenn nicht als der erste Schriftsteller, doch als der erste literarische Sachverständige des Landes. Er glaubte zu ahnen, daß Tirol am Vorabende einer bedeutenden poetischen Explosion stehe, die wohl auch die Augen des Auslandes auf das bisher übersehene Ländchen ziehen würde, und so hatte er seine Freude daran, immer einen verehrenden Kranz heimlicher Dichterlinge um sich zu schauen, denen er gerne eine große Zukunft weissagte. Er stand im Lande wie ein Maibaum, an dem alle die jungen Streber, die auf schönere Tage hofften, emporzuklettern trachteten. Alle die mancherlei Keime, die aus dem kalten Boden sproßten, suchte er an seinem warmen Herzen groß zu ziehen. Und in der That, als nach den Märztagen die Censur, die auch ihn so viel geplagt, gefallen war, traten zu Innsbruck sofort ein halbes, vielleicht ein ganzes Dutzend junger Poeten aus den vormärzlichen Nebeln heraus und versetzten ihre Gedichte ins Licht der Oeffentlichkeit. Es fand sich aber sehr Weniges darunter, was für die Unsterblichkeit bestimmt schien, und Vater Schuler mußte dann öfter den Vorwurf hören, er hätte

seine Jungen lieber zu wissenschaftlichen Studien als zu solchen Tändeleien ermuntern sollen.

Ferner erhob er sich wie ein Leuchtthurm für alle, die in der tirolischen Nacht sich nach Licht, nach frischer Morgenluft, nach geistiger Erlösung sehnten. Es wurde damals in den gebildeten Ständen viel Lektüre getrieben, vielleicht mehr als jetzt, wo die großen Wiener Zeitungen alle Mußestunden ausfüllen. Außer der neueren Belletristik fanden aber auch die Schriften der deutschen Philosophen, der Hegel, Strauß, Feuerbach und anderer ein wohlgeneigtes Publikum. Das war zwar alles verboten, aber durch und von Dr. Schuler war alles zu erhalten. Aus seinen Händen giengen nun solche Bücher in weiten Kreisen durch das Land. Seine reiche Bibliothek stand ohnedies jedem Tiroler offen. Professor Flir, Professor Schönach, der Kaplan Ruf und andere labten sich reichlich an dieser Quelle.

Obgleich Dr. Schuler in seinem Archive, für den Landtag, in Gemeindesachen und allerlei anderen Richtungen sehr thätig war, so ließ er sich doch nie eine Mühe ansehen. Er schien nur für seine Freunde, für anregendes Gespräch, für geistreiche Unterhaltung zu leben. Er versäumte keinen Frühschoppen, saß Nachmittags pünktlich im Hofgarten und des Abends ebenso zuverlässig bei der goldenen Sonne im „Judenstübel“, wo es mitunter sehr lustig hergieng. Die muntern Herrn von Innsbruck erwiesen sich auch immer sehr dankbar für die vielen Opfer, die er ihnen brachte; nur sein katonischer Freund, Dr. J. Streiter

zu Bozen, zeigte sich weniger verpflichtet und nannte ihn einmal sogar den Sultan im Schlaraffenland.

Als eine besondere, unverbesserliche Eigenheit des verehrten Mannes wäre noch hervorzuheben, daß er zwar sehr gerne las, aber sehr ungerne schrieb. Namentlich im freundschaftlichen Briefwechsel sei er gar zu saumselig und träge gewesen und so habe er manches Herz erkältet, das früher warm für ihn geschlagen.

In den ersten Honigmonden der Freiheit meinten nun Viele, der allgemein beliebte Mann, der bald zum Vicepräsidenten des Tiroler Landtages erwuchs, würde als ein streitbarer Heerführer der Liberalen gegen das alte frühlingsscheue Tirolerthum auftreten, allein der traurige Gang der Dinge zu Wien und Frankfurt hatte ihm das Herz umgekehrt und er entsprach jenen Erwartungen keineswegs. Er konnte sich schon in der Paulskirche, wo er das Innthal zu vertreten hatte, nicht von seinen geistlichen Genossen, von Beda Weber, Alois Flir, Vincenz Gasser u. dergl. trennen, und als er nach Hause gekommen, zeigte er noch deutlicher als vorher, daß er nicht in der Vorderreihe kämpfen, sondern für sich und sein Haus nur Ruhe und Frieden erstreben wolle. Die Innsbrucker Freunde erklärten diese Wandlung unschwer aus dem milden, versöhnlichen Wesen des Freundes und nahmen sie daher mit Schonung auf, aber der eben genannte Dr. Streiter las ihm damals in einem österreichischen Blatte desto schärfer den Text; so zwar, daß jener diesem ankündigen ließ, er werde ihn auf Pistolen nach Brixen fordern. Streiter erklärte sich

bereit, aber Schuler ließ nichts mehr von sich hören und so gieng die Häkelei ohne Blutvergießen aus.

So viel zur Charakteristik des friedlichen Musenführers, der trotz seiner kleinen Schwächen immerhin sehr liebenswürdig war. Man hat öfter behauptet, er sei zu ehrgeizig gewesen — dagegen wurden seine Bescheidenheit und Verträglichkeit, sein reiches Wissen, seine vielen Verdienste um Stadt und Land niemals bestritten. Sein weiteres Leben ist hier nicht zu verfolgen. Er starb am 12. Oktober 1859, gerade als er glaubte, daß für Oesterreich wieder ein neuer Morgen dämmere. „Jetzt," sagte er an seinem letzten Tage, „jetzt käme meine Zeit! Nur drei Jahre möcht' ich noch leben — nur drei Jahre!" Aber drei Stunden später war er entschlafen.

Schulers „Gesammelte Schriften" sind 1861 „von seinen Freunden" herausgegeben worden. Es leitet sie ein sehr gut geschriebener Lebensabriß ein, welchen Herr A. v. Schullern verfaßt hat.

Nachdem ich etwa acht Tage in der Landeshauptstadt verweilt hatte, zog ich wieder davon und stieg auf weiten Umwegen, die ich schon anderswo beschrieben, über den Krimler-Tauern und durch das Ahrnthal nach Bruneck hinunter, wo ich am 13. September ankam. Beim Abendtrunke in der Runde seiner Herren (in der Bierstube beim Kirchberger) redete mich da der Kreishauptmann an, Josef Th. von Kern, einer der besten Männer in Tirol, belesen, geistreich, witzig und ausgezeichnet in seinem Amt. In gemüthlicher Schwabenmanier — denn er war in

Pfullendorf geboren — fragte er, woher ich komme, wohin ich trachte und so geriethen wir bald in ein heiteres Gespräch, an das wir uns später noch oft erinnerten. Er hatte das Pusterthal zweiundzwanzig Jahre lang kräftig und milde verwaltet, viele löbliche Unternehmungen gegen große Hindernisse durchgeführt und ward auch von der Bevölkerung mit hohen Ehren und innigster Dankbarkeit verabschiedet, als er bald darauf zum Gubernialrath befördert und in die Landeshauptstadt versetzt wurde. Es wird später noch oft die Rede von ihm sein, denn er hielt sehr viel auf mich und wir standen bald auf dem vertraulichsten Fuße. Nachdem die Drei Sommer in Tirol vorüber waren, schrieben wir uns auch mitunter, bis er im Jahre 1859 von hinnen schied. Er hinterließ einen trefflichen Sohn, Theodor v. Kern, mit dem die Freundschaft fortbestand. Dieser wurde in jungen Jahren Professor der Geschichte zu Freiburg, starb aber, viel zu früh, an einer Brustkrankheit zu Montreux im Jahre 1873.

Nach kurzem Aufenthalte zu Bruneck gieng ich damals durch Enneberg und Buchenstein ins Fassa-Thal und stieg dann über Wälschenoven nach Bozen hinunter.

Ende September war ich zu Meran, wo ich einen Landsmann kennen lernte, dem ich in München nie näher gekommen war, den jungen J. Friedrich Lentner, den Maler und Dichter, der seiner schwachen Lunge wegen damals nach milderen Lüften ausgegangen und in Meran geblieben war — ein munterer, aufgeweckter, unternehmender Jüngling, der in das stille Städtchen bald mancherlei

Kurzweil und ein lustiges Leben brachte. Er mußte leider schon im Jahre 1852 ins bessere Jenseits wandern, hat aber in Meran ein sehr gutes Andenken hinterlassen; ebenso auf dem Schlosse zu Lebenberg, dessen illustrirte Chronica, wie er sie geschrieben und gemalt, jetzt Herr Plant in Meran herausgegeben hat.

Über meinen seligen Freund Lentner habe ich schon so vielfach geschrieben, daß ich hier nicht wieder auf ihn zurückkommen, sondern lieber auf die „Wanderungen im baierischen Gebirge" zweite Auflage, Seite 57, „Drei Sommer in Tirol", zweite Auflage, 3. 156, auf das Büchlein: „Aus Tirol", Seite 69, namentlich aber auf die „Novellen von J. F. Lentner", Stuttgart 1855, Verlag von Gebrüder Scheitlin, hinweisen will. Der erste und bisher auch einzige Band dieser Novellen enthält eine nachgelassene Erzählung aus dem Tiroler Volksleben, „Der Plattebner und seine Kinder" und einen ziemlich ausführlichen Lebensabriß des dahingegangenen Verfassers, welchen ich selbst zusammengestellt. Der zweite Band sollte einige kleinere Erzählungen enthalten, die früher in verschiedenen Zeitungen gestanden, und war von mir auch schon druckreif hergerichtet. Nun hatten zwar, ehe ich Hand ans Werk gelegt, verschiedene Tiroler Herren und Frauen sich gebärdet, als ob sie den Tag, der Lentners gesammelte Novellen brächte, kaum erwarten könnten; aber als der erste Band ans Licht getreten, hatte sich jenes Verlangen wieder ganz verloren und das Büchlein erlebte so wenig Glück, daß der Verleger sich nicht ent=

schließen konnte, ihm den zweiten folgen zu lassen. Gebrüder Scheitlin verkauften nun bald darauf in aller Stille, d. h. ohne mich etwas wissen zu lassen, ihr Geschäft mit dem Plattebner und auch mit meinem Büchlein: „Zur rhätischen Ethnologie", das sie ebenfalls in Verlag genommen, an einen Stuttgarter Buchhändler, der aber ein schlechtes Ende nahm, so daß sein gesammter Verlag unter den Hammer kam, worauf dann einzelne Bestandtheile desselben abermals, vielleicht mehrfach veräußert wurden. Von allen diesen Vorgängen hörte ich „kein Sterbenswörtlein" und als ich während des Novembers 1880 im Meraner Alpenverein einige Vorträge über rhätische Ethnologie hielt und mitunter gefragt wurde, wo denn das Büchlein gleichen Namens, das ich öfter citirte, zu finden sei, mußte ich mit Erröthen gestehen, daß mir dies ebenso unbekannt, wie der zeitweilige Aufenthaltsort des Plattebners und seiner Kinder. Die dortige Pötzelbergersche Buchhandlung stellte nun aber geeignete Nachforschung an und überraschte mich dann mit der Kunde, daß der glückliche Besitzer der beiden Artikel Herr J. F. Schreiber, Verlagsbuchhandlung in Eßlingen, sei. Ich gab mir nun die Ehre, mich diesem Herrn schriftlich vorzustellen und ihn als meinen Patronus zu begrüßen, worauf er den Gruß zwar freundlich erwiderte, aber mir auch zugleich zu wissen that, daß der Plattebner mitsammt der Lebensbeschreibung seines Verfassers ganz verschollen, vergessen und vergilbt sei, die Rhätische Ethnologie dagegen alle Jahre durchschnittlich mit vier Exemplaren in die weite

Welt ausgehe, um diese über Ursprung und Herkunft der jetzigen Rhätier geeignet aufzuklären. Er fügte noch gefälligst bei, daß nach diesem Maßstabe etwa dreißig Jahre vergehen würden, bis die Welt, wenn sie bis dahin nicht untergegangen, das Bedürfniß einer zweiten Auflage verspüren dürfte — und daß das Material zum zweiten Bande der Novellen verloren gegangen sei. Letzteres ist höchlich zu bedauern, denn die Erzählung: „Einer wie Alle", welche das Sturmjahr 1848 schildert, wie es sich in Meran abspielte, ist mit unvergleichlichem Humor geschrieben.

II.

Beda Weber.

Unter den kleinen Merkwürdigkeiten, unter den kleinen und großen Männern der Stadt Meran nahm Pater Beda Weber damals unbestritten den ersten Rang ein. Die gebildeten Weltkinder aus dem protestantischen Norden fanden es sehr wunderlich, daß ein Mönch im finstern Etschland nicht allein Verse machte, sondern auch Bücher schrieb, und sie nahmen ihn daher gerne in Augenschein. Sie erstaunten wohl noch mehr, als sie gewahren mußten, daß er nicht nur Latein und Griechisch, sondern auch die neueren Kultursprachen verstand und zu gebrauchen wußte. Nicht minder hatte er schon einmal (1829) eine längere Reise nach Italien, nach Florenz, Assisi und Rom, später

einige kürzere nach Mailand, Verona, Venedig unternommen und war auch von diesen nicht ohne erhöhten Nimbus zurückgekehrt. Ueberdies war er die letzten Jahre mit Phillips und Görres, die ihre Ferien in Südtirol verbrachten, vielfach herumgezogen und dadurch selbst ungemein gehoben worden. Ferner genoß er den Ruf eines vorzüglichen Lehrers und seine Schüler loben jetzt noch dankbar seine Art.

Sie wissen noch viel zu erzählen von der einnehmenden, geistreichen Manier, mit der er alle Lehrgegenstände zu behandeln und die trockensten Materien genießbar zu machen pflegte. Er hielt sehr viel auf die Werke der Poeten und suchte seine Jungen nach Thunlichkeit mit den deutschen Dichtern, mit Horatius und dem alten Homer, ja selbst mit dem Lied der Nibelungen vertraut zu machen. Eine besondere Freude gewährte es seiner Schule, wenn er sie in einen schattigen Wald, auf eine aussichtige Höhe führte, dort ein Buch herauszog und mit wohlklingender Stimme ein schönes Gedicht, eine romantische Ballade oder ein Stück aus den Irrfahrten des göttlichen Dulders Odysseus vortrug. Die Epheben taumelten dann ganz wonnetrunken nach Hause, bemühten sich edlere Sitten anzunehmen und freuten sich schon wieder auf das nächste Mal.

Auch als Kanzelredner hatte er einen großen Namen. Wenn er bei feierlichen Gelegenheiten in irgend einer Dorfkirche zu predigen hatte, so kamen die Landleute von weit und breit herbei und gestanden, wenn er zu Ende

war, in einem Athem, daß sie die Predigt zwar wunderschön gefunden, aber leider nichts davon verstanden hätten.

Was die äußere Stellung dieses interessanten Mannes betrifft, so war derselbe also dazumal Lehrer am Gymnasium zu Meran. Um auch von dieser Anstalt einiges zu berichten, so sei erwähnt, daß weit oben bei dem Städtchen Glurns im Vinstgau, auf waldiger Höhe ein einsames Kloster liegt, welches Marienberg heißt und im zwölften Jahrhundert für die Jünger des heiligen Benedikts gestiftet worden ist. Als sich nun um das Jahr 1722 das Gerücht verbreitete, daß die Chorherren zu Polling im Baierland unter dem Schutze der Grafen von Trapp, die im obern Vinstgau reich begütert sind, in dem Städtchen Glurns ein Gymnasium und Konvikt zu errichten gedächten, befiel die Männer von Meran keine geringe Eifersucht und sie entschlossen sich sofort, Hand in Hand mit dem Stift Marienberg alle erlaubten Mittel aufzubieten, um diese Anstalten für ihre Stadt zu gewinnen, was sie denn auch nach vielen Verzögerungen und Hindernissen im Jahre 1727 glücklich zu Stande brachten. Seitdem hat nun der Abt von Marienberg das Recht und die Pflicht, das Gymnasium zu Meran mit seinen Klosterherren zu besetzen, und stand dasselbe, das früher auch nicht besser gewesen als die andern im Lande, gerade zu dieser Zeit, in besonderem Ansehen. Dazu hatten Beda Weber und Pater Albert Jäger, sein jüngerer Amtsgenosse (geboren 1801 zu Schwaz), das Meiste beigetragen. Letzterer hatte insbesondere den Unterricht in der Geschichte

erfreulich umgestaltet, indem er, was bis dahin unerhört, die Historie nicht mehr aus dem vorgeschriebenen langweiligen und geistlosen Lehrbuch, sondern in freier fließender Rede vortrug. Albert Jäger hat in seinem Fache viele verdienstliche Werke, darunter drei größere, eine Geschichte des baierischen Einfalls im Jahre 1703, eine Geschichte der Streitigkeiten des Kardinals von Cusa mit Herzog Sigmund dem Münzreichen und eine Geschichte der landständischen Verfassung von Tirol zu Tage gefördert, war lange Jahre Professor der österreichischen Geschichte an der Universität zu Wien und lebt jetzt noch in hohem Greisenalter zu Innsbruck.

Ich stand übrigens schon in geistiger Beziehung zu Beda Weber, da ich mir in Bregenz sein kleines Handbuch für Reisende in Tirol angeschafft hatte. In Meran fragte ich, wie sich von selbst versteht, sofort nach dieser an Ort und Stelle viel besprochenen Persönlichkeit, und F. Lentner, der fast täglich mit ihr verkehrte, erbot sich auch gleich, mich derselben vorzustellen.

Wir trafen den Löwen von Meran auf seiner Stube in einer eigenthümlichen Lage. Er war nämlich eben daran, sein Büchergestell erweitern zu lassen und weil er die Arbeit beschleunigt sehen wollte, hatte er drei Schreiner von Meran auf einmal zu sich berufen, drei rüstige Männer im kräftigsten Alter, welche in etliche Bretter gerade etliche Dutzend Löcher gebohrt hatten. Als wir nun eintraten, war eben die Zeit gekommen, wo sie etliche Dutzend Nägel mit unermeßlichem Eifer hineinzuschlagen begannen. Ich

habe auf dieser Welt schon manchen Lärm gehört und wieder vergessen, aber jene gellenden Hammerschläge, die von allen vier Wänden betäubend wiederhallten, sie klingen mir noch immer nach. Ueberdies schien es, als ob die Handwerksleute, um unsern Eintritt zu feiern, noch cyklopischer darauf loshämmerten, als zuvor. Unter dieser entsetzlichen Musik tauschten wir die ersten Grüße aus, schüttelten uns die Hände und stellten uns alle drei am Fenster auf. Wir beide, Beda und ich, schrieen uns mit titanischer Anstrengung ins Ohr, daß wir uns sehr gefreut, uns einmal zu sehen und kennen zu lernen, brachten uns auch auf diese Weise verschiedene Artigkeiten bei und machten sogar den Versuch, über tirolische Urgeschichte zu sprechen; der zarte Lentner aber mit seiner schwachen Brust konnte gar nicht mitthun und warf mir ein verdrießliches Gesicht zu, das seiner Sehnsucht nach Ortsveränderung deutlichen Ausdruck gab. Nachgerade hatte ich auch in der Seitenwand eine Thüre bemerkt, welche in ein Nebenzimmer zu führen und mir daher eine sichere Rettung zu versprechen schien. Ich deutete nun freundlich auf diese Thüre hin, nahm den Herrn Professor bei der Hand und lud beide ein, mir in jenes Gemach zu folgen. Als wir darinnen waren, zog ich die Thüre hinter uns zu, was so angenehm wirkte, daß mein neuer und gelehrter Freund in die Worte ausbrach: Ich danke Ihnen wahrhaftig, daß Sie uns da hereingeführt; es ist gar zu arg da draußen!

Beda Weber war übrigens damals vierundvierzig

Jahre alt, eine hohe, fleischige und daher imposante Gestalt. Sein Gesicht war etwas blatternarbig und die Farbe bleich und gelblich. An den psychischen Ausdruck, der darin lag, erinnere ich mich nicht mehr so genau, daß ich davon reden möchte. Eine gewisse hochmüthige Derbheit, ein anspruchsvolles und rücksichtsloses Selbstbewußtsein war aber in seinem ganzen Wesen kaum zu verkennen. Einen bedeutenden Eindruck scheint er mir damals nicht gemacht zu haben, da das Tagebuch nichts weiter sagt als: „Pater Beda ist ein freundlicher Mann, der mir die Aushängebogen seiner Gedichte zeigte.“ Er trug, wie sich von selbst versteht, den langen, schwarzen Talar der Benediktiner und wenn er über die Gasse gieng, einen schwarzen runden Hut.

Er wachte mit sichtlicher Sorgfalt über seine äußere Erscheinung. Er gieng immer mit gemessenen, würdevollen Schritten durch das Städtchen, Talar wie Hut waren immer fleißig ab- und ausgebürstet, seine Wäsche immer rein. In der Hand trug er gern sein Taschentuch, welches, da er nicht schnupfte, stets blütenweiß war — lauter Erscheinungen, welche ihn von seinen Chorbrüdern sehr merklich abhoben, da diese auf Eleganz viel weniger Werth legten (nur Albert Jäger wurde ihm auch in dieser Beziehung gleichgestellt). Die heilige Messe las er in seiner eigenen Weise, nicht ohne einen theatralischen Anflug. Wenn er sie beginnen sollte, so kam er jeweils hoch aufgerichtet aus der Sakristei heraus und eilte mit gigantischen Schritten auf den Altar zu, gleich als ob er diesen

im Sturme nehmen wollte, ein Auftreten, das seine Schüler hinter seinem Rücken mitunter spöttisch nachäfften. Auch seine Handbewegungen, seine Kniebeugungen, kurz alle Verrichtungen am Altare zeigten einen eigenen, nur ihm gehörigen Zug. Von den Klosterregeln und den Vorschriften, die für die Lehrer gegeben waren, suchte er sich möglichst frei zu halten. Beim Abendessen, das um sieben Uhr vor sich gieng, war er häufig nicht zu sehen* und fand auch selten nothwendig sich deßhalb, wie es vorgeschrieben, beim Superior, dem sanften Pater Placidus, zu entschuldigen. Wegen dieser und mancher andern Unbotmäßigkeit soll Pater Placidus heimlich manche Thräne vergossen haben. Im Uebrigen war er unter den Männern aus verschiedenen Gründen nicht beliebt, dagegen fand er bei dem schönen Geschlechte großen Anklang und einige ältere Damen in Bozen bezeigten ihm eine fast schwärmerische Verehrung.

Geboren war er 1798 zu Lienz, einer Stadt im Pusterthale, welche sich jetzt auch eine Beda-Weber-Straße beigelegt hat. Seine Eltern bauten ein kleines Gut und ließen ihn das Schusterhandwerk lernen. Er war als Geselle bereits freigesprochen, als ihm sein ehemaliger Lehrer, ein Jünger des heil. Franziskus, einmal auf der Gasse begegnete und ihn dringend aufforderte, sich den Studien und dem geistlichen Stande zu widmen. Der Jüngling konnte dieser Aufforderung nicht widerstehen. So

* Nach den unten folgenden Briefen scheint er nur weggeblieben zu sein, wenn er stark zu arbeiten hatte.

gieng er denn zu Bozen bei den Franziskanern in die Schule und verfolgte seine Ausbildung zu Innsbruck, Brixen und Trient, um schließlich 1821 in den Benediktiner-Orden und in die schon oben besprochene Abtei Marienberg im Vinstgau einzutreten. — Im Jahre 1826 stellte ihn sein Abt als Professor an das Gymnasium zu Meran, was er jedenfalls gerne hinnahm, da ihm der Aufenthalt in dieser Stadt und der Umgang mit ihren Einwohnern und den mancherlei Gästen gewiß mehr Unterhaltung und Anregung bot, als das öde, weltentlegene Marienberg.

Eine Unterbrechung jener Thätigkeit trat im Jahre 1839 ein, wo er auf seine Bitten als Kaplan nach dem stillen Dörflein St. Martin im Passeier gesandt wurde. Dort blieb er bis zum Jahre 1841 und kehrte dann wieder neugestärkt in seine frühere Stellung an dem besagten Gymnasium zurück.

Im Frühling 1848 wurde er vom Meraner Bezirk in das Parlament zu Frankfurt am Main gewählt. Er war der tirolischen Zustände überdrüßig und sehr froh, als es ihm gelang, daselbst zum Stadtpfarrer ernannt zu werden. Dort starb er am 28. Februar 1858.

Der Trieb, Bücher zu schreiben, hat ihn, wie es scheint, erst spät ergriffen, wenigstens zählte er schon fünfunddreißig Jahre, als er mit einer Uebersetzung der sechs Bücher vom Priesterthum, die wir dem heiligen Chrysostomus verdanken, ans Licht trat. Im Jahre 1836 erschien „Meran und seine Umgebung“; im Jahre 1838 „Das Land Tirol“ in drei Bänden, ein stoffreiches, emphatisch

geschriebenes Werk, das wohl lange Arbeit erheischt hat, aber nicht sehr zuverlässig ist. Für die Ergießungen seines heißen, immer siedenden Herzens hatten nun diese Bücher wenig Raum geboten, aber desto reichlicher konnten sie in einem Werke hervortreten, welches „Tirol und die Reformation“ betitelt und 1841 erschienen ist.

Im Verlaufe seiner historischen Studien war der Verfasser nämlich an die Schriften der Giovanna Maria della Croce, einer geistreichen und zu ihrer Zeit höchst einflußreichen Nonne zu Roveredo, gerathen und hatte dabei „ein allseitiges Eingehen in die religiösen Erscheinungen des siebzehnten Jahrhunderts nothwendig gefunden.“ Diese Giovanna, Hellseherin und Prophetin, vielmehr die Lektüre ihrer hinterlassenen Schriften, welche in elf geschriebenen Quartbänden bestehen, hat den geistreichen Forscher, wie leicht zu merken, in einen mystischen Dunstkreis gezogen, wo er den gesunden Menschenverstand ganz daran gab und nur noch Mirakel sah. Aus dieser Gemüthslage gieng dann jenes merkwürdige Buch hervor, in dessen vier ersten Kapiteln die Einflüsse der Reformation, jedoch meines Erachtens etwas verkehrt geschildert werden, denn die unglaubliche Sittenlosigkeit und das ganze Sündenleben, wie es damals das Land Tirol verpestete, gieng doch weniger von Wittenberg aus, als von der eingeborenen Sinnlichkeit der Landeskinder, dem schlechten Beispiele der Fürsten, von dem plötzlich erwachsenen Reichthum und der schnell einreißenden Ueppigkeit, die ihn begleitete, vor allem aber von der wüsten Zuchtlosigkeit des Klerus, die ja den ersten

Anstoß zur Reformation gegeben hat. Die andern einundzwanzig Abschnitte beschreiben dagegen den „Kreuzzug der Verzückten aus Italien nordwärts", d. h. die Einwanderung italienischer Sendlinge und die durch sie und ihre Gönner bewirkte Wiederherstellung des katholischen Lebens im Lande. Alle diese Mönche und Nonnen, diese „Verzückten", wie ihre Anhänger und Anhängerinnen, liegen nun „unaufhörlich in unbeschreiblichen Gluten heißester Liebe," „durchwogt von dem Glühen der tiefinnersten Feuerwelt in der bewegten Seele," „versunken ins Flüsterleben der reinsten Liebe," „in maßloser Sehnsucht nach dem verlorenen Himmel," „in wonnevollster Trunkenheit, im verzehrenden Feuer, in der Flammeninbrunst der heißesten Gottesliebe," „in den süßesten Herzensgluten, den unbeschreiblichen Wonnen ekstatischer Verzückungen, in den Glutgefühlen heiliger Andacht, in den heißesten Gluten der innigsten Vereinigung mit dem himmlischen Bräutigam" u. s. w. Die verzückten Frauen hatten übrigens mit den seltsamsten Zuständen zu thun. Daß aber, „die unaufhörlichen Krämpfe geheimnißvoller Art, wie sie in (weiblichen) Leibern einheimisch werden, die das Uebermaß der einrauschenden Gottesgewalt nicht zu fassen vermögen," von der Wissenschaft nicht allein den himmlischen Einflüssen, sondern ebenso sehr einem gestörten Geschlechtsleben zugeschrieben werden, scheint der Verfasser nie gehört zu haben. Die Erzählung wälzt sich unabläßig in einer schwülen Hitze des Ausdrucks dahin. Fast alle Adjektive stehen im Superlativ und „ungeheuer," „unberechenbar,"

„unermeßlich" sind die Beiwörter, die am öftesten wiederkehren. Man empfindet fort und fort, daß keine Wahrheit in dem Buche, daß alles maßlos übertrieben ist. Ein feinerer Geschmack wird sich mit diesem Stile schwer befreunden und trotz vieler unfreiwillig komischer Stellen, die uns ein mildes Lächeln abfordern, ist die Lektüre, zumal da fast alle Sätze gleich gebaut sind, doch sehr monoton und ermüdend. Uebrigens ist nicht zu verkennen, daß der Mystiker von Meran in Stil und Darstellung zunächst die Schriften seines Münchner Meisters, des großen Josef von Görres, als Muster vor Augen gehabt.

Jene Verzückten waren aber mitunter sehr wunderliche Heilige. So schleppte Bartolomeo Saluzzo immer ein großes hölzernes Kreuz mit sich, auf dem er die Nacht zubrachte. So oft er auf der Gasse in den Koth fiel, küßte er die Erde und rief mit lauter Stimme: „Gelobt sei Jesus Christus!" Oft legte er sich im Speisesaal auf den Boden und bat die Brüder, ihm zur Abtödtung ins Gesicht zu treten. Als er sich einst ermüdet an einen Baum lehnte, der schon abgeleert war, fieng dieser neuerdings zu blühen an, „wohl das schönste Sinnbild der neu aufwachenden religiösen Begeisterung in Italien als Gegengewicht gegen die blütenzerstörenden Stürme der Reformation in Deutschland." Nach Rom zurückberufen, wurde er dort von seinen Obern allerdings als Betrüger behandelt, erlebte aber eine Verzückung nach der andern, wobei ein so heftiges Flammen und Leuchten aus seinem Angesichte sprühte, daß es niemand in seiner Nähe aus-

halten konnte. „O überglücklich," sprach er, „jede Seele, die eingegangen ist ins Brautgemach ihres Bräutigams, sich gewöhnend an Lust und Umarmung ihres Gottes?"

Der Barfüßermönch Domingo, ein Spanier, spie nach jeder Verzückung Blut aus, das man auffieng und aufbewahrte, „als Andenken der Liebesstürme, die in seinem Innern rasten, zum großen Nachtheile des sinnlichen Lebens."

Dem Vater Euphemius, dem italienischen Prediger zu Innsbruck, „kam oft lustiger Tanz in die Füße aus überschwänglicher Liebeslust im süßesten Gefühle des Heilands." Auch Bruder Matteo, sein Gefährte, mußte immer tanzen, wenn er den Namen Paradies aussprechen hörte. Oft tanzten sie beide voll fröhlicher Himmelslust bei nächtlicher Stille im Dämmerlicht der Kirche.

Fra Tommaso von Bergamo bat seine Freunde dringendst zu beten, daß er „ein wahrhaft rasender Liebhaber seines Erlösers" werde. Derselbe schrieb auch einmal: „Ich verbrenne, ich verlodere, ich sterbe! Deine Liebe ist mein Tod, o süßester Jesus! Lieber will ich mit dir in der Hölle, als ohne dich im Himmel sein! O, warum bin ich kein Gott in deinem heiligen Dienste? Meine Gottheit würde ich dir freudig zu Füßen legen und mich vernichten, um dich zu verherrlichen!"

Fra Vito, „der stille Laienbruder von Trient," war oft vor Liebe (zum Heiland) so ganz krank, so matt und an allen Gliedern zerschlagen, daß man ihn wie todt ins Kloster zurücktragen mußte. „Bei jedem heiligen Gedanken"

pflegte derselbe wie geflügelt in die Höhe zu steigen und weite Strecken durch die Luft zu schweben. Als er das erste Mal zu Venedig in die Markuskirche trat, entzückte ihn deren Anblick dergestalt, daß er sich alsogleich bis ans Gewölbe emporhob und dieses mit seinem Haupte berührte, gewiß auch einige Zeit da schweben blieb, so daß die Frage entsteht, wie sich die anständigen Damen, die damals in der Markuskirche ihrer Andacht oblagen, verhalten, ob sie ihm nachsehen, oder die keuschen Augen niederschlagen sollten.

Wenn der Verfasser ferner erzählt, Fra Vito habe vor den Menschen selten von der Liebe Gottes geredet und „seine Zunge habe sich nur im vertrautesten Kreise zur honigsüßen Rede von seinem geliebten Bräutigam gelöst,“ so scheint er ganz vergessen zu haben, daß Fra Vito nach seinem eigenen Geständniß dem männlichen Geschlechte angehörte.* Als man 1715 sein Grab geöffnet, umduftete süßer Wohlgeruch die irdischen Reste.

Ist es erfreulich oder betrübend, daß im deutschen Tirol, wie aus allem erhellt, nur Eine mystische Ansteckung stattgefunden hat? Die einzige Marie Huber von

* Auf diesen Unterschied scheint Beda überhaupt nicht viel zu achten, denn in seinem Gedichte „Die Liebesnacht,“ welches an den Heiland gerichtet ist, singt er z. B. von sich selbst:

Und all mein Glutempfinden weint,
Zu lieben meinen Herzensfreund,
Der mich in Liebesseligkeit
Zu seiner liebsten Braut geweiht!

Der stämmige Pusterer Christi Braut!!

Brixen schwebte als ekstatische Jungfrau eines schönen Morgens bis zu den Aesten eines Nußbaums empor und blieb mit ausgebreiteten Armen frei in den Lüften hängen. Die heilige Anna, mit der sie in „enger Geistesvertraulichkeit" stand, legte ihr einst einen Kranz wohlriechender Blumen auf das Haupt, den man aber nicht sah, sondern nur roch.

Jene mystischen Schwärmer aus Italien hatten aber zumeist eine leichtsinnige Jugend hinter sich, schrieben sich nicht wie Beda eine besondere Tüchtigkeit zu, sondern hielten sich selbst für äußerst sündhaft, weinten fast unaufhörlich über ihr Verderbniß, beichteten mehrere Male des Tages und fielen durch Abtödtung ganz vom Fleische. Manche schliefen nicht, weil sie immer weinen mußten; Andere nahmen wochenlang gar keine Nahrung zu sich. Ihnen allen war aber eine Gnade verliehen, die den frommen Mönchen unserer Zeit wohl ganz verloren scheint. Sie dufteten nämlich sammt und sonders in höchst eigener Lieblichkeit, erfüllten ihre Stuben, ihre Gewänder mit Wohlgerüchen aller Art und verkündigten schon ihr Nahen durch ein vorausgehendes Aroma von himmlischer Süßigkeit.

Uebrigens galten diese Verzückten nur in Deutschland heraußen als Heilige; wenn sie wieder nach Italien zurückkamen, wurden sie, wie uns schon oben ein Beispiel gezeigt, von ihren geistlichen Obern sehr gering angesehen und als Narren oder Betrüger gestraft und eingesperrt. Seltsame Muster für das deutsche Volk! Ein wälscher Gauner gibt noch immer einen deutschen Heiligen ab!

Ob ein Pusterthaler von Lienz eigentlich ein Deutscher sei und sein solle, ist eine Frage, die unser Beda damals immer wechselnd beantwortete und erst fest und ständig zu bejahen schien, als er nach Frankfurt in die Paulskirche gewählt werden wollte. Bis dahin wäre er mitunter — wenigstens nach seinen Worten — lieber zu Roveredo auf die Welt gekommen und — wenn thunlich — eine verzückte Welschtirolerin geworden. Ein Kapitel seines Buches nennt sich: „Ueberfluth des romanischen Elements ins Deutsche zum Schutze der Kirche" — und in diesem berichtet er mit Freuden, daß damals „das reiche Gemüthsleben der romanischen Welt," „die Stromschwelle italienischer Glaubensinnigkeit" überwiegend ins katholisch süddeutsche Element („in die süddeutsche Nacht" heißt es S. 335) eingedrungen sei. Man hat dieses romanische Element in seinen Sängern, Tänzern, Gauklern, Alchemisten, Wunderdoktoren, Beichtvätern, Soldaten und Kastraten, in seinen Abenteurern jeglicher Art mit ihrem weiblichen Anhang seiner Zeit an allen katholischen Höfen Deutschlands sattsam kennen gelernt. Die Innsbrucker schrieben den Tod des letzten habsburgischen Landesfürsten von der tirolischen Nebenlinie, Franz Sigmund († 1665), jener italienischen Stromschwelle zu und allenthalben war man herzlich froh, diese Damen und Herren wieder los zu sein. Dagegen sagt unser Mystiker, „wenn sich auch die deutsche Nationaleitelkeit („die kindischtrotzige Deutschthümelei" heißt es S. 288) dadurch bisweilen beleidigt fand, so war doch der Nutzen davon für die

katholische Denk- und Gefühlsweise so einleuchtend, daß erleuchtete Staats- und Kirchenhäupter dieses Vordringen der fremden Nationaleinflüsse aus allen Kräften beförderten.“ Er erzählt mit Vergnügen, wie der tirolische Adel damals den Spaniern zu Mailand Söldnerdienste leistete und von dort, wälsch geschult, „mit ungeheurem Gefolge von romanischen Sitten und Gebräuchen“ wieder zurückkehrte. Es freut ihn ferner, daß der Romanismus damals die deutsche Sprache an den deutschen Höfen, welche noch katholisch geblieben, fast verdrängte, daß die Fürstenbräute, welche diese ja meist aus Welschland bezogen „nie ernstlich daran dachten, sich die deutsche Zunge anzueignen,“ daß sie sich einen eigenen romanischen Hofstaat hielten, also italienische Beichtväter und „lauter landsmännisches Hausgesinde bis herab zum unbedeutendsten Kammermädchen.“* Nur schade, daß diese heißkatholischen Helden, die fliegenden Franziskaner und die in den Umarmungen ihres glühend geliebten Bräutigams schwelgenden Betschwestern in ihrem eigenen Vaterland so gar nichts gründen und hervorzaubern konnten, als zuletzt die Karbonari und den allgemeinen Umsturz. Daß diese feurigen Darstellungen jener „unermeßlichen“ Verdienste um unsere süddeutsche Kultur (in Altbaiern sind

* Ganz einverstanden mit Beda Weber war die schöne Adelheid von Savoien († 1679), des Churfürsten Ferdinand Maria von Baiern lebenslustige Gemahlin, welche ihrem Eheherrn fortwährend anlag, alle Baiern aus ihrer Umgebung zu entfernen und alle Hofämter nur mit Franzosen und Italienern zu besetzen.

sie kaum zu merken) auch beständig mit Ausfällen auf „die giftschäumende Riesenschlange des Protestantismus“ gewürzt werden, versteht sich ohnedem. — Das Buch schließt mit einem Panegyricus auf die Jesuiten, mit Berichten über Reliquiensammlungen, Wallfahrtskirchen u. s. w.

Wer gleichzeitig mit dieser Reformationsgeschichte die im folgenden Jahre erschienenen „Lieder aus Tirol“ liest, wo es fast auf allen Seiten von der Tiroler deutscher Kraft und deutschem Muthe, vom deutschen Vaterlande hallt und schallt, der weiß wahrhaftig nicht, was er denken soll.

Viele haben behauptet, ein vernünftiger Mensch könne solche Sachen wohl schreiben, aber nicht an sie glauben. Wie es in diesem Stücke mit unserm Beda stand, ist in der That ziemlich sicher. Ich nahm mir selbst einmal die Freiheit, jenen interessanten Fra Vito zur Sprache zu bringen und zu fragen, was denn von dessen akrobatischen Leistungen eigentlich zu halten sei. Beda antwortete darauf achselzuckend: „Nu, nu; ich habe alle diese Sachen gerade so hingeschrieben, wie ich sie gefunden habe; aber,“ setzte er dann lächelnd hinzu und gieng gemüthlich in seinen Pusterer Dialekt über, „ob s' wahr sein oder nit, kann ja ih nit wissen.

Charakteristisch für Beda's historische Unparteilichkeit ist auch, daß er die Wiederherstellung der tirolischen Glaubenseinheit ganz und gar seinen gottbegeisterten Männern und Frauen zuschreibt, aber den mächtigen Antheil, den Scheiterhaufen, Galgen und Richtschwert daran gehabt, gar gnädig verhüllt.

Dem tirolischen Volke gedachte Beda Weber mit seinem Buche ohne Zweifel eine sehr gesunde Nahrung zu bieten. Nur schade, daß es sehr wenige Leser fand und daß diese wenigen es mit Widerwillen aus der Hand legten. In jenen Jahren waren die Märztage schon so nahe in Sicht, das Verlangen nach Reformen, die Hoffnung eines Aufschwungs und die Abneigung gegen die klerikale Erstarrung schon so lebhaft, daß sich vernünftige Leute mit den Leistungen jener ekstatischen Mönche und Nonnen, welche die widerwärtigen Zustände doch auch mit herbeigeführt, nicht mehr befassen wollten. Ihn dagegen hätte niemand gehindert, sich nach solchen Mustern zu bilden, allein wer dieses erwartete, fand sich auch getäuscht. Es gelang ihm weder durch Wohlgerüche sein Nahen zu verkündigen, noch legte er die so hoch bewunderte Kasteiung und Abtödtung sich selber auf. Der stämmige Pusterer fand sich im praktischen Leben viel seliger bei einem Humpen Terlaner, als in den heißesten Glutgefühlen heiliger Andacht. Die christliche Schwesterliebe trug er zwar gerne zur Schau, denn er stand mit geistreichen Damen immer in landeskundiger Verbindung; aber die Bruderliebe wollte sich nie recht bemerklich machen, ja er galt von jeher für hochmüthig und händelsüchtig. So kam man denn allgemein zu der Ansicht, Beda Weber, wie er schreibe, sei ein ganz Anderer, als Beda Weber, wie er lebe.

Noch in demselben Jahre (1842) erschienen die „Lieder aus Tirol," deren Aushängbogen mir Beda damals gezeigt hatte. Er war so glücklich gewesen, sie bei der

J. G. Cottaschen Buchhandlung unterzubringen und an ihrer gesegneten Hand hoffte er — cum tacita virgine pontifex — das poetische Kapitol des deutschen Volkes leicht ersteigen zu können. Diese Lieder sind eigentlich die Abfälle jener italienischen Mystik, deren Beispiele wir kennen gelernt, denn alle die Gluten und Entzückungen der heißesten Liebe, die süßesten Bräutigamswonnen u. s. w. kehren da wieder, nur sind sie poetisch gesetzt und in leidliche Reime gebracht. Hinzu tritt ein bedeutendes lemurisches Element, „Leichenduft und Moderluft,“ in übergroßen Quantitäten. Seine Bräute verheirathen sich sämmtlich mit Leichnamen und die Hochzeit ist immer im Sarge. Aus allen seinen phantastischen Blumen guckt immer der Tod hervor, dem er eine unbeschreibliche Süßigkeit beilegt. Er sehnt sich poetisch immer nach dem Sterben, während er prosaisch sich ein möglichst langes Leben wünschte. Der Leser sieht daher in dieser Grabessehnsucht nur eine übelriechende Maskerade. Vollkommen vermißt wird auch jeder urwüchsige Naturlaut, jeder volksthümliche, heimatliche Zug. Mit rührender Sorgfalt ist ferner jede Verständlichkeit vermieden. Es wird dem größten Geist nicht wieder gelingen, auf 246 Seiten einen gereimten Unsinn so dicht und so blühend an den andern zu reihen.* Der alte Görres,

* Es sind allerdings einige Nummern zu finden, welche mehr oder weniger zu verstehen sind, wie z. B. Allerseelenlied, die Umkehr u. dgl., allein diese sind sehr unbedeutend und lassen leicht merken, warum der Verfasser seine Gedanken — wenn man so sagen darf — so gerne in einem Phrasenmeer ersäuft hat.

dem die Gedichte in der Handschrift zum Gutachten gegeben worden, sprach ihnen deßwegen alle Logik ab, was den Dichter so erboste, daß er am Schlusse noch ein eigenes Gedicht, „der Verstockte,“ hinzufügte, welches den Logikern die bittersten Wahrheiten sagt, unter Anderm auch:

Im Blitzesrosenpflücken
Erfind' ich mein Gedicht;
Die Logik kann nur flicken,
Erfinden kann sie nicht!

eine Strophe, in welcher ausnahmsweise die letzten zwei Zeilen verständlich sind, die ersten aber wieder sehr dunkel klingen, da niemand gewiß weiß, was der Dichter mit seinem „Blitzesrosenpflücken,“ ob er ein Pflücken der Blitzesrosen oder ein Rosenpflücken des Blitzes gemeint haben mag und die Sache, auch wenn dies entschieden wäre, doch nicht klarer würde.

Das poetische Rüstzeug, feiner Rythmus, klangreiche Worte, klingende Reime, sie sind allerdings vorhanden, aber es fehlt die Seele — ein solches Gedicht ist eine glänzende Armatur mit wallendem Reigerbusch, damaszirtem Brustharnisch, goldgesticktem Waffenrock, eine Armatur in der Ambraser Sammlung, die aber nie schlagen und nie siegen wird, weil mittendurch ein hölzerner Stock geht.

Ein ironischer Zug des Dichters muß es wohl sein, daß er gerade die unverständlichsten seiner Poeme irgend einem Volksliede nachgebildet haben will. Er bringt Dichtungen „Nach dem Altkastilischen,“ „Aus dem Neugriechischen,“ „Aus dem Nonsbergischen,“ welche die geist-

reichsten Exegeten herausfordern, während doch das Volkslied immer klar und deutlich ist. In sämmtlichen Literaturen der Welt findet sich aber schwerlich ein seltsameres Stück als „die Allebende," welches in vierzehn Strophen „die Einzige" besingt und „Nach einem bergomaskischen Volksliede" überschrieben ist. Dasselbe scheint allerdings dem prosaischen Menschen nur ein blumenreiches Räthsel, aber es übt doch in seiner Dunkelheit auf poetische Gemüther einen so geheimnißvollen Reiz, daß sich z. B. auch mein seliger Freund Eduard Fentsch nicht enthalten konnte, wenigstens eine Strophe desselben zu glossiren. Es lautet diese:

Feuer leckt um Felsgeschiebe,
Hirtenfreudig aufgeflammt:
„Zornesblüten! Flammentriebe
Ihrer kühnsten Seraphsliebe,
Welche Raum und Zeit verdammt!"

Die Glosse meines Freundes aber, welcher tiefer als je ein anderer in das Wesen der Vedaschen Dichtung eingedrungen, spricht sich in glücklicher Nachahmung ihres eigenen Tones also aus:

Bräutlich heißer Siegesklang
Sonnenfroher Todeshiebe:
„Waldhorn rauscht in Wolkensang,
Thränenschwellend, sehnsuchtsbang, —
Feuer leckt um Felsgeschiebe!"

O, Kometenschweifgefieder,
Dessen Glut vom Kreuze stammt!

„Veilchenblaue Brautnachtslieder
Zirpen von den Bergen nieder,
Hirtenfreudig aufgeflammt!“

Seufzend hallt der Murmelquell
In der Zeiten goldnem Siebe
„Und vergießet rosenhell,
Schwanenleise, hoffnungsschnell,
Zornesblüthen, Flammentriebe.“

Ach, der Bergesklüfte Schmerz —
Daß er unverstanden bliebe! —
„Lockt das glutumströmte Herz
An das liederlaute Erz
Ihrer kühnsten Seraphsliebe.“

Honigfladensüßes Flüstern,
In der Seele eingerammt!
„O, die Eine mit den düstern,
Cherubsflügelrothen Nüstern,
Welche Raum und Zeit verdammt.“

Der Ausdruck ist an allen Orten über die Maßen bombastisch, so daß der Leser ganz angenehm überrascht wird, wenn er einmal auf eine Naivetät trifft, wie die folgende:

Den Vöglein sing' ich's orgelhell
Ins schmucke Maigebüsch:
„Wer zeugen will, der zeuge schnell,
Dann zeugt er stark und frisch!“

Diese „Flüstertöne der reinsten Liebe,“ wie sie aus allen seinen Dithyramben säuseln, waren namentlich auf engelreine, aber doch in „unermeßlichen“ Gluten schmo-

rende Frauenherzen berechnet und daher mochte es kommen, daß seine Verehrerinnen in Tirol den heiligen Sänger jetzt gerne den Klopstock des Etschlandes nannten. Viel weniger konnte er bei den Männern ausrichten. Einzelne Leser, die sich der Lektüre nur unterzogen, weil der Dichter ein Landsmann war, wollten denn doch finden, daß der rasende Liebesorkan, der durch alle Blätter des Büchleins stürmt, daß diese ewige Leier von Kuß und Brautgemach, diese ununterbrochene Erotik in ihrer Glühhitze allmählich um so widerlicher und ekelhafter wirken, als man aus Diskretion doch nie fragen solle, wie sie denn eigentlich gemeint seien und ob „die Einzige" und die übrigen Huldinnen nur die allerseligste Jungfrau und andere Himmlische oder ob sie irdische Schönheiten und welche bedeuten. Daß des Sängers Kampf gegen die „Sünde" nicht immer siegreich gewesen, scheinen mehrere reuevolle Lieder glaubhaft darzuthun. Doch hat er das Geheimniß in so undurchdringliches Dunkel gehüllt, daß es wohl nie aufgehellt werden wird.

Die ägyptische Finsterniß, die in jenen Liedern herrscht, ließ viele zweifeln, ob denn der Dichter selbst sie verstehe. Er hat dieses allerdings nie behauptet und auch Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart konnte sich dessen schwerlich rühmen, obgleich er sie dazumal in seinem Literaturblatt sehr beredt empfohlen hat.* Vielleicht darf man

* Für diese Gefälligkeit nannte ihn Beda bald darauf in der Postzeitung „den in gemachtem Wälschen- und Jesuitenhaß öfter zu ersticken Gefahr laufenden Dr. M....l in Stuttgart.

annehmen, daß der Sänger seine Gesänge, wie die Pythia ihre Orakel, nur als Räthsel von sich geben und, ohne sie selbst zu verstehen, deren Auflösung den Hörern oder Lesern anheimstellen wollte.

So viel ungefähr hatte Beda Weber ans Licht gegeben, als ich die Ehre genoß, in seine Bekanntschaft einzutreten. Auf manche andere prosaische und poetische Gaben, die später seinem Geist entflossen, soll am Schlusse etwas näher eingegangen werden.

Jener erste Besuch bei Beda Weber fiel in die letzten Tage des Septembers 1842. Bald darauf verließ ich das Etschland, um wieder heimzukehren. Auf der Durchreise konnte ich in der tirolischen Landeshauptstadt noch einer großen Feierlichkeit beiwohnen. Es wurde nämlich der Grundstein zum vaterländischen Museum oder Ferdinandeum gelegt und erschien dabei auch Erzherzog Johann, „der Sieger von Sacile“ und spätere Reichsverweser, der das „Landl“ schon lange nicht mehr hatte betreten dürfen. Am 6. Oktober zog ich wieder in München ein. Dies war mein erster Sommer in Tirol.

III.

Der zweite Sommer.

Von Reuti nach Bruneck. Hermann von Gilm.

In München begann ich nun wohl allerlei Tirolensia zu lesen, den Notizenvorrath, den ich in diesen zwei Monaten gesammelt, zu verarbeiten und an meinem Buche anzufangen, allein ich wurde von dieser Aufgabe mehr und mehr abgezogen, denn ich fühlte immer deutlicher, daß mir's die rhätischen Namen angethan, die Altrans, Sistrans, Axams, die Villanders, Velthurns, Gufidaun u. s. w., die mich denn auch aus ihrem Banne so bald nicht wieder entlassen sollten. „Ich glaubte in ihnen die letzten Worte längst untergegangener Völker zu hören und es war mir, als müßte sich dem, der ihre Sprache verstehen lernte, ein großes Geheimniß aus uralter Geschichte erschließen.“

Das Verstehen gieng aber nicht so schnell, oder vielmehr es gieng gar nicht. Nach den alten Gewährsmännern waren die Rhätier, die einstigen Vorfahren der jetzigen Tiroler, Vorarlberger und Graubündner, verschlagene

Etrusker gewesen, die sich aus den Ebenen am Po vor den Kelten in die Alpen geflüchtet, und der Schlüssel zur Erklärung jener Ortsnamen mußte daher in Etrurien zu finden sein. Ich trug also von der Bibliothek eine Menge dicker Bücher nach Hause, die sonst kein vernünftiger Mensch zu lesen pflegt, wie Lanzi, Vermiglioli und viele andere. Ich studirte die zahllosen etruskischen Inschriften, sammelte und notirte mit einem Eifer, der eines praktischern Zieles würdig gewesen wäre und brachte mit der Zeit denn doch heraus, daß jene Namen etruskische Formen, Bildungen, Suffixe an sich tragen und daher von etruskischen Stämmen ausgehen müssen. Was sie bedeuten, war jedoch nur höchst selten klar zu stellen, denn die alten Etrusker haben ihre Sprache so einzurichten gewußt, daß sie wohl nie mehr verstanden werden wird. Während man jetzt die Hieroglyphen und die Keilschriften gleichsam vom Blatte herunter liest, ist der seitdem verstorbene Professor Corssen, der das Etruskische in zwei schweren Bänden (1874) erklärt zu haben glaubte, bereits wieder abgethan und Konrektor Dr. Deecke zu Straßburg, sein siegreicher Widersacher, gibt sehr wenig Hoffnung, daß jene Inschriften je erklärt werden können. Das Ergebniß meiner winterlichen Studien, die sich aber über den Frühling hinaus und bis in den Sommer hinein erstreckten, war übrigens eine kleine Schrift, welche unter dem Titel: Ueber die Urbewohner Rhätiens und ihren Zusammenhang mit den Etruskern — im Juli 1843 zu München herauskam.

Der zweite Sommer in Tirol begann am ersten August 1843 zu Reuti im Lechthale. Dorthin kam, wie verabredet, auch Friedrich Lentner, denn wir wollten einmal einen Weltgang zusammen thun. Den Sommer eröffnete ein heiterer Abend. Die Herren von Reuti hatten uns nämlich sehr liebreich aufgenommen und der Registrator von Lutterotti, ein berühmter Volksdichter, trug seine Poesien vor, darunter den „Markt von Imst,“ der uns völlig hinriß. Wir baten uns eine Abschrift nehmen zu dürfen, was aber damals wegen politischer Gefährlichkeit verweigert wurde. Im Nachmärz sind die trefflichen Dichtungen gedruckt erschienen, leider mit einer Orthographie des Dialekts, die ihr Verständniß sehr erschwert.

Am andern Tage lud uns Herr Finanzkommissär Vorhauser zu einem muntern Mahle ein.

Nach diesem verlebten wir mehrere fröhliche Tage im Bregenzer Wald, wo ich schon im Vorjahre allerlei Bekanntschaften angeknüpft hatte, so daß wir allenthalben freundlich empfangen, bewirthet und weiter begleitet wurden. Von der Au im innern Walde, wo uns der schon erwähnte junge Dr. Schnell die Honneurs gemacht, stiegen wir — ich zum zweiten Male — in das weltentlegene Tamils hinauf und giengen dann durch das große Walserthal nach Bludenz, was ein altes Städtchen ist, das in herrlicher Landschaft liegt. Dort nahmen wir Abschied von einander, da mein Freund wieder in München zu thun hatte und also heimkehren mußte.

Ich dagegen wanderte durch das milde Montavon

und das wilde Paznaun, hinaus nach Landeck im Oberinnthale, wo jetzt Frau Anna Müller, die Postmeisterin, waltet und ihren Gasthof allen Touristen bestens empfohlen wünscht.

Nunmehro sollte es wieder ins Etschland gehen. Ich stieg unterwegs nach Obladis und Servaus hinauf, meinte dort allerlei Anziehendes gesehen und gefunden zu haben und kam bei Tschubbach wieder an die Landstraße, auf welcher der Stellwagen gemüthlich heranfuhr. Dieser brachte den liebenswürdigen Hamburger Ludwig Preller mit, einen Archäologen, der kurz vorher wegen russischer Bedrängung eine schöne Stelle an der Universität Dorpat aufgegeben hatte und nunmehr nach Italien zog, um dort seinen Studien zu leben. Wir blieben in dem alten Mals mit seinen sieben Kirchen über Nacht und wanderten am nächsten Tage fast immer zu Fuße das ganze Vinstgau bis Meran hinunter, wobei wir sehr viel über die Urbewohner Rhätiens sprachen. Als wir auf der Töll oben angekommen, blickten wir voll Entzücken hinunter in das tirolische Paradies.

In Meran fand ich damals ein ganz behagliches Leben. Die Herren, welche später unter Lentners Eingebung den edlen „Stehwein“ bildeten, nahmen mich freundlich in ihre Abendgesellschaft auf und gaben mir, da ich auf etliche Tage an den Gardasee wollte, die besten Empfehlungen mit. Damals bin ich zum ersten Male nach Arco, Riva und Torbole gekommen, habe aber diese Städtchen, wo ich in den letzten Jahren so gern und so oft ver-

weilte, noch nicht recht anziehend und heimlich gefunden, mich daher auch nicht lange da aufgehalten.

Auf dem Rückwege hatte ich an Mariä Geburt (8. September) in Lana Gelegenheit, die berühmte Prozession zu sehen.

In Meran besuchte ich sofort meinen Freund, den Pater Beda, der bis dahin in den Ferien gewesen war und sich über unser Wiedersehen zu freuen schien. Um diese Zeit hatten sich der Bischof Heinrich von Passau und der baierische Minister Karl von Abel in Meran zusammengefunden, um miteinander höhere Andacht zu treiben. Man sah den Staatsmann alle Morgen mit dem Bischof, wie er, ein großes Gebetbuch unter dem Arme, in die Kirche gieng. Der Bischof predigte auch, so oft mans haben wollte, und trug bei den Prozessionen zu Mais das Sanktissimum herum. Beda ärgerte sich über diese Gäste und sagte, man wundere sich in Meran, wie solche baierische Herren derlei Prozessionen verherrlichen mögen, welche die dortige Geistlichkeit längst abgeschafft hätte, wenn das gemeine Volk es zugäbe.

Mir sind die Tage in Meran damals sehr still verstrichen. Lentner war, wie bemerkt, in Baiern draußen, Beda Weber zwar in seiner Anstalt, aber wir hatten, wie es scheint, nicht viel Verkehr mit einander, wahrscheinlich weil die Schulen angegangen waren und er weniger abkommen konnte. Eines Tages aber hatte ich doch eine Frage an ihn zu stellen und erhielt auch eine Antwort, aber eine falsche. Der Vorgang war übrigens der erste

Blitz, der die kommenden Gewitter ankündigte, und soll daher kurz berichtet werden.

Am 28. und 29. Juni 1843 war nämlich in der Augsburger Allgemeinen Zeitung eine durch zwei Nummern laufende Schilderung des Bregenzer Waldes erschienen, welche vielen Beifall fand. Sie war die erste Probe, die ich damals aus meiner Tirolermappe in die Oeffentlichkeit brachte. Unserem Beda kam sie gar nicht erwünscht, denn er betrachtete das Land Tirol und das angrenzende Vorarlberg, denen er, wie schon gesagt, ein dreibändiges Werk gewidmet hatte, als seine Domäne und war gegen jeden Eingriff höchst empfindlich. Er trat daher gleich unter die Waffen und schrieb einen Artikel: „Noch Einiges über den Bregenzer Wald,“ welcher in jenem Blatte am 17. August erschien und mir unter der Devise: Suum cuique nicht ohne einige schmeichelhafte Worte und einige spitzige Wendungen die Uebergehung der literarischen Verdienste vorwarf, welche sich der damalige Kustos J. Bergmann an der Ambraser-Sammlung in Wien um den Bregenzer Wald erworben habe. Als ich nun nach Meran gekommen war, fragte ich den Verfasser, wer denn jenen Artikel und ob nicht er ihn geschrieben habe, worauf er etwas betreten antwortete: „O nein! er kommt wahrscheinlich von der höchsten Stelle; derlei Nachträge und Berichtigungen gehen in der Regel von Wien aus.“

Ich widersprach nicht, blieb aber bei meiner Meinung.

Jenes Suum cuique hätte ebenso gut oder noch besser lauten können: Hands off! denn es war eine verständliche

Drohung, daß mir die strengsten Strafen bevorstünden, wenn ich in seinem Jagdrevier mich je noch einmal blicken ließe. Der Vorwurf, den mir Beda damals entgegenhielt, war übrigens ganz grundlos, wie folgende Berichtigung zeigt, die ich am 24. Juli desselben Jahres in einem Artikel über Meran der Allgemeinen Zeitung anvertraute:

„An gelehrten Männern — und siehe, da fällt mir der Brief ein, den ich Ihnen vor etlichen Wochen aus dem Bregenzerwald geschrieben, und der gelehrte Nachtrag, den Sie am 17. August gegeben und der an ersterem zu Gunsten des gelehrten Sprach- und Geschichtsforschers Joseph Bergmann in Wien, Kustos der k. k. Ambrasersammlung und am k. k. Münz- und Antikenkabinet, das Suum cuique geltend macht. Wollen Sie Ihrem geehrten Korrespondenten nicht etwa zu wissen thun, daß wir ihm sehr dankbar sind für seine literarischen Notizen, die den Zweck einer „instruktiven Quellensammlung“ gewiß nicht verfehlen werden, daß wir anerkennen, wie die wissenschaftliche Celebrität des Herrn Kustos Joseph Bergmann allerdings hervorzuheben gewesen wäre, wenn es in unserer Absicht gelegen, den gelehrten Bregenzerwald zu katastriren, daß wir aber die auf den ganzen Aufsatz ausgedehnte Insinuation jenes Suum cuique nicht recht am Platze finden, da sich der Bergmannische Einfluß auf vier dialektische Wörter beschränkt, mit denen es überdies eine eigene Bewandtniß hat, und bezüglich deren wir das fremde Eigenthum um so lieber anerkennen, als „ahneweilen“ für spuken, wie man uns seitdem im innern Walde belehrt hat, trotz

seines poetischen Werthes, doch daselbst unbekannt ist, als ferner „Fehle“ und „Sputtel“ für Mädchen ebendaselbst als ausschließlich allgäuisch, nicht wälderisch bezeichnet werden, diese Wörter sohin in dem Bezirke, den wir näher ins Auge gefaßt, im innern Walde nämlich, nicht im Gebrauche sind, und als wir uns endlich an der Erklärung von „Gobe,“ Kinder, für „Gottesgabe“ nie ernstlich betheiligt haben. Was endlich die Schilderung der Landschaft und der Bewohner betrifft, so haben wir da, wie uns däucht, mit unsern eigenen Sinnen aufgefaßt und mit unserm eigenen Reißzeug dargestellt und müssen daher völlig daran zweifeln, daß darin ein einziger fremder Zug nachgewiesen werden könne. Demnach dürfen wir auch jenem Suum cuique gegenüber mit aller Zuversicht aussprechen, daß in unsern Brief, die nie mehr zu wiederholende absichtliche Entlehnung besagter vier, für den innern Wald einer Berichtigung sehr bedürftiger Wörter abgerechnet, auch „unabsichtlich“ nichts übergegangen sei, was die erhobene Vindikation begründen könnte. — An gelehrten Männern also hat Meran eine ziemliche Anzahl aufzuweisen, aber es ist keiner darunter, der sich pikirt fühlen würde, wenn man ihn nicht namhaft machte. Professor Ennemoser ist im nahen Passeier und Professor Flarer zu Pavia im Dorfe Tirol geboren, indessen sind beide unserer Ehrenerwähnung kaum benöthigt.“

Mitte September kam Julius Lange, der Landschafter, dessen Bruder Ludwig, der Architekt, mir schon in Griechenland ein lieber Freund gewesen, auch nach Meran. Nach-

dem er sich einige Tage da aufgehalten, verließen wir die Stadt eines Morgens und giengen über Lana, wo wir den geschnitzten Altar betrachteten, nach Terlan, um mit dem Stellwagen nach Bozen in den „Mondschein“ zu fahren, in dessen Garten wir unseren Geheimen Rath Gotthilf Heinrich Schubert trafen und lange bei ihm sitzen blieben.

Von Bozen gieng ich wieder nach St. Ulrich in Gröden und kam dann über Enneberg ins Pusterthal und nach Bruneck hinaus. In dieser Stadt, die ich jetzt zum zweiten Male sah, fand ich zwar den Herrn v. Kern nicht mehr, da dieser mittlerweile als Gubernialrath nach Innsbruck versetzt worden war, dagegen lebte damals zu Bruneck zwar nur als Anfänger im Staatsdienst, aber schon hoch angesehen und viel besprochen, Hermann von Gilm, am 1. November 1812 zu Innsbruck geboren, der nachher ein berühmter Dichter geworden, aber in Deutschland noch wenig erkannt ist, obgleich er zu unsern besten gestellt werden muß. Er war damals ein junger Mann von einunddreißig Jahren, „eine hohe, schlanke Gestalt mit langem, schmalem Gesichte, langen dunklen Haaren und lodernden Augen, dem Aussehen nach viel mehr Italiener als Germane.“ Im Umgange zeigte er sich „etwas fahrerisch und unelegant, aber bescheiden und zutraulich.“ Seine Gedichte liefen zwar nur handschriftlich im Lande herum, wurden aber vielfach abgeschrieben und insgeheim fleißig verbreitet. „Da ist Form und Inhalt, Feuer und Leben, unleugbare, unabweisbare Poesie.“ Bitterer Haß

gegen Unterdrückung und Knechtschaft, heiße Sehnsucht nach Licht und Freiheit ließen sie ungemein beliebt werden.

Mit diesem Dichter wurde ich nun in kurzer Zeit sehr vertraut. Er schenkte mir damals einen eigenhändigen „Sonetten-Kranz,“ den er im Frühling zum Abschiede des von ihm so hochverehrten Kreishauptmanns J. Th. v. Kern verfaßt hatte, sehr feine Gedichte, in denen jedes Landgericht des Kreises seinen Dank ausspricht für die Wohlthaten, die ihm der Gefeierte erwiesen. Später sandte er mir noch vierundzwanzig, im Jahr 1843 entstandene „Sonette aus dem Pusterthale,“ die sonst unter dem Namen „Jesuitenlieder“ umgehen, von denen aber nur neun in seine „Gedichte“ aufgenommen sind, sowie seine „Herbstlieder“ aus dem Jahre 1844, die er mir eigens abgeschrieben. Bald darauf las ich mehrere dieser Gedichte den „Zwanglosen“ * in München vor, gewahrte, daß sie ungemein gefielen, schrieb ihm dies und erhielt eine fröhliche Danksagung für meinen kleinen Liebesdienst.

Eines Abends giengen wir mit einander nach Reischach, einem nahen Dörflein in schönster Landschaft, und plauderten auf dem Gange, wie bei dem Becher, den wir

* Die Zwanglosen sind eine im Jahre 1837 gestiftete, aus Schriftstellern, Künstlern, Gelehrten und andern gebildeten Männern bestehende Gesellschaft zu München, welche jeden Mittwoch zusammenkommt, um sich zu unterhalten und den Vortrag eines der Mitglieder entgegen zu nehmen. Die beiden Festessen, welche auf Dreikönig und auf Pfingsten gehalten werden, pflegen sich durch sprudelnden Geist und Witz sehr vortheilhaft auszuzeichnen.

nachher tranken, viel und lang über literarische Dinge, über Poesie und, was man damals nie vergaß, über die Zukunft Deutschlands. In den Briefen, die ich später von ihm erhielt, gedachte er dieses Spazierganges noch öfter. Am 27. Dezember 1847 schrieb er mir von Wien, wo er damals lebte, folgende freundliche Worte:

„Gibt es für Sie keinen vierten Sommer in Tirol? Wenn der Schnee schmilzt auf den Bergen und das braune Wasser durch die Wälder rieselt und die Sonne das frische Grün verklärt — lockt es Sie dann nicht zu uns? Möchten Sie nicht wieder den schmalen Pfad durch das rothblühende Haidefeld mit mir gehen, Reischach zu, in der reichen Scenerie von Berg und Wald, von Burgen und Dörfern? Ich erquicke mich oft an diesen Erinnerungen — sie gehen durch meine Träume und durch die üppigen Wiener Straßen und steigen wie eine neugeborene Welt aus dem Schlamm der Wiener Literatur!"

Er kam bei seinen Lebzeiten nicht dazu, seine Gedichte herauszugeben; sie erschienen erst nach seinem Tode in zwei Bänden,* deren Redaktion ein „Freund des Verblichenen" besorgt hatte. Man ist aber nicht recht zufrieden mit dieser und meint, es seien manche Stücke zurückbehalten worden, die das Licht der Tages nicht zu scheuen gehabt hätten, während mancher schwächliche Gesang eine kaum verdiente Stelle gefunden.

* Gedichte von Hermann von Gilm. Wien 1864. Verlag von Karl Geroldš Sohn.

Beda Weber und Hermann von Gilm theilten sich damals in den tirolischen Parnaß, der eine als Sänger der himmlischen, der andere als Dichter der irdischen Liebe. Uebrigens besang unser Hermann außer der Liebe auch noch Freiheit, Vaterland und Völkerfrühling, während Beda lieber Moderduft und Grabesluft nebst anderen ähnlichen Liebhabereien heranzog. Ersterer hatte, wie die Menschen einmal sind, von allen Seiten Lob und Ruhm zu ernten, während letzterer sich mit seinem eigenen Beifall, der allerdings nicht spärlich floß, begnügen mußte.

Deßwegen warf aber dieser jetzt auf jenen seinen ganzen mystischen Haß und verschmähte es nicht, auch ihn, wie andre seiner Landsleute, deren Bewunderung ihm zu läßig schien, in öffentlichen Blättern als staatsgefährlich zu denunciren. Hermann bemühte sich anfangs seinen Doppelgänger einigermaßen zu schätzen, aber als er ihn näher kennen gelernt, stand er davon entschieden ab.*

Hermann schwebte übrigens wie Beda in unaufhörlichen Liebesflammen, aber Unheil hat er, so lange er im Lande war, schwerlich angerichtet. Die schönen Tirolerinnen, die er als Konzeptspraktikant in Schwaz, Innsbruck, Bruneck, Roveredo so feurig verehrte, wollten ihn viel

* Er erwähnt ihn einmal in seinen Zeitsonetten (Gedichte 2.82), wo er sagt:

Ich lege an die Lieder keine Feile.
Hat wohl Alcid geglättet seine Keule?
Ich kann nicht süß wie Beda Weber klagen;
Ich muß den Feind mit meinem Reim erschlagen.

lieber unglücklich als glücklich sehen. Sie ließen sich gerne besingen, sie nahmen seine poetischen Huldigungen freundlich auf, gaben aber so wenig dagegen, daß nicht auf eine dieser Gefeierten der leiseste Verdacht gefallen ist. (Seine vielen und rührenden Seufzer über nicht erhörte Liebeswerbungen sprechen rühmlichst für die harten Herzen seiner jungen Landsmänninnen.) Es war gut, daß es so gehalten wurde, denn er wechselte seine Idole gar zu oft, so daß ihm kaum zu folgen war. Dabei hatte er nie ein Geheimniß, vielmehr war der Zustand seines Herzens und dessen jeweilige Gebieterin in Bruneck immer stadtbekannt. War ich doch selbst kaum ein paar Stunden dort und in seiner Gesellschaft gewesen, als ich in dieser Beziehung schon viel mehr wußte, als ich mir merken konnte. „Heute Abend," sagte er zuletzt, „muß ein Hauptschlag auf ihr Herz geführt werden. Ich werde im Kasino die Lenore deklamiren; sie wird mir gegenüber sitzen und Sie, Lieber, Sie werden sie beobachten, ihre Augen, jeden Zug, jede Miene!"

Es kam auch wirklich so. Für den Abend war nämlich Tanzunterhaltung im Kasino angesagt, und diese sollte ein poetischer Vortrag einleiten. Der lange Hermann trat auf, in schwarzem Frack und schwarzen Hosen, schwarzer Weste und schwarzen Haaren, mit langem, schmalem, bleichem Gesichte — nahezu eine dämonische Erscheinung! Er deklamirte sehr gut, energisch, fast mit Leidenschaft und seine Augen schossen immer nach dem Punkte, den er mir bezeichnet hatte. Seine Flamme dagegen hielt sich sehr ruhig und gab nicht durch die leiseste Bewegung zu er-

kennen, daß sie dem Dichter näher zu stehen meine, als andere.

Als er geschlossen, kam er unverzüglich auf mich zu: „Haben Sie Acht gegeben? was haben Sie beobachtet?" „Ich meine, daß Sie das Mädchen nicht besonders exasperirt haben. Sie verhielt sich sehr ruhig." „Ach, so ist sie, die himmlische! Aber in ihrem Herzen wühlt es nur desto mehr!"

Etliche Zeit darauf verließ er das anmuthige Bruneck, dessen gebildete Bewohner ihm zum Abschiede noch einen silbernen Pokal verehrten, begab sich zum Kreisamt in Roveredo, wo er die „Sonette aus Wälschtirol" dichtete, und kam dann später nach Wien, wo er als k. k. Hofkanzlei-Konzeptspraktikant einige Jahre verweilte. Wie er sich dort gegeben, hat Ad. Pichler in einem Brief an Dr. Streiter vom 25. Juni 1845* (Literaturblatt, II., 269) sehr drastisch geschildert. Das Jahr 1854 versetzte ihn als Sekretär an die Statthalterei zu Linz und dort schloß er noch 1861 ein glückliches Ehebündniß, das aber leider nicht lange währte, da er schon am 31. Mai 1864 aus dieser Welt gieng.

Man wirft ihm mitunter vor, daß er immer nach Freiheit gerufen und mit ihr das Größte zu schaffen versprochen, daß er aber, als sie erschienen, sein Versprechen nicht gehalten habe; indessen gelang ihm auch in späteren Tagen noch manches schöne, tiefempfundene Lied. Und

* Dies Datum ist mir unerklärlich, da Gilm erst am 1. Juli 1847 in Wien eintraf. (Siehe unten S. 68.)

was wäre es am Ende, wenn die deutsche Literatur um etliche vergessene Romane, etliche zurückgelegte Tragödien reicher wäre? Und sind denn nicht auch die andern vormärzlichen Freiheitslerchen später, nachdem der Lenz gekommen, meist stumm oder langweilig geworden? — Vielleicht schien ihm sogar die österreichische Freiheit unter den Schwarzenberg, Bach und dem Konkordat noch immer nicht frei genug, um besungen zu werden.

Es ist nur Schade, daß die Ausgabe seiner Gedichte keine Jahrzahlen gibt, denn es wäre oft sehr wünschenswerth zu wissen, wenn dieses oder jenes entstanden ist.

Ich erinnere mich stets sehr gerne an diesen tirolischen Dichter, denn im persönlichen Verkehre war er gutmüthig, geistreich und liebenswürdig über die Maßen.

Unser Hermann gibt sich sehr gern als Tiroler; er singt gern von den weißen Firnen mit den Gletscherstirnen, von den Alpenrosen, von der Bäche Tosen und den Lederhosen, wie er denn überhaupt zu Lob und Preis seines engern Vaterlandes lauter in die Saiten geschlagen hat, als irgend ein tirolischer Poet der Gegenwart. Dabei aber verhehlt er keineswegs, daß ihm seine Landsleute noch mancher Verbesserung bedürftig scheinen, eine Ansicht, die ja auch J. Streiter und andere nicht los werden konnten. So sagt er ihnen einmal (2. 77):

Tirol! reib' dir den Schlaf aus deinen Augen,
Steh' auf vom alten Lotterbett, es taugen
Nicht welke Kränze für den frischen Morgen;
Du kannst nicht ewig vom Vergang'nen borgen,

Selbstmörderisch am eignen Blute saugen —
Die Zeit ist da, für neuen Ruhm zu sorgen.

Unter den Klagen, daß Tirol so arm an Dichtern* erklingt aber auch die, daß der Dichter und sein Lied dort nicht beachtet werden, eine Beschwerde, die in andrer Form auch jenen geläufig, die sich prosaisch mit dem schönen Alpenlande beschäftigten.

Man hört öfter die Frage, warum denn ein Dichter wie Hermann von Gilm, der sich, wie er in Prosa und Versen kund gab, so inniglich nach einem Publikum sehnte,** diesem nie entgegengekommen d. h. mit

---

* S. 2. 141.

Durch alle deutschen Gauen
Ziehn Lieder auf und ab,
Nur im Tirolerlande
Ist's stille wie im Grab.

oder 2. 205:

Tirol, so schön, so überreich gesegnet,
Ist arm an Dichtern; nur der Bach darf tosen
Und bricht die Fesseln freiheitsvoll und regnet
Den Diamantenschmuck auf wilde Rosen.

Es sind die Thäler und die Felsenwarten
Voll schwarzer Mäntel, ultrabreiter Hüte;
Die dulden auf der Erde keinen Garten
Und an dem Baum des Lebens keine Blüte.

** Am 27. Juli 1844 schreibt er z. B. an J. Streiter: Ich glaubte einmal und es ist noch nicht lange her, daß der Sehnsucht der Liebe kein anderes Verlangen gleiche, aber es gibt einen Hunger, einen Durst, eine Brunst, die mir stärker scheinen, und das ist das Bedürfniß eines Publikums.

seinen Gedichten bei Lebzeiten nicht ans Licht getreten sei. Die einen sagen nun, er habe sich wohl immer mit dieser Aufgabe getragen, sie aber von Jahr zu Jahr verschoben und sei eben darüber gestorben; die andern meinen, er habe auch im Nachmärz dem Landfrieden nicht recht getraut und stets besorgt, der Herr Bureauchef könnte einmal in der Sommerfrische die Tiroler Dichter und dabei auch ihn vornehmen, trotz des ästhetischen Genusses aber für jeden Freiheitsjauchzer ein schwarzes Kreuzlein in seinen Sittenbogen machen. Eine dritte, wohl am besten unterrichtete Stimme sucht dagegen die Sache so zu erklären: Hermann von Gilm, der namentlich in seinen Tirolerjahren äußerst produktiv gewesen,* habe damals seine Schöpfungen sehr oft im Original hinausgegeben und dieses nicht mehr zurückverlangt; ferner habe er für seine Verehrer und Verehrerinnen selbst größere Cyklen wie die Herbstlieder u. s. w. immer wieder eigenhändig abgeschrieben und dabei immer wieder daran gefeilt und ge=

* Er erkennt dieses selbst öfter an, z. B. in einem Gedichtchen, das „Visite“ überschrieben ist und anfängt:

Was wollen wir so stumm im Haus
Uns sitzen gegenüber?
Ich dicht' ein Lied, geh' Du hinaus
Um Blumen; mir ist's lieber.

In fünf Minuten nach der Uhr
Ist Lied und Sträußchen fertig;
Dann sei zum stillen Tausche nur
Des Augenblicks gewärtig.

bessert, so daß sich eine Menge abweichender Lesarten finden, wie denn auch die „Herbstlieder," die er mir damals geschenkt, in der gedruckten Ausgabe sehr stark überarbeitet erscheinen und oft kaum mehr zu kennen sind.

Da er nun von der Meinung ausgegangen, daß seine letzten Texte die besten seien, da er aber diese eben so wenig wieder hereinbringen konnte, wie viele kleinere Gedichte, die er einst in Urschrift flattern lassen, so habe er zuletzt die Aufgabe für unlösbar erklärt und sie für immer zurückgestellt.* Deßwegen konnten auch die mehr erwähnten „Gedichte," abgesehen von den bedenklichen, welche freiwillig weggelassen wurden, nur den kleinern Theil seiner Poesien bringen.

Es ist jedenfalls zu bedauern, daß Hermann von Gilm seine Dichtungen, und zwar alle, nicht selbst noch durchgegangen und für das kritische Publikum zurecht gerichtet hat. Wahrscheinlich hätte er dabei seine überreichen Thränen-

---

* Früher einmal, am 4. November 1844, gab er Streiter, der ihn um Mittheilung seiner Gedichte angegangen, folgende Antwort: Ich habe nichts gesammelt, nichts gesichtet, alles liegt welk, dürr und feucht unter einander wie die Herbstblätter. Eines oder das andere mag vielleicht noch im glühenden Roth der Rose durch die Lüfte schweben, aber die meisten kehrt irgend eine gemeine Hand zusammen, als Streu fürs liebe Vieh. Ich hätte wenigstens einen Monat Arbeit, wenn ich meine Lieder zum Drucke geeignet sammeln wollte. Da Sie aber so viel Güte für mich haben, so soll mich diese Arbeit nicht abschrecken, und ich werde Ihnen eine Sammlung Lieder senden, die ein kleines Büchlein ausfüllen soll; und das sollen Sie in die Welt senden, und ich werde Ihnen keine Schande machen.

bäche etwas eingedämmt, vielleicht auch den Blumen und den Sternen etwas abgezwackt und sicherlich manche Strophe durchsichtiger gemacht, denn es wird mitunter auch bei ihm sehr dunkel und es fragt sich öfter, ob wir's mit des Dichters Tiefsinn zu thun haben oder nur mit dessen Scheu, die Verse so lange zu hämmern und zu glätten, bis sie klar und deutlich wurden. Die von den Tirolern so gerne angesprochene Unverständlichkeit, die sonst so schwer zu finden, scheint sich namentlich in ihren Gedichten abzulagern.

Ohne Unterlaß giengen ihm damals, da sie in Tirol noch neu waren, die Väter Jesu im Kopfe herum. Allmählich hat man sich freilich an sie gewöhnt, sie versehen still und ruhig, mit guten, angenehmen Manieren das Fach der Gottesgelahrtheit an der Universität zu Innsbruck und geben dem Publikum wenig zu reden. Uebrigens scheinen sie auch, namentlich jetzt, ganz und gar zur tirolischen Temperatur zu passen und Gilms hochlodernder Haß ist uns kaum mehr verständlich. Unter den ungedruckten Stücken seines Nachlasses sind noch manche Jesuitica, aus denen aber hier nur wenige Verse mitgetheilt werden sollen. So finden sich in einem längeren Gedichte, „die Jesuiten in Tirol," das an Kreishauptmann Ritter v. Kern im Jahre 1842 gerichtet ist, folgende Stellen:

Tiroler Adler! wärst Du nicht vom Glanze
Des Gletschers roth, von Wein und Feindesblut,
Du würdest roth aus Scham, daß statt dem Kranze
Du tragen mußt den Jesuitenhut.

— — — — — — —

Es will nicht tagen.
Der Freiheit Gotteskind, die Poesie,
Ist noch ein Kind; laß sie erst Jungfrau werden — —
Wenn diese Jungfrau aus dem Walde tritt
Und Lieder singt vom Himmelreich auf Erden,
Stirbt in Tirol der letzte Jesuit.

Die eben erschienenen Gedichte von Vincenz v. Ehrhart geben auch einen kleinen Beitrag zu Gilms Charakteristik. Vincenz v. Ehrhart war 1823 zu Innsbruck geboren, von Jugend auf für Wissenschaft und Poesie begeistert, für diese und jene vorzüglich angelegt, auch in Amtsgeschäften so verwendbar, daß er 1863 schon zum Ministerialrath befördert wurde, starb aber leider schon, kaum ein Fünfziger, im Frühjahr 1873. Er hinterließ eine Sammlung von Gedichten, die in ihrer Form höchst vollendet sind und edlen Sinn und hohes Streben beurkunden. Ignaz Zingerle hat sie als inniger Freund des Dahingegangenen jüngst herausgegeben und ein liebevolles Vorwort vorangesetzt. Da wird nun ein Brief angeführt, den Vincenz v. Ehrhart am 23. Januar 1853 nach Innsbruck geschrieben, und aus diesem folgende Stelle: „Ein größeres Verdienst, als durch meine eigenen Arbeiten glaube ich mir dadurch erworben zu haben, daß ich Gilm durch Zusage meiner aufrichtigsten Unterstützung zur Herausgabe seiner Gedichte bewogen habe. Er gieng sogleich auf meinen Vorschlag ein, und bereits liegt eine Partie derselben in meinen Händen zur genauen Durchsicht, Feilung und Begutachtung. Gemeinschaftlich mit ihm wird dann

die letzte Feile angelegt und die Ordnung bestimmt werden. Mit den ersten Rosen sollen auch diese Blüten hervorbrechen."

Sehr bemerkenswerth ist auch ein poetischer Zuruf, den Vincenz von Ehrhart an Hermann von Gilm richtet, ihn ermahnend:

Stimm' an dein Lied, es klinget fort,
Hinaus, wo deutsche Ströme rauschen;
Sie hemmen gern ihr lautes Wort,
Dem trauten Bergesgruß zu lauschen.

Es tönt wie froher Wiederhall,
Es lockt mit süßen Alpenlauten;
Rein ist es, wie der Bergkrystall,
Und würzig, wie der Duft der Rauten.

Du bist des Gottes dir bewußt,
So laß mich freudig dich umschlingen,
Und wie wir stehen Brust an Brust,
Sollst du aus zweien Herzen singen.

Leider fehlt auch hier die Jahrzahl, doch scheint das Gedicht im Jahre 1861 entstanden zu sein.

Zum Schlusse noch eine kleine Geschichte, die mir jüngst in Tirol erzählt wurde:

Hermann von Gilm war 1862 — zum letzten Male — nach Innsbruck gekommen, machte aber keine Besuche und zeigte sich überhaupt sehr wenig — nur daß er jeden Abend ins deutsche Kaffeehaus gieng, um die Zeitungen zu lesen. Dort blieb er länger als acht Tage unbeachtet, bis ihn ein Statthaltereibeamter erkannte, auf einen Tisch sprang und „auf Tirols größten Dichter"

ein Hoch ausbrachte. Die zahlreich versammelten Gäste, Herren und Damen, erhoben einen ungeheuern Jubel und freuten sich des berühmten Sängers endlich ansichtig zu werden, er aber fuhr unwirsch und fast erschrocken auf, lief durch die Halle nach seinem Hute und verschwand. Doch schrieb er noch am selben Abende seiner Frau, es sei dies der schönste Tag seines Lebens.

Hermann von Gilm schrieb mir in seinem Leben gerade ein Dutzend Briefe. Von diesen stammen zehn aus den vierziger Jahren; später stockte der Verkehr und erst im Jahre 1857 erhielt ich die zwei letzten. Hier mögen einige Auszüge folgen.

Bruneck, den 26. November 1844.*

Lieber Freund!

Ich habe tagtäglich sehnsüchtig auf Ihr Aviso gewartet, das mich nach Brixen rufen soll. Meine stille Sehnsucht war daher nichts weniger als eine poetische Unart, wie Sie in Ihrem Schreiben vom 22. d. M. zu bemerken belieben. Uebrigens bringt mich der Inhalt desselben in nicht geringe Verlegenheit. Sie wollen die tirolischen Dichter besprechen? Ich rathe Ihnen, diese geheimnißvollen Dinger recht geheimnißvoll zu behandeln und je weniger Sie von uns wissen, desto besser für uns. Es ist nicht viel mehr als ein Jahr, daß ich mich berufen fühle, auf dem poetischen Jahrmarkt Tirols meine Waare

* Die Veranlassung dieses Briefes ist mir nicht mehr erinnerlich. Es scheint, daß ich ihn um seine Gedichte gebeten, um sie einzeln oder im Ganzen vor's Publikum zu bringen. Ich weiß aber nicht mehr, wie es weiter gegangen.

auszurufen. Ich gehöre aber nicht unter die soliden, alten Häuser, merken Sie dies, und in meinem Hausierbündel ist verbotenes Gut. Ich bin daher sehr begierig, wo Sie mich unterschieben, um so mehr, als der Buchhandel nichts von mir weiß, und meine Firma gar keinen Kredit hat. Sie müssen mich daher wie ein Märchen behandeln ohne Anfang und Ende, wie ein fliegendes Rosenblatt durch den Föhrenwald, denn ich habe keine Vergangenheit, keine Gegenwart — nur vielleicht eine Zukunft, wenn auf unsern Bergen eine hellere Sonne steht. Sie lieben Tirol, ich küsse Sie dafür, und daß ich es liebe, ist vielleicht mein einziges Verdienst. Ich athme meine Lieder in den Wäldern ein, und ihr Nadelholzaroma berauscht mich zur Begeisterung. Der Zukunft Tirols können Sie einen Dichter versprechen. Es klingt dies vielleicht sehr anmaßend, aber ich glaube an mich; dieser Glaube ist mein Leben und mein Dasein. Nun wollen Sie aber meine eigene Sammlung! Meine Sammlung? Von allen imaginären Dingen dieser Art ist dies das imaginärste. Ein Buch — Sie kennen es, es war schwarz eingebunden — hat Adolf Pichler nach Wien genommen, sonst ist nichts zusammengeschrieben. Alles fliegt in Fetzen, unleserlich geschrieben herum. Ich werde Ihnen aber bis Freitag die vierundzwanzig Jesuiten-Sonette und einige dreißig Herbst-Liebeslieder senden. Die letzteren sind das Neueste. Im Uebrigen machen Sie aus mir, was Sie wollen, wie schattenartiger desto besser. Ich bin ein Räthsel, das die Zukunft löst. Geboren bin ich in Innsbruck, erzogen

in Vorarlberg, die Universität besuchte ich in Innsbruck, und seit vier Jahren leb' ich in den Bergen. Sie sehen eine schwäbische Pflanze, die ein tirolischer Baum werden soll. Von meiner Umgebung läßt sich gar nichts sagen. Kein Mensch hat Einfluß auf mich genommen, der hier in Tirol athmet. Ich habe deutsches Brod gekostet. Mein Vater ist ein Jesuit und meine Mutter habe ich nie gekannt. Habe vor einigen Wochen hier ein Schützenlied gemacht und es sehr weinseligen Pusterer-Schützen vordeklamirt. Hören Sie, es ist Sinn für Poesie in diesen Naturen; es haben da Männer geweint, die kaum wissen, was eine Thräne ist. Ich sandte es meinem Vater. Der hätte mir beinahe seinen Fluch gegeben. — — Aber haben Sie auf Ihren Wanderungen durch die Straßen Merans oder Bozens nie ein schönes, schlankes Mädchen getroffen, dem der Name Dichterbraut auf der Stirne geschrieben steht? Theodolinde v. Gasteiger heißt sie. Dieses Mädchen hat mich zu dem gemacht, was ich bin. Ich liebe sie noch, obgleich wir uns fremd sind, und ich seither manche „Liebschaften“ gehabt habe. In allen meinen Liedern geht sie um. Betrachten Sie sie einmal, und wenn Sie mit ihr sprechen — sie ist, glaube ich, in Bozen — so denken Sie, daß die tirolische Poesie ohne dieses Mädchen eine Lücke hätte.*

* Muß ein sehr feines, liebenswürdiges Mädchen gewesen sein, jene Theodolinde v. Gasteiger! Wie Gilm schwärmte auch Lentner für sie. Ich habe sie auf Erden nie gesehen, aber als ich einst zu Brixen durch den Friedhof gieng, fand ich einen Grabstein: Hier ruht Theodolinde v. Hebenstreit, geborne v. Gasteiger. „Und hier muß ich dich wieder finden!“

Bruneck, den 22. März 1845.

L. F! Ihr Brief vom 9. d. M. hat mich freudig überrascht. Sie haben die Hoffnung, die der Anker meines Lebens ist, erhöht, die Hoffnung in der Ferne ein Verständniß zu finden, das ich in meiner nächsten Umgebung vergebens suche. Jene Sonette sind achtzehn Monate alt und in Tirol kaum gekannt. Es ist hier mit den Männern nichts anzufangen. Sie haben kein Ohr für Poesie. Darum habe ich mich den Frauen zugewandt. Da haben Sie meine Don Juanerie! Ich taste nach einem Publikum. Es ist dies aber eine gefährliche Art unter die Leute zu kommen, und Kritik und Censur sind bei Weitem nicht so unbequem als die Fesseln der Liebe. Das mochten Sie, in freundlicher Sorge für mich, wohl gedacht haben, als Sie mich unter die Zwanglosen führten und mir so wohlfeilen Kaufes ein Publikum schafften. Ich danke Ihnen dafür, und wenn ich mich erinnere, wie viel mich oft ein solcher Versuch gekostet hat, möchte ich Sie küssen. Wenn die deutsche Poesie in der benannten Gesellschaft Zutritt hat, so halten Sie auch meiner Muse ein Plätzchen frei — für zwanglose Männer ein zwangloses Mädchen. Ich werde Ihnen bis Ende April einen Tirolerfrühling senden.

Mit Pichlers Unternehmen* steht es schlecht. Fünf

* Das Unternehmen war darauf gerichtet, eine Sammlung „Frühlieder aus Tirol" herauszugeben. Sie erschienen gleichwohl noch in demselben Jahre. Näheres hierüber in Edlingers Literaturblatt. Wien, 1877 S. 118.

Censoren sitzen darauf. Ein Lied läßt sich eben gar nicht censiren, so wenig als ein Lächeln oder eine Thräne. Ich bin auch bei der Sache betheiligt, mache mir aber gar nichts daraus, wenn die fünf kalten Hennen das Ei zerdrücken. Kein Censor der Welt kann eine Dichterglückseligkeit vernichten; ein Lied zu machen ist eine himmlische Wonne, es gedruckt zu sehen eine irdische Freude. — — Lentner schreibt mir oft und viel. Ein so harmloser Mensch und geächtet!* Aber er hat Geist, fort mit ihm! Ich habe ihm alle meine Lieder zugesprochen. Ich schenke ihm meine Vergangenheit.

Uebrigens haben Sie Lentner richtig beurtheilt. Schon überschätzt er mich und mein Lied. Wenn nur ein Fünftel Tirols seiner Meinung wäre, ich säße nicht hier im Pusterthale, ein Pole am Ural. Doch nein, ich will nicht klagen! Es war ein wunderliebliches Mädchen da aus Pergine, deutsch an Augen, Gemüth und Rede; aber das „Fleisch" war italienisch und stellte meinen Patriotismus auf schwere Probe. Nun sie fort ist, will ich meinen Tirolerfrühling beginnen, aber nicht ohne sie; denn die Freiheit ist eine Dame und kann den Gürtel der Grazien nicht entbehren. Schließlich danke ich Ihnen noch einmal und bitte Sie, jenen gefeierten und hochgestellten Männern, denen Sie den unbekannten Poeten näher brachten, meine tiefsten Gefühle der Hochachtung auszudrücken.

---

* Lentner war nämlich damals aus Tirol verwiesen worden.

Wien, den 27. Dezember 1847.

Mein theurer unvergeßlicher Freund!

Es wäre eine interessante Geschichte, wie ich von den wälschen Confinen, von den Myrten und Orangenblüten am Gardasee auf das Wienerpflaster kam, und ich würde sie Ihnen gerne erzählen, wenn ich sie nur wüßte. Die Herren in Innsbruck hatten mich nicht vorgeschlagen. Sie hatten mich gar nicht genannt. Sie haben meinen Namen vergessen. Als ich aber mit der unendlichen Würde eines Hofbeamten in Innsbruck erschien, da schwänzelte Hofrath M** trunken lächelnd auf mich zu — und küßte mich. Ach der gute Mann hat den Dichter geküßt, und weil er weiß, wie der Sand österreichischer Bureautische den Quell des Liedes verschlemmt, so hat er mir seine Stimme nicht gegeben, damit der Dichter nicht dem Beamten zum Opfer falle.

Ist es mir doch, als lägen wir zusammen in den Gastbetten zu Brixen und plauderten im Dunkeln. Denken Sie noch an jene Nacht?* Ach, damals hatte ich noch wilde Rosenblätter in den Haaren und den harzigen Waldgeruch in den Kleidern und den Morgengesang der Amsel in der Kehle. Ich war ein König! Hier bin ich ein Proletarier der Straße. Lentner hat es mir vorausgesagt. Aber ich athme schon wieder Freiheitsluft, ich habe Hoff=

* Wir waren, wie sich später zeigen wird, im Herbste 1844 in Brixen zusammengekommen und im Elephanten über Nacht geblieben.

nung, viele Hoffnung, in ganz kurzer Zeit Gubernial-konzipist in Innsbruck zu werden. Und wenn Gott will, komme ich zu Lentners Hochzeit mit dem Staatsrock und dem Zierdegelein, mit denen mich der „freie Schwabe" so höhnisch kleidete. Ich habe mich lange herumgetragen mit „Liedern eines Verwiesenen." Sie wollten aber nicht keimen. Ich habe einen natürlichen Instinkt, das Lächerliche zu vermeiden. Als ich von Roveredo fortgieng, hatte ich im Sinne Meran zu besuchen. Ich sagte es dem Gubernial-rath Kempter, der ein sehr freisinniger Mann ist. Er bat mich, es nicht zu thun.* Ich versprach es ihm. Es war vielleicht nur Schwäche von mir — aber ich habe selbst am meisten dabei gelitten, denn ich liebe unsern Lentner warm und aufrichtig. Nun sitzt er wieder in Meran und wartet, bis sein Kastanienbaum blüht, und ist glücklicher als ich. Im Frühjahr hoffe ich, ihn zu sehen. Und Sie? Gibt es für Sie keinen vierten Sommer in Tirol? (Hier folgt die Stelle, die Seite 50 herausgehoben ist.)

Wenn das Herz so krank, so vergiftet, so verfault ist, was soll denn aus den Gliedern werden? Es will mir auch nichts rechtes gelingen hier. Seit dem verpönten Schützenlied: „Schützen singt, es ist befohlen" aus Roveredo bin ich ganz still geworden. Ich weiß nicht, liegt die Wiener Stickluft so schwer auf mir, oder hat das Grab,

* Natürlich aus politischen Rücksichten, da Lentner geächtet war.

das sich über meinem Vater schloß, sein ewiges Schweigen mir mitgetheilt. Aber es wird schon wieder werden.

Von Bruneck kam ich Mitte Dezember 1845 fort, kam nach Roveredo und blieb dort bis Pfingsten d. J. Am 1. Juli d. J. traf ich in Wien ein. Von Roveredo aus kam ich öfter nach Bruneck, der „Lieb“ wegen und des Stadtls wegen und der lieben Berge Pusterthals. Uebrigens war ich nicht ungern in Italien. Die Natur ist so süß, so lind, so beschwichtigend! Es liegt ein Ton, ein Hauch in den italienischen Nächten, der berauschend auf die Seele wirkt. Ich kannte diese weiche Stimmung früher nicht. Ich konnte mich in dieser neuen Empfindung gar nicht bewegen. Wenn ich ein Lied mache, versetze ich mich noch immer in einen Brunecker Wald.

Das ist die Geschichte meines Lebens, seit wir uns nicht mehr sahen. Meine Gesinnung ist unverändert geblieben, und meine Freundschaft und Verehrung für Sie hat sich vergrößert, durch Ihre Drei Sommer in Tirol; den Dank für Ihre freundlichen Bemerkungen über mich wollte ich durch Lieder aussprechen. Aber es war damals eine ungünstige Zeit für mich. Ich mußte so bescheiden sein! Zwei kleine weiße Hände haben die Fäden meines Schicksals zwischen den Fingern. Sie können und werden mir nicht Zumuthungen machen, wie sie Lentner mir machte. Habe ich doch mich selbst mehr zu fürchten, als das Hetzen meiner Freunde. Inneres und Aeußeres ist in einen schrecklichen Zweiklang gerissen und diese Disharmonie ist die Krankheit, an der ich sterben werde. Es kann nicht anders sein.

Könnte ich in München leben, unter den Ihrigen, ich wäre gerettet.

Wenn ich nicht so viel zu thun hätte — denn ein Hofkanzleipraktikant ist eine Schnellschreibmaschine — würde ich Ihnen einige neue Lieder senden. Aber ich möchte auch wieder einmal Ihr liebes Freundeswort hören. Also Wort um Wort! Sie schreiben mir und sogleich sollen Sie Lieder erhalten. Wenn Sie das früher genannte Schützenlied noch nicht kennen, so melden Sie es mir; das müßte ich Ihnen vor Allem schicken, weil ich glaube, daß es etwas frisches ist, was man auch im lieben Baiern lesen kann. Sie sind so überschwänglich glücklich in Ihrem München und es braucht gewiß das unverwüstliche Phlegma des lieben Michels, um aus München kein deutsches Florenz zu machen. Höchstens, daß ein Hahn kräht in der Morgenstunde. Es ist gar nicht schön, so ohne alle Lust und Freude den Ultramontanismus, Censur und Jesuiten zu Grabe zu tragen, als wären es liebe, gute Bekannte. Aber das ist der Deutschen vermaledeite Gemüthlichkeit, die noch für den Henker ein thränenfeuchtes Auge hat. Also ein Brief, mein lieber Freund! Denken Sie, daß ich auf diesen Brief hoffe! Sie haben mir schon viele „Unarten“ verziehen, verzeihen Sie auch dieses verspätete Schreiben, mit dem neuesten und frischesten Ausdruck der Freundschaft und Liebe Ihres Bruders Gilm.

Linz, den 31. Jänner 1857.

L. F.! Vor geraumer Zeit haben Sie mich vor ganz Europa aufgerufen und meine Georgine mitten in

die baierischen Hochgebirge gepflanzt.* Gestatten Sie, daß ich auf diesen Ruf ein herzhaftes „Hier" entgegne. Ja, hier in der Metropole Oberösterreichs haben sie mich eingebettet, ganz wie es der selige Bruder Lentner prophezeite, mit dem Degen und dem Dreispitz. Ich bin Statthalterei-Präsidial-Sekretär mit 1400 fl. C.-M. Gehalt. Mein Titel ist lang und tönend wie ein Alexandriner, und der Gehalt reicht eben aus für einen ledigen Burschen, der ohne Weib und Kind das letzte Lied tief unten im Bierkrug sucht und nicht finden kann. Meine Stellung, Ansehen und Einfluß lassen nichts zu wünschen übrig. Der Beamte prosperirt wie wilder Kohl, und der Poet ist noch immer ungedruckt und unbekannt. Damit

* Ich hatte nämlich am 13. November 1856 in der Allgemeinen Zeitung einen „Nachruf an die heurige Sommerfrische im baierischen Hochland" erscheinen lassen, dessen Anfang also lautete:

„Das Rosenmärchen ist erzählt,
Und honigsatt hat sich die Biene
Das Bett zum Schlummer schon gewählt.

So sang einst ein Tiroler Dichter, Hermann von Gilm, von dem wir vormals sehr viel, seit langen Jahren gar nichts mehr gehört, und diese schönen Worte mögen sinnig eine kleine Sommerfrischplauderei einleiten, die jetzt nach dem Schluß der Weinlese, wo der erste Schnee schon am Himmel hängt, fast zu spät in die Welt tritt."

Es war während seines Aufenthalts zu Linz, daß diese Nummer der Allgemeinen Zeitung unserm Gilm vor die Augen trat. Er schrieb darüber am 17. Dezember 1856 einem Freund in Innsbruck:

Ich kam spät ins Kaffeehaus, ließ mir ein Glas Punsch geben und wollte grübeln. Da brachte der Marqueur die Allge-

sei nicht gesagt, daß ich ein Anderer geworden bin. Ich bin ganz der alte Gilm geblieben. Ich werde Sie einmal bitten, meine Lieder in die Welt zu führen. Die Wasser sind noch nicht ganz verlaufen. Bei Ihnen mag das anders sein. Im neu umgeackerten Oesterreich ist der Boden noch nicht geeignet für die Gartenkultur der Lyrik.

Ich sah Sie das letztemal in Brixen, wo Sie mein Schlafkamerad waren. Ich war von Bruneck herübergekommen. Dort ist nun mein Bruder Bezirksvorsteher und meine Schwester Aebtissin des Ursulinerklosters. Im Jahre 1847 wurde ich nach Wien als Hofkanzleipraktikant gerufen und blieb dort bis zum Mai 1854, wo ich zum Statthalterei-Sekretär in Linz ernannt wurde. Ich hatte das Glück, vor den Augen Seiner Excellenz unsers H. Statthalters Freiherrn v. Bach Gnade zu finden und von ihm zum Vorstand des Präsidial-Bureaus er-

---

meine Zeitung, die wegen des schlechten Weges erst spät Abends gekommen war, und mein erster Blick fällt auf die ersten drei Zeilen meiner Georgine.

Da heißt es weiter: „So sang einst ein Tiroler Dichter, Hermann von Gilm, von dem wir vormals sehr viel, seit langen Jahren gar nichts mehr gehört." Der Artikel ist von L. Steub, dem Dichter der Drei Sommer in Tirol. Das hat mich verflucht ernsthaft gemacht, und fast möchte ich die gestrigen Späße bereuen. Es fällt mir immer das Ende der Georgine ein:

Und spät wie dir, du feuergelbe,
Stahl sich die Liebe mir ins Herz;
Ob spät, ob früh, es ist dasselbe
Entzücken und derselbe Schmerz.

nannt zu werden. Als solcher bin ich ganz unabhängig. Damit haben Sie die äußern Züge meiner Erlebnisse. Tiefer kann ich nicht graben; ich hätte nicht Raum für all den Schutt. Wenn Sie aber Lieder wollen, so stehe ich zu Befehl. Und somit drücke ich Ihnen im Geiste auf das Wärmste die Hand und versichere Sie meiner aufrichtigsten Verehrung.

Linz, 7. Dezember 1857.

L. F.! Ich sende Ihnen einliegend neun Nummern der Linzer Zeitung, in denen sich meine „Letzten Blätter“ befinden. Die viele Nachsicht, die Sie meinen ersten lyrischen Erzeugnissen in Tirol schenkten, die Liebe, die Sie für mein Vaterland haben, dem Sie, dem sommerarmen, drei schöne Sommer schenkten, und die persönliche Verehrung, die ich gegen Sie hege, geben mir den Muth, offen gegen Sie zu sein. Ich wünsche aus ganz persönlichen Gründen diese meine neuesten Lieder öffentlich besprochen zu haben. Es würde mir dadurch ein unendlicher Dienst geleistet; die Leute sind einmal so. Sie wissen, ich bin und war nie ein Freund des Schellengeklingels. Aber jetzt würde es mich sehr glücklich machen. Die Menschen haben nur das den Muth hübsch zu finden, was man ihnen als hübsch oktroiirt. Ihrer gewandten Feder wäre es etwas leichtes, an neue österreichische Lyrik anknüpfend, einige Worte über diese Gedichte zu sagen, und was Ihnen gefällt zu excerpiren. Ich gäbe dann diese „Letzten Blätter“ mit dreißig früheren kleinen Gedichten als ein selbständiges Büchlein heraus.

Dies ist der Dienst, den ich von dem Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung für die tiroler Poesie und einen verbannten tiroler Poeten erbitte.

Wenn die Lieder nicht für mich sprechen, so werfen Sie Brief und Lieder in den Papierkorb."

Meine Antwort, die hier folgt, mag zeigen, daß wenigstens ich den Sänger nicht verhätschelt habe.

„München, den 13. Dezember 57.

L. F.! Ihre freundliche Sendung habe ich erhalten und Ihr Begehren in Erwägung gezogen — aber es geht nicht. Wie kommen Sie überhaupt an mich? Haben Sie je gelesen oder gehört, daß ich mich als altbaierischer Kritikaster an der deutschen Poesie vergriffen? Thatsache ist es allerdings, daß ich vor einem halben Menschenalter ein paar schüchterne Versuche machte und einige „Besprechungen" schrieb, allein das Zutrauen wuchs so schnell, daß mein Bücherbrett von Freiexemplaren zu brechen drohte, worauf ich mich denn gerne wieder in mein unkritisches Privatleben zurückzog. Wer da nur mal Einem als Herold voranschalmeit, den betrachtet das Dichtervölklein gar zu gerne als ständigen Lohnrößler, dessen verfluchte Schuldigkeit es sei, jeden „Strebenden" auf den deutschen Parnaß hinaufzukutschiren. Wer aber alle lobt, wird bald von allen — und von sich selbst — mißachtet, wer gewissenhaft kritisiren will (wenn er's kann, was bei mir doch nicht der Fall), der hat bald eben so viel Feinde als „Angezeigte."

An Sie aber möchte ich die ernste Frage richten,

warum haben Sie denn Ihre Gedichte nie herausgegeben?*
Das scheint mir ein Versäumniß, das jetzt durch ein nachträgliches Festgeläute in der Allgemeinen Zeitung nicht hereingebracht werden kann. Ueberdies meine ich, der Gedanke, das zukunftsvolle Moseskind aus dem Riedgras eines obscuren Provinzialblattes herauszuheben und es von der Kanzel der Allgemeinen Zeitung herab als Propheten der Propheten zu präkonisiren — dies aber müßte geschehen, um die mirakelhafte Auffindung nur halbwegs zu motiviren — dieser Gedanke, meine ich, würde in der Ausführung einen Hautgout der Kameraderie annehmen, der uns beiden beschwerlich werden dürfte. Freilich glauben Sie, es könnten diese Lieder mit einem österreichisch-lyrischen Kohlrübengericht als pikante „Auflage" gereicht werden, aber, lieber Freund, Sie wissen nicht, wie wenig Zeit mir für österreichische Lyrik überbleibt.

Mein Rath ist nun aber fürwahr, übergeben Sie Ihre Gedichte der Oeffentlichkeit. Gehen Sie denselben Weg, den schon viele tausend andere gegangen! Die deutsche Kritik wird dann den Werth Ihres Sanges schon herausfinden. Auch die Aufmerksamkeit der Allgemeinen Zeitung ist für hervorragende Erscheinungen nicht schwer zu erregen.

Daß mir Ihre Lieder gefallen, brauche ich Ihnen

---

* Diese Frage beantwortet sich wohl dahin, daß Gilms Gedichte im Vormärz sicherlich nur zum kleinsten Theile durch die Censur gekommen wären und daß ihm als k. k. Praktikanten auch niemand rathen konnte, sie im Auslande drucken zu lassen.

nicht zu sagen; Sie wissen das schon. Ich finde sie fein, geistreich, gut gedacht und künstlerisch geformt, aber doch wollte mir beim Lesen, wenn ich Ihrer Person gedachte, fast ein leises trop tard über die Lippen schlüpfen. Kann denn das arme Herz auch in seinem fünften Dezennium noch keine Ruhe finden? Immer noch wie vor fünfzehn Jahren zur Zeit der „Georgine“ — obgleich es dort schon etwas spät schien — diese melancholischen Variationen auf der G-Saite der Liebe oder praktisch ausgedrückt: immer noch diese schwermüthigen Schnaderhüpfeln an spröde Backfischlein, die sich nicht fangen lassen wollen? — Noch einmal kommt mir die Frage, warum haben Sie so lange geschwiegen? Warum sind Sie nicht herausgetreten, als Geibel und andere ihre dichterische Karriere begannen? oder noch am Anfang dieses Dezenniums? Die elegische, der öffentlichen Dinge überdrüßige Stimmung der Nation war in jenen Jahren der Lyrik wieder ziemlich zugeneigt. Jetzt sind wir, meine ich, schon wieder zu politisch geworden. u. s. w.“

IV.

Innsbruck. Der Kaplan Sebastian Ruf.

Ende September war ich wieder in Innsbruck. Dr. Schuler zeigte sich abermals sehr freundlich. Ich saß viele stille Stunden in seinem Archive und schrieb viele hundert Hof- und Ortsnamen aus den alten Steuerregistern zusammen. Dabei sah ich leider bald, daß ich in meinem

kaum erschienenen Büchlein „Ueber die Urbewohner Rhätiens und ihren Zusammenhang mit den Etruskern“ allzu viele Namen für etruskisch angesehen, die ich jetzt für romanische erkannte, und daß das Schriftchen also förderſamst umzuarbeiten wäre.

Abgesehen von dieser linguistischen Zerknirschung verliefen die Tage und namentlich die Abende sehr angenehm. Herr v. Kern, der kurz vorher, wie schon erwähnt, als Gubernialrath nach Innsbruck versetzt worden, war das anerkannte Haupt unserer sonst statutenlosen Gesellschaft. Er scherzte und schäkerte sehr gerne, gieng aber ebenso gerne auf ernstere Gespräche ein. Neben ihm standen Dr. Schuler, Prof. Flir, der geistreiche Aesthetiker, der später in Rom als Uditore della rota gestorben, Dr. Stotter, ein Naturforscher, der auch in jungen Jahren aus dieser Welt gieng, Sebastian Ruf, der Kaplan des Irrenhauses in Hall, ein neckischer Herr, der die Christenleute, die ihm nahe kamen, mit entschiedenem Talente aufzuziehen wußte, Dr. Pfaundler, ein junger Rechtsanwalt, der sich auch literarisch beschäftigte, Dr. Straßer, später Bürgermeister in Hall, ein fleißiger Sammler, der heitere Anekdoten und seltsame Geschichten liebevoll zusammentrug und mir eines Tages auch die merkwürdige Begebenheit erzählte, auf welche sich „die Rose der Sewi“ gründet. Ueberdies erschienen Tag für Tag etliche minder bedeutende Ab- und Zugeher, deren Namen ich aber nicht mehr weiß.

Die Genannten sind nun bereits alle ins bessere Jenseits gegangen. Die Pietät ihrer Landsleute hat sie seiner

Zeit sämmtlich mit Nekrologen und Nachrufen in den Landeszeitungen oder auch in eigenen Schriften bedacht und Konstant von Wurzbach hat ihnen auch wieder in seinem biographischen Lexikon des Kaiserthums Oesterreich die verdienten Denksteine gesetzt. Es wäre daher überflüssig, ihre Lebensläufe hier ausführlicher zu besprechen, und liegt dies auch gar nicht in dem Plane dieses Büchleins. Dennoch wird es erlaubt sein, wegen meiner besondern Bekanntschaft mit ihm den Kaplan Sebastian Ruf herauszuheben und über denselben einiges zu sagen, was in seinem Nekrologe kaum zu finden sein dürfte.*

Die Eingeweihten wissen schon lange, daß das wundervolle Land Tirol in den hoffnungsreichen Jahren des Vormärzes einen kleinen, aber wirksamen Kreis von liebenswürdigen Weltweisen aufzeigen konnte, der ihm zur Ehre gereichte, der aber jetzt auch dahingegangen und nach allgemeiner Meinung nicht wieder ersetzt worden ist. Als der Erzdenker, als der kühnste Forscher in dieser Runde galt damals unbestritten Sebastian Ruf, der Kaplan am Irrenhause zu Hall, den ich im Jahr 1843 kennen lernte, bis zu seinem Ende als meinen Freund verehrte und nunmehr mit einer freundschaftlichen Erinnerung bedenken möchte.

Kaplan Ruf war 1802 geboren, also damals einundvierzig Jahre alt, ein hoher, aber wohlgestalteter Mann mit hellen blauen Augen und einem Gesicht voll Güte und

---

* Ueber ihn wäre ferner zu vergleichen: Kleinere Schriften von Ludwig Steub I. 167. Dort ist auch S. 165 Dr. Straßer besprochen.

Wohlwollen. Er war eines Schmiedes Sohn von Absam, einem Dorfe, das in der Nähe der Stadt Hall gelegen ist, und half dem Vater bereits in seiner Hantirung, als er sich eines Besseren besann und einen andern Beruf erwählte. Da wenig Mittel und doch große Liebe zum Studiren vorhanden waren, ergab er sich dem geistlichen Stande und lernte dann, wie vorgeschrieben, zu Innsbruck und zu Brixen die Theologie. Mit siebenundzwanzig Jahren erst wurde er ausgeweiht und zunächst als Kurat in die Leutasch versetzt, ein enges Thal, welches bei Baierisch-Mittenwald eingeht und damals nur arme Hirten, Schmuggler und Wilderer ernährte. Doch erlangte er nach einigen Jahren die Kuratenstelle in Tobadill (urkundlich Tablatell von tabulatum, Stadel), was ein kleines, mühsam zu ersteigendes Bergdorf bei Landeck im Oberinnthale ist. Aber auch in dieser Einsamkeit blieb er nicht lange, sondern trat 1837 als Hauskaplan in die Irrenanstalt zu Hall. Dort verlegte er sich bald auf Forschungen über die Natur des Wahnsinns, welche er später in drei Büchlein zusammenfaßte und herausgab. Das erste führt den Titel „Psychische Zustände" und ist 1852 erschienen. In diesem äußert er schwere Zweifel gegen die Freiheit des menschlichen Willens, gegen die Möglichkeit, die Verbrechen nach Verdienst zu strafen, und schließt mit dem Spruche: Die Schuldzurechnung ist Sache Gottes und nicht Sache der Menschen. Das Büchlein, welches, wie die Vorrede sagt, „in der Schule der Klagen und der Leiden, des Elends und des Jammers entstanden ist", zeigt außer einer unge-

wöhnlichen Belesenheit auch die tiefe Humanität des Verfassers, der der Kritik menschlicher Fehler eine Milde und Schonung empfiehlt, wie sie selbst bei den besten Christen nicht immer zu finden ist. Dieser seiner ersten Schrift folgten im Jahre 1856 „Die Delirien," ein höchst interessantes Werk, das namentlich den menschlichen Verstand in der allgemeinen Achtung gegenüber der Phantasie zu heben sucht. Ueberraschend sind die Zusammenstellungen, die sich da über Schwermuth, Wahnsinn, Selbstmord oder frühen Tod der Dichter, Musiker und Maler finden. Ein drittes Heftchen: „Die Kriminaljustiz, ihre Widersprüche und ihre Zukunft," erschien im Jahre 1870 und sucht die Sätze, die der Verfasser in den „Psychischen Zuständen" aufgestellt, neuerdings zu rechtfertigen und zu befestigen.

Für alle diese literarischen Unternehmungen stand ihm eine sehr gediegene Unterlage zu Gebote, da er sich in seinen freien Stunden vorzugsweise mit den neueren deutschen Philosophen, mit Kant, Schelling, Hegel, Schleiermacher, David Strauß, Feuerbach und Anderen beschäftigte.

Auch in die Phrenologie versuchte er tiefer einzudringen und auf ihrer Basis haben wir uns eigentlich kennen gelernt. Es sind jetzt neununddreißig Jahre, seitdem wir, uns unbekannt, in größerer Gesellschaft beim Hirschen zu Innsbruck saßen, seitdem er, gegen mich gewendet, über den Tisch herüber freundlich ausrief: „Aber der Herr dort hat einen stark ausgeprägten Ortssinn!" Ich hielt dies für sehr möglich und bat mir weitere Er-

klärung aus, die er dann auch als Sachverständiger sofort ertheilte. So wurden wir bekannt und blieben fortan gute Freunde.

Bei solcher Richtung seiner Studien mußte ihm aber der Verkehr mit den Irren, der wohl andern sehr abstoßend dünkt, äußerst anziehend und belehrend scheinen. Er hat da durch die liebliche Weise seines Umganges viele Hunderte getröstet, erquickt und zu mannigfachen Heilungen wesentlich beigetragen. Freilich gieng ihm dabei der Glaube an die menschliche Freiheit verloren, aber weil er die unfreundlichen Phänomene, die ihm der irdische Verkehr mitunter bot, weniger dem Individuum, als der menschlichen Natur überhaupt zur Last legte, so war er äußerst verträglich und galt in weiten Kreisen als der Engel des Friedens, der auch andere versöhnte, wenn sie sich zerschlagen hatten. Ebenso pflegte er die läßlichen Sünden der Männer wie die der Frauen, wenn sie einmal geschehen waren, mit der sanftesten Katechese zu behandeln. Nun ist das Land Tirol auch in religiösen Sachen voller Skrupel, und es kommt daher nicht selten vor, daß nicht allein jugendliche Frauen, sondern auch ganz reife Männer außer ihren Beichtvätern gerne noch beliebige Gewissensräthe heranziehen, um durch deren Zuspruch im Glauben fester und über ihr Seelenheil ruhiger zu werden. In dieser Beziehung nun genoß unser Sebastian namentlich bei den Damen eines ausgezeichneten Rufes, war aber auch bei den Männern sehr beliebt. Einst standen wir plaudernd an dem Innsbrucker Bahnhof, als ein wohlgekleideter Mann

uns näher kam, ein Mann von etwa dreißig Jahren, wahrscheinlich dem Beamtenstand angehörig. Nachdem ihn der Kaplan bemerkt hatte, meinte er, der komme wohl, ihn abzurufen, aber ich möge nur da warten, er werde nicht lange ausbleiben. Der erwähnte Herr war nun herangekommen, flüsterte meinem Freunde einige Worte zu, nahm ihn dann am Arme und gieng mit ihm einige Male vor dem Bahnhofe auf und ab. Nach einer Viertelstunde kam Sebastian wieder allein zurück. Ich fragte, wer der Mann gewesen; er antwortete, das sage er nicht gerne. „Was habt ihr denn verhandelt?“ „Ach,“ entgegnete er, „es ist ein gutmüthiger Grübler, der wieder über ein paar Dogmen reitstützig geworden. Jetzt habe ich ihm sein Gewissen wieder eingerichtet.“

Während er so den Gläubigen auf ihren Wegen beistand, erschien er unter anderen Umständen wieder als verwegener Skeptiker. Nachdem er nämlich so viele Philosophen und so viele Irren studirt hatte, war er unter diesen Studien mehr oder weniger Atheist geworden, jedoch ohne das katholische Glaubensbekenntniß aufzugeben. Wenn er nun unter vier oder sechs Augen einen möglichen Proselyten erschnuppert hatte, so schlug er gerne auch den letzten Boden durch, um ihn aber gleich wieder herzustellen. Einst waren mit mir zwei verehrende Jungen um ihn, die an der Universität in diesem Jahre der Philosophie oblagen und sich fast mit ihm messen zu wollen schienen. Man begann also philosophische Gespräche und so kam denn bald das Dasein Gottes zur Diskussion, in welche

die jungen Herren apologetisch eintraten. Nachdem nun jener die gewöhnlichen Beweise für dieses Dasein alle aus dem Felde geschlagen hatte, fieng einer der Studenten an: Aber jetzt geben Sie Acht, Herr Kaplan, jetzt werf' ich Sie — jetzt kommt der beste Beweis. Alles Erschaffene muß einen Schöpfer haben; die Welt ist erschaffen, also muß sie einen Schöpfer haben, und den nennen wir Gott! — „Das ist der schlechteste Beweis von allen," antwortete der Kaplan. „Da müßte ja auch Gott einen Schöpfer haben, und da stünden wir vor einer Reihe von Schöpfern, die unendlich wäre."

Die Studenten schauten sich verdutzt an und bewunderten den Philosophen, der sie so leicht überwunden hatte; dieser aber fuhr in wohlwollender Ermahnung fort: „Laßt diese Sachen, ihr Bürschlein, sie sind euch nicht gesund! Die Philosophen können sie nicht lösen und ihr auch nicht. Die Wissenschaft bringt keinen Trost, schon weil sie sich täglich ändert. Ewig fest und unerschütterlich ist nur der Glaube. Die Wissenschaft ist der Verstand, der Glaube ist die Poesie. In jener müßt ihr verdorren, nur in diesem könnt ihr grünen und blühen!"

Diese christkatholische Parabase kam eben so natürlich heraus, wie vorher seine skeptische Polemik, und die Studenten schauten sich noch verdutzter an als früher.

Auf solchen Uebergängen bewegte sich der Kaplan in vertrautem Kreise nicht ungern. Wenn dann etwa ein Zuhörer ernsthaft einwendete, das sei doch nur ein frivoles Spiel mit Ueberzeugungen, so konnte er lachend entgegnen:

„Ich glaube an meine Ueberzeugungen so wenig, als an meinen Glauben. Unser Räthsel kann sich nur im Jenseits lösen, wenn es ein solches gibt. Bei meinen Irren könnte ich mit Kant und Fichte gar nichts ausrichten, aber ein schöner Spruch aus der Bibel und das Versprechen einer bessern Welt erhebt sie. Wenn ich die gute Wirkung sehe, glaube ich mitunter selbst daran. Was uns am Höchsten stehen muß, das ist die Humanität. Alle Dogmen und alle Religionen sind nur die Bindfäden, die sie festigen sollen. Ich stimme daher mit dem Christenthume vollkommen überein und predige seine Lehren ohne Hinterhalt."

Ein andermal konnte er mit Entschiedenheit behaupten, daß Glauben und Wissen zwei Kreise seien, die sich gar nicht zu berühren brauchen. Es sei unphilosophisch, den Glauben philosophisch widerlegen zu wollen. „Als Priester glaub' ich, als Denker forsch' ich. Ich lese meine Messe mit derselben Andacht wie die andern und denke nicht daran, das gläubige Volk in seinem Glauben zu erschüttern. Was könnt' ich ihm dafür geben?"

Man erzählt sich, daß der Kaplan zuweilen auch mit seinen Amtsbrüdern zu häkeln hatte, denn die meisten hielten ihn, vielleicht mit Unrecht, für einen angehenden Abtrünnigen, dessen Seelenheil in ständiger Gefahr sei. Deßhalb kamen sie mitunter persönlich zu ihm, um seine Besserung zu versuchen. Solche Missionäre führte er jeweils ohne langen Aufenthalt zum Weine, an irgend ein Oertlein, wo ein paar gute Freunde zu finden waren.

Vor diesen eröffnete er dann das Religionsgespräch, wobei er als überlegener Dialektiker und Hänselmeister erster Größe eine unnachahmliche Ironie entfaltete. Mit leisen, harmlosen Fragen anhebend und immer in derselben Weise fortfahrend, veranlaßte er den Gegner, seine ganze Dogmatik auseinanderzulegen, suchte ihn dann — immer mit der höchsten Achtung vor den Dogmen, aber immer lächelnd und scherzend — in alle möglichen Widersprüche zu verwickeln und ihm schließlich zu zeigen, daß nicht er, der Kaplan, sondern der Widersacher eigentlich ein Kryptolutheraner, ein heimlicher Kalvinist, ein Ketzer und Abtrünniger, ja gar ein offenbarer Heide, und daß die wahre und echte Theologie nur im Haller Irrenhause zu finden sei. Sobald er soweit gekommen, gab er aber dem Gegner die besten Worte und bemühte sich, wenn es nöthig war, so lange, ihn wieder friedlich zu stimmen, bis derselbe als aufrichtiger Freund von dannen gieng. Die Haller Herren freuten sich aber immer in ihrem Trinkstüblein, wenn der Kaplan einen solchen geistlichen Vorkämpfer daherbrachte.

Derlei Geschichten drangen indeß allmählich auch bis zu den Ohren seines Bischofs, des hochwürdigsten Herrn Vincenz Gasser, der übrigens schon aus Sebastians Schriften die gehörige Aufklärung schöpfen konnte. Doch stand der Kaplan in so hohem Ansehen, daß ihn das Kirchenlicht zu Brixen immer in Ruhe ließ. Ja, dieses sprach ihm sogar einmal eine Art von Anerkennung aus, indem es bei einer Visitation zu Hall dem Dechant sagte: „Grüßen Sie mir den Kaplan! Er liegt mir sehr am

Herzen — seine Grundsätze sind schlecht, aber seine Sitten sind ohne Tadel!“

Nach einer umlaufenden Sage habe übrigens der Bischof auch einen guten Grund gehabt, dem Kaplan dankbar und deßhalb nachsichtig zu sein. Vincenz Gasser sei nämlich auch einmal, wie Beda Weber, im Herzen ziemlich freigeistig gewesen und habe seine Gedanken über allerlei kirchliche Gebrechen seinem Freunde Ruf oft brieflich mitgetheilt. Als nun jener Bischof geworden, habe dieser die betreffenden Briefe schleunigst zusammengepackt und sie mit einigen freundlichen Zeilen nach Brixen geschickt. Dies habe ihm sein Oberer nie vergessen.

In seinen gymnastischen Uebungen konnte aber unser Sebastian oft sehr grausam werden, obgleich er sie immer, wenn der Andere das Tischtuch zerschneiden wollte, mit einem wohlthuenden versöhnlichen Epilog beendigte und alle Verbitterung auszutilgen suchte. Mit Vorliebe behandelte er übrigens, nachdem er schon alle seine näheren Freunde vorgenommen, die gebildeten Touristen, die ihm in den Schuß kamen und denen er immer mit der größten Zartheit zu beweisen suchte, daß ihre Lieblingsstudien, ihre Lebensaufgabe, ihr Stand und ihr Beruf eigentlich nur Unsinn seien. Einmal, bei der Scholastika im Achenthale, hatte er meinen alten, jetzt seligen Freund, den Chordirektor Konrad Max Kunz, den ich mitgebracht, in seine Klauen genommen, ihm freundlich seine Meinungen über Musik abgefragt und dann bemerkt, daß diese unter allen Künsten die inhaltsloseste und albernste sei, hierauf

auch den Chordirektor, der sie natürlich in Schutz nahm, siegreich durch alle Rubriken gejagt, so daß mein Reisegefährte zuletzt grimmig in den Tisch schlug, einige nicht sehr feine Worte fallen ließ und aus der Stube gieng. Ich folgte theilnehmend, mußte mir aber sagen lassen: „Warum bringst du mich zu solchen Leuten? Der Mann sieht aus wie ein Engel und ist ein wahrhaftiger Teufel. Ich kann den Kerl nicht mehr ausstehen. Ich gehe gleich nach Jenbach hinunter." Aber da war auch der Kaplan schon nachgekommen, bedauerte recht herzlich, ihn durch unüberlegte Aeußerungen so gereizt zu haben, gab ihm die geschmeidigsten Erklärungen, lustwandelte dann unter beständigem geistlichem Zuspruch mit dem gekränkten Fremdling am Ufer des Sees entlang und brachte ihn zuletzt ganz versöhnt wieder zur Gesellschaft zurück. Konrad Max Kunz blieb dann noch ein paar Tage bei der Scholastika und unterhielt sich jeden Tag besser, und zwar gerade mit dem Kaplan.

Bald darauf suchte dieser mit meiner Wenigkeit anzubinden. „Du vertragst viel Zeit mit der Geschichte — was hast du denn davon?" — „Geschichte," antwortete ich mit einer weltbekannten Phrase, „ist die Lehrerin der Völker und des Einzelnen." — „Wie," fuhr er fort, „lernen die Söhne aus den Fehlern der Väter und die Fürsten aus den Sünden ihrer Vorfahren? Nein, die Geschichte muß wohl eine andere Bedeutung haben!" Und damit fieng er mit seinen tändelnden Fragen an, gab sich aber mit keiner Antwort zufrieden, so daß ich bald

verdrießlich wurde und höhnend ausrief: „Du verschmitztes Pfäfflein, wenn du den Tacitus nicht lesen willst, so lies dein Brevier und lass' mich in Ruh'!" Da schlug er ein urgemüthliches Gelächter auf, gab mir über den Tisch die Hand und sagte: „Du hast den Kunz gerochen."

Für die Feindseligkeit, welche der Kaplan damals der Geschichte entgegengebracht, erreichte ihn aber noch auf dieser Welt die Nemesis. Als nämlich das Jahr Achtundvierzig vorüber war und alle Hoffnung auf bessere Zeiten verloren schien, nahm er die Gewohnheit an, das reiche Stadtarchiv von Hall zu besuchen und mancherlei alte, vergilbte Schriftstücke daraus nach Hause zu nehmen. Hierauf gieng es nicht lange her, bis man unsern Sebastian im Tiroler Boten als tirolischen Historiker auftreten sah. Er brachte nun allerlei kleine Abhandlungen aus der Geschichte der Stadt und ihrer Umgebung, erzählte von dem alten Schützenwesen und den alten Schlössern, von dem Auftreten der lutherischen Prädikanten, von dem berühmten Geigenmacher Jakob Stainer von Absam u. s. w. Sein größtes Werk auf historischem Felde ist die kleine, sechs Bogen starke Chronik des Achenthals, welche 1865 in der Wagner'schen Buchhandlung zu Innsbruck ans Licht trat. Ueber diese Chronik hat ein Kritiker bald nach ihrem Erscheinen öffentlich bemerkt, „es sei sonderbar, aber vielleicht aus priesterlicher Entsagung zu erklären, daß der Herr Kaplan von seinem Geiste und seinem Witze gar nichts in seine Chronik träufelte, sondern diese so trocken darzustellen beliebte, daß ihm einst seine platonische Freundin,

Frau Weingastgeberin Uhrich zu Hall, die Langweile seiner Geschichtschreibung vor ihrem ganzen Publikum vorwerfen konnte, ohne Widerspruch befürchten zu dürfen.“ Ich hatte selbst die Ehre, diesem kleinen Auftritte beizuwohnen und zu finden, daß der Kaplan die Kritik mit christlicher Ergebung aufnahm und dabei gestand, es sei ihm nicht möglich, einen geistreichen Einfall, wenn sich ein solcher melde, zu Papier zu bringen; es sei ihm dann immer, wie wenn ihn hinten Jemand zupfte, um ihn davon abzuhalten.

Im Jahre 1849 lebte David Friedrich Strauß in München und hatte mannigfachen Verkehr mit mir. Als nun der Sommer gekommen, gedachte er auch das schöne Land Tirol zu besehen und ersuchte mich um meinen guten Rath. Ich empfahl ihm zunächst die Gegend von Hall und meinen muntern Freund, den Weltweisen Sebastian Ruf, den Kaplan am Irrenhause daselbst. Dieser habe Hegel, Feuerbach und David Strauß gelesen, über Delirien und psychische Zustände geschrieben und sei wohl der erste Denker Rhätiens, aber ohne allen philosophischen Dünkel. Er werde ihn gewiß gut aufnehmen. Mit einem gewichtigen Empfehlungsbrief versehen, begab sich der berühmte Verfasser des Lebens Jesu damals auf die Fahrt.

In der That empfieng der tirolische Denker den schwäbischen mit herzlicher Freude und mit aufrichtiger Anerkennung der Ehre, die ihm sein Besuch erwies. Uebrigens blieb dessen Anwesenheit nicht unbeachtet, denn obgleich in dortiger Gegend „das Leben Jesu“ außer unserm

Sebastian wohl niemand gelesen, so hatten doch schon viele von Dr. Strauß gehört. Die Amtsbrüder fragten den Kaplan auch unter der Hand: wie er denn den Umgang mit diesem verrufenen Menschen verantworten könne. Der weise Sebastian versicherte dagegen unter dem Siegel der Verschwiegenheit: der Doktor fange stark zu zweifeln an, ob er auf dem rechten Wege sei; vielleicht stehe eine Umkehr bevor. Da sie nun ungefähr das Gleiche studirt hätten, so sei er zu ihm gekommen, um Gewissensrath zu halten; es wäre möglich, daß er gar noch katholisch würde. Diese frohe Botschaft verbreitete sich bald in der ganzen Gegend, und die Geistlichen begrüßten und besprachen dann den zuerst so unheimlichen Fremdling noch freundlicher als die Laien.

Einmal giengen sie auch lustwandeln nach Absam hinaus. Dies ist ein stark besuchter Wallfahrtsort, wo die in einer Fensterscheibe erschienene Muttergottes verehrt wird und allerlei Wunder wirkt. Da Sonntag war, zogen viele Landleute hin und her, welche alle grüßten, und zwar mit der von der Kirche so warm empfohlenen Formel: Gelobt sei Jesus Christus! Dr. Strauß schien sie hier zum erstenmale zu hören, und ihre beständige Wiederkehr wurde ihm bald auffällig. Er horchte, horchte — immer wieder: Gelobt sei Jesus Christus! — „Sonderbar," sagte er zuletzt zum Kaplan in einiger Aufregung, „ich glaube gar die Leute verhöhnen mich!"*

* Aus meinen „Erinnerungen an D. F. Strauß." A. Z. 9. Juni 1877.

Abgesehen von etlichen unbedeutenden, immer günstig endenden Gewittern, vergieng das Leben dieses Weisen wie eine heitere Stunde, wie ein milder Scherz. Alle, die ihn kannten, liebten ihn, und ebenso suchte er nach Kräften seinen Mitmenschen angenehm zu werden. Jeden Dienstag fuhr er des Nachmittags nach Innsbruck und gieng zuerst in den Buchladen, um die Neuigkeiten zu besehen, später aber in den Hofgarten, wo ihn die Freunde schon erwarteten. War er dann Abends nach Hall zurückgekommen, so fragten ihn die Herren beim Abendtrunke herkömmlicherweise, was es in Innsbruck Neues gebe, und da hatte er fast immer eine Ente im Vorrath, die er unterwegs eingefangen. Einmal erzählte er, der Rothschild habe Schloß Ambras gekauft, oder der alte Präsident St. heirathe die verwittwete Wirthin von Absam, oder die Frau Dr. Sch. sei in die Sill gefallen, aber gleich wieder herausgezogen worden, und dergleichen. Da er nun, wie es eben gieng, sehr oft auch wahre Neuigkeiten mitbrachte, so wurden die erdichteten nicht immer sogleich verworfen, sondern ihre Echtheit gewöhnlich mit Scharfsinn geprüft und diskutirt, was dann oft sehr spaßhaft ausfiel. Immerhin pflegte man in Hall damals sprichwörtlich zu sagen: Er lügt noch ärger als der Kaplan.

Sehr viele vergnügte Tage verlebte unser Freund bei der Jungfer Scholastika im Achenthale. Dorthin hatte nämlich Dr. Schuler schon vor vierzig Jahren seine herbstliche Sommerfrische verlegt und auch alle seine näheren Freunde hingezogen, so daß man da um diese Zeit die

beste und heiterste Gesellschaft traf. Jetzt sind diese schönen Tage freilich schon längst dahin, und als Erinnerung ist nur das „Pedantenstübel“ übergeblieben, wo damals die Philosophen und ihre Schüler und die dazu gehörigen Damen den Abendtrunk einzunehmen pflegten.

Alle zwei drei Jahre kam er auf Besuch zu uns nach München und blieb dann ein paar Tage. Er war meinen Kindern sehr gewogen, brachte ihnen immer „Hallertörtelen“ oder Meraner Aepfel mit und erwarb sich durch sein freundliches Wesen ihre ganze Liebe. Wenn eine anwaltliche Geschäftsreise auskam, so pflegte er mich zu begleiten, wobei dann immer ein paar Kinder mitgenommen wurden. So kamen wir zusammen nach Dachau, nach Starenberg, nach Tutzing u. s. w. Diese Ausflüge verliefen immer sehr vergnüglich.

Am 26. Februar 1872 schrieb er mir: „Mit Ende März verlasse ich die Anstalt, in der ich seit dem Jahre 1837 gedient habe. Die Landschaft hat mich gut pensionirt und die Regierung hat mir das goldene Verdienstkreuz mit der Krone verliehen. Seit dem 25. Jänner d. Js. bin ich nun siebenzig Jahre alt.“ Es verdient wohl bemerkt zu werden, daß Sebastian immerdar Kaplan im Irrenhause bleiben und sich nie um eine bessere oder vornehmere Pfründe bewerben wollte.

Und als er kam zu sterben, könnte man sagen, zählt' er die Freund' im Land', und da ihm seine Schuler, Flir, Schönach, Stotter und Andere mehr bereits vorausgegangen, so legte er sich ruhig aufs Lager und gieng,

mit einem Buche in der Hand, den 11. April 1877 als römisch-katholischer Atheist schmerzlos aus dieser Welt.

Sebastian Ruf hat mir in seinem Leben über dreißig Briefe geschrieben. Einige Auszüge aus denselben mögen hier wohl eine Stelle verdienen.

Hall, den 17. September 1845.

Lieber Freund!

Ihr glaubenslosen Leute habt keinen Sinn für den Teufel. O, wie ergreifend sind z. B. die Exercitien der Jesuiten! So was zu erfassen seid ihr gar nicht im Stande!

Sie waren alle beisammen, die Patres, jung und alt, im Refektorio; sie hielten ihre stillen Exercitien. Das Tageslicht war abgesperrt. Mitten im großen Saale flackerte matt eine Oellampe vor einem alten Crucifixe. Alles war stille, wie im Grabe; es war gemeinschaftliche Meditation. — Plötzlich schlug draußen im nahen Klostergarten ein Buchfinke hart am Neste, das mit zarten Jungen gefüllt war. Laut drangen durch die geschlossenen Fensterladen, durch deren Ritze ein schöner Maitag hereinblitzte, seine frechen Naturlieder in den heiligen Saal. Die jungen Patres wurden etwas unruhig, als verstünden sie, was der lose Vogel singe. Der alte Rektor schüttelte zwei dreimal mürrisch den Kopf. Als aber die Lieder des Vogels immer heller und geller hereindrangen, wurde er sichtlich sehr unruhig; er stand auf und beorderte den Sakristan, der an der Thür Wache hielt, er möchte eiligst den Störefried fortscheuchen. Gesagt, gethan. Allein der

lose Vogel kam immer wieder und sang. — Da brach der fromme Alte von neuem das Silentium und sagte höchst ergriffen: „So mach' ihm den Garaus; wir wollen Ruhe" und bald knallte draußen die Flinte, der Vogel lag im Blute unter dem Blütenbaum. Das Geschrei der jungen Brut drang nicht mehr herein; sie hatte bald ausgeschrieen. — Die frommen Exercitien giengen dann ruhig vor sich. Der Rektor war der Letzte zur Thür hinaus und sagte: „Erst mit dem Tode der Natur gedeiht die Kontemplation."

Da die Missionen viele Individuen in unsere Anstalt lieferten, so fand das Gubernium für gut, selbe sehr zu beschränken. So wurde nicht gestattet, daß in Namlos bei Reutte die Missionen durften gehalten werden. Ein Freund von mir hat in Schweizer Blättern manches Histörchen veröffentlicht.

Hall, am 13. Mai 1853.

L. F.! Ist es räthlich, daß Völker ihre alten historischen Erinnerungen aufgeben sollen? Ein gewisser L. St. hat uns jüngst in der Allgemeinen ganz besonders schön und klar das Gegentheil bewiesen. Wir mußten ihm beistimmen. Aber sollen nicht auch einzelne Individuen diesen Grundsatz festhalten? Auch wir sollen alte Freundschaften, an welche sich angenehme Erinnerungen knüpfen, nicht gänzlich aufgeben. Wenigstens für mich hat es immer etwas Wehmüthiges, wenn sich alte Bekannte nicht mehr kennen wollen. *

---

* Ein freundlicher Vorwurf, weil ich ihm damals längere Zeit nicht mehr geschrieben hatte.

Wie es meinem Büchlein (Psychische Zustände) ergangen? Es hat Lob und Tadel erfahren. Nun ja, Lob und Tadel muß ja sein! Von den Geistlichen wurde ich gar arg hergenommen. Sie warfen mir Materialismus, Skepticismus, Irr- und Unglauben vor. „So hört Alles auf; es gibt keine Sünde, es gibt nichts Böses mehr" — war das allgemeine Feldgeschrei. Selbst der „Phönix" * gab sich dazu her, mein Büchlein als ein äußerst gefährliches und sittenverderbendes zu denunciren.

In Tirol greift seit einiger Zeit das Poetenthum arg um sich. Alles, jung und alt, groß und klein, klingt und singt. Die Bäume in den Wäldern wollen nicht mehr nachwachsen; wir haben Mangel an Holz. Junge Poeten dagegen schießen ringsum, wie Pilze auf. Das große Publikum schenkt ihnen zwar wenig Gehör; allein das bewegt sie nicht, ihren lyrischen Ergüssen Einhalt zu thun. Besonders haben wir in neuester Zeit einen großen Ueberfluß an Sagendichtern. Da die Volkssagen spärlich vorkommen, so verlegt man sich aufs Sagendichten. Um jeden einsamen Zaunstecken flattert eine Sage.

Das Volk in Tirol hat Freuden anderer Art. Bald hat es ein Säkulum, bald eine Fahnenweihe, bald ein Scheibenschießen, immer mit türkischer Musik begleitet. Am andern Tag lesen wir die herrlichsten Beschreibungen all dieser Festlichkeiten im „Boten", in der „Schützenzeitung" und im „Volksblatt." Daß diese Feierlichkeiten immer

* Eine damals in Innsbruck erscheinende literarische Zeitung.

auch besungen werden, versteht sich von selbst. Auch das Tischrücken wird stark betrieben, aber nicht vom Landvolke, sondern von Beamten, von der Aristokratie und von Geistlichen.

Hall, am 17. Oktober 1859.

L. F.! Unser Freund, Dr. Johannes Schuler, hat nun, wie Dir vielleicht schon bekannt ist, ausgestritten und ausgelitten. Ja, ausgestritten und ausgelitten! Sein Leben war ein fortwährender Streit gegen Halbheiten und Schlechtigkeiten, gegen Heuchelei und Kriecherei unserer Zeit. Er ist in diesem Streite nach und nach ermüdet und ermattet, und so denn müde, matt und todt ins Grab gesunken.

In den letzten Tagen seines Lebens gesellten sich zu seinen geistigen auch noch schwere, körperliche Leiden. Sein Geist blieb jedoch bis zum letzten Athemzug klar und hell. Einige Stunden vor seinem Hinscheiden stand ich noch an seinem Krankenbette. Und da war es, wo er mit vollem Bewußtsein von mir Abschied nahm. Er drückte mir noch fest die Hand, sah mich freundlich an und sagte: „So lebe wohl, lieber Freund! wir sehen uns hier nicht mehr wieder. Du hast treu mit mir ausgehalten; ich danke Dir.“ — Als ich zu weinen anfieng, ihm um den Hals fiel und ihn küßte, sagte er: „Geh', weine nicht, ich sterbe nicht ungern. Sterben ist leichter, als Schmerzen leiden. Für mich hat der Tod nichts abschreckendes. Ich bin müde und sehne mich nach Ruhe.“ Nach einer Weile sah er mich wieder an und fragte: „Hast Du schon

Freund Steub geschrieben?" Als ich es verneinte, sagte er: „So schreib' ihm, grüße ihn und sage ihm, daß mich sein letzter Besuch unendlich gefreut hat. Das ist halt doch noch ein ächter."

Ich konnte kein Wort mehr sprechen und mußte gehen. Bei der Zimmerthür wandte ich mich noch einmal um. Da winkte er mit der Hand und lispelte: „Leb wohl." Das war am elften, sieben Uhr Abends. Nach zwölf Uhr in der Nacht verschied er. Seine letzten Worte waren: „Geht schlafen, ich geh' auch schlafen."

Ich habe an Schuler viel verloren. Keiner stand mir so nahe wie er. Seit dem Jahre 1837 waren wir unzertrennliche Freunde. Sein Haus war mir eine zweite Heimat. Ich schloß ihm mein Herz auf, er mir das seine. — —

Was Schuler im Leben nicht gefunden, das fand er doch wenigstens nach seinem Tode: Allgemeine Anerkennung. Ob aber jedem, als er diese Anerkennung aussprach, auch ernst war, kann ich freilich nicht sagen.

Hall, den 22. Jänner 1863.

L. F.! Die liebe Gnädige * * * hat einmal ein großes Wort, freilich nicht gelassen, ausgesprochen: nämlich, daß wir Tiroler rohe Leute seien. Die Wahrheit dieser Worte ist in neuester Zeit wieder klar zu Tage getreten, als es galt, Wildauers Partei und ihn selbst zu stürzen.* Mich befällt noch ein tiefer Ekel, wenn ich über

* Es handelte sich um eine Wahl in den Reichstag.

diese Vorgänge Betrachtungen anstelle. Welche Leidenschaften wurden da aufgeregt, welche Rohheiten kamen ans Tageslicht, welche Mittel wurden ergriffen, um jene Zwecke, die man sich vorgesteckt hatte, zu erreichen! Ich wußte während dieser Zeit, um meine Aufgeregtheit zu beschwichtigen, kein anderes Mittel, als zu den alten Raitbüchern (Rechnungsbüchern) der Stadt meine Zuflucht zu nehmen. Das wirkte auf mich wie Opium und ließ mich augenblicklich alle rohen Scenen vergessen.

V.

Dr. Josef Streiter.

Während jener September-Tage erschien in unserer Runde auch ein Rechtsanwalt aus Bozen, dem ich bis dahin noch nicht begegnet war, Dr. Josef Streiter, der zwei junge Töchter nach Baiern hinausführte, um sie in das Erziehungsinstitut zu Nymphenburg zu bringen. Wir sahen uns in München wieder und giengen viel mit einander um. Einmal führte ich ihn auch in die Gesellschaft der „Zwanglosen,“ wo er einige seiner Gedichte vorlas. Sie wurden sehr beifällig aufgenommen und ihm schien das Urtheil dieses Areopags ungemein viel werth zu sein.

Er fuhr damals auch nach Augsburg hinüber, um die Redaktion der Allgemeinen Zeitung persönlich kennen zu lernen und mit ihr in Verbindung zu treten. Im nächsten Herbst erschien dafür, wie wir sehen werden, Dr. Gustav Kolb unter seinem Dach im Etschland.

Von diesem Dr.. Streiter ist nun aber ausführlicher zu handeln.

Josef Streiter wurde 1804 zu Paiersberg, einem feinen Landhause mit Weingarten bei der Stadt Bozen, geboren und in dieser auferzogen. Da der Vater, der dem Handelsstande angehörte, früh gestorben, so fiel seine Erziehung zunächst seiner Mutter, einer sehr ängstlichen und sehr andächtigen Frau anheim, die unter dem Einfluß ihres Beichtvaters, eines finstern Mönches, und ihres Vetters, des Herrn Josef v. Giovanelli, stand. So ergab es sich denn von selbst, daß der Knabe ins Gymnasium zu Bozen geschickt wurde, welches in jenen Tagen etliche mehr oder weniger beschränkte Franziskaner zu versehen hatten. Diese Lehrjahre ließen ihm nur bittere Erinnerungen zurück. Die unaufhörlichen Betstunden und die langen Rosenkränze, die immer wiederholten Bußübungen und Beichten, die schlechten Schulbücher und die schlechten Lehrer, langweilige Kompendien und langweilige Exegeten, der modernde Duft dieser Schulstuben, die jeden frischen Luftzug und auch die deutsche Literatur ausschlossen — kurz, das ganze mönchische Treiben in jenem Klostergymnasium, wie später der kümmerliche Geist, der damals die Landesuniversität bedrückte, — sie konnten den strebsamen und hochbegabten Jungen nicht befriedigen.*

Sein Inneres bäumte sich fortwährend gegen all dieses Wesen und als er endlich die sämmtlichen Schulen,

* Vergleiche die Anzeige der „Studien eines Tirolers" in den Kleineren Schriften von Ludwig Steub. 3. 104.

die niedern und die höheren, hinter sich hatte, war er auch ein ganz Andrer geworden, als er nach der Meinung seiner Mutter und seiner Erzieher hätte werden sollen — vor allem aber ein Freund des Protestantismus, ein Feind der Jesuiten und ein begeisterter Verehrer der schönen Künste.

Dieser junge Streiter muß damals eine sehr interessante Erscheinung gewesen sein. Außer der lateinischen und griechischen Sprache, welch letztere sich allerdings bald verflüchtigte, hatte er auch französisch, englisch, italienisch und spanisch gelernt und sich in die entsprechenden Literaturen schon tief hineingelesen. Namentlich mit Shakespeare und Lord Byron zeigte er sich sehr vertraut; sie ahmte er auch, vielleicht gar zu anhänglich, sein Leben lang nach. Nicht unbekannt mit der Weltgeschichte und den Lehrern der Weltweisheit schien er doch eigentlich alle seine Kraft auf poetische Schöpfungen verwenden zu wollen, wie er denn selber sagt:*

Was ich treibe, ewig schau' ich
Auf der Dichtung hellen Stern;
Leuchtet der mir nur, vertrau' ich,
Daß gefunden mir der Kern.

So besingt er denn schon als neunzehnjähriger Jüngling in einem noch erhaltenen Liedercyklus sein „minnigliches Mädchen," freilich in so holprichten und rauhen Versen, daß wir gern annehmen wollen, das Mädchen

---

* Dichtungen S. 40.

werde ihnen nicht geglichen haben. Namentlich aber wünschte und hoffte er im Drama groß zu werden, und um sich schon früh zu üben, begann er noch auf der Hochschule ein fünfaktiges vaterländisches Schauspiel: Oswald von Wolkenstein, dessen erster Akt in den gleich zu erwähnenden Alpenblumen erschien. Dabei war ihm ein feines Auge für plastische Kunst und ein feines Ohr für musikalische Reizungen, auch große Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur verliehen. Ausreichender Wohlstand und feste Gesundheit gestatteten ihm mit frohen Sinnen in sein kommendes Leben zu schauen. Sein energischer Charakter ließ ihm nichts unmöglich dünken. Er zweifelte nicht, zu seiner Zeit ein berühmter Mann und unter die Koryphäen seiner Nation gezählt zu werden. Vor der Hand aber hielt er für das Nöthigste, sein verödetes Haus zu Paiersberg mit einer liebenswürdigen Hausfrau auszustatten, und vermählte sich in feueriger Jugendliebe mit einem Mädchen aus guter Familie, das zu Imst im Oberinnthale geboren war. Die Hochzeit wurde im Herbste 1827 gefeiert. Das junge Pärchen nahm aber zunächst keinen ständigen Wohnsitz; es hielt sich nicht allein zu Bozen, sondern auch manche Zeit zu Innsbruck und zu Imst auf. An letzterem Orte hatte Streiter sogar ein paar Jahre lang das „Hofwirthshaus“ zu verwalten, ein Erbstück der Gattin, das nicht sogleich zu veräußern war. Er fühlte sich unendlich froh, als er dies erreicht, seine wirthschaftlichen Sorgen beseitigt und seine Freiheit wieder erlangt hatte.

Unser poetischer Freund war noch nicht vierundzwanzig Jahre alt, als er für sein Sinnen und Trachten auch andere junge Landsleute zu gewinnen suchte. So entstand denn bald eine Art Hainbund, der sich eine große Zukunft versprach. Ohne Mühe fanden sich mancherlei Bundesgenossen zusammen, die sich auf die Dichtkunst verlegen und ihr Volk für sie gewinnen wollten; die besten darunter waren ohne Zweifel Johannes Schuler, Josef Streiter und — Beda Weber.

Dieses Kleeblatt gab mit Hilfe der andern zum ersten Mal im Jahre 1828 zu Innsbruck ein Taschenbuch, die „Alpenblumen aus Tirol,“ heraus, nach vielhundertjährigem Winter „die erste Schwalbe im Lenz,“ welche aber eine Theilnahme für literarische Bestrebungen auch nicht zu erwecken vermochte und daher nach drei Jahren wieder eingieng. Streiter hat von jener Zeit an noch verschiedene Schriften und Büchlein poetischer Gattung, namentlich 1843 seine „Dichtungen“ erscheinen lassen, allein sie haben besonderen Anklang nicht gefunden. Er war immer in Noth mit seiner Zeit, überdies zu ungeduldig und zu ungestüm; was er angefangen, sollte auch gleich fertig sein. Daher war der Plan seiner Schöpfungen nicht immer genug überlegt, die Form gar oft vernachlässigt, die Sprache ungelenk und nicht fehlerfrei.*

* In diesem Stücke glich Streiter seinem Meister Tieck, von welchem R. Köpke (Ludwig Tieck, 2. 154) folgendes sagt: War er im Zuge der Arbeit, so reichten Zeit und Kraft kaum hin. Er arbeitete unendlich rasch und leicht, namentlich in seiner

Der Mangel der fleißigen Ausarbeitung wurde ihm der Reihe nach von allen seinen Recensenten, auch von Ludwig Tieck, von Hermann von Gilm, von Ludwig Steub energisch vorgehalten, aber er wollte sich nicht bessern. Wir sprachen oft und viel über solche Schäden, allein wir konnten uns nicht verständigen. „Nicht die Form, der Gedanke macht das Gedicht!“ rief er bei solchen Erörterungen gerne aus und blieb auf dem Satze unerschütterlich beharren. Dagegen ist seine Prosa zwar nicht besonders glatt und zierlich, aber einfach, klar und kernig.

Streiters Gedichte haben aber vor den mystischen Ausgeburten des Meraner Dichters wenigstens den Vorzug, daß sie verständlich sind, obgleich in der Eile doch noch manche Dunkelheit stehen geblieben ist, so daß der Leser mitunter plötzlich Bedas Schatten zu sehen glaubt. Daß Streiter von seinen Gedichten selbst viel mehr hielt, als andere, ist wohl ein Zug, der allen Poeten gemein. Uebrigens träumte er immer von mehr als einer „That in Worten.“ Im Jahre 1839 war von einem Parzival die Rede. Im Frühjahr 1844 war er stark hinter einem Schock deutscher Kaiserdramen her und meinte brieflich, sie würden wahrscheinlich die Thätigkeit seines Lebens

---

Jugend, wo er oft mit kühner Sorglosigkeit die Dinge unter der Feder entstehen ließ. Alles Verbessern, Feilen und Putzen im Einzelnen war ihm verdrießlich. Selten korrigirte er, noch seltener entwarf er Konzepte. — — (Dasselbe erzählte man ja auch von Hackländer.)

ausfüllen.) „Aber woher Zeit, Kraft und Ausdauer nehmen," schrieb er im Februar 1844, „bei einem von tausenderlei Geschäften zerrissenen, widerwärtigen, ekelhaften, geistertödtenden Leben?"

Als seinen Beruf hatte sich nämlich unser Freund nicht ohne einigen Widerwillen die Rechtsgelehrsamkeit erwählt. Anfangs 1837 war er zum Anwalt in Cavalese, einem Flecken im Fleimserthale, ernannt worden, hatte sich sofort unter den Welschen niedergelassen, aber bald seine jugendliche Gattin verloren, die er dort bestattete und noch in manchem schönen Liede besang. Nach wenigen Monaten gelang es ihm, sich aus dem welschen Oertchen loszuschälen und nach Bozen versetzt zu werden, wo er nun vierundzwanzig Jahre lang als Anwalt lebte, 1861 zum Bürgermeister erwählt wurde und am 17. Juli 1873 hoch geachtet und tief betrauert starb. In dem oben erwähnten Jahre Vierundvierzig wollte aber Streiter seine anwaltliche Thätigkeit in Bozen aufgeben, um seine Zeit für sich zu haben nnd diesseits der Alpen die Redaktion irgend eines Journals zu übernehmen, was ich aber sehr

---

*) Dürfen wir hier das interessante Geheimniß verrathen, daß damals auch Adolf Pichler einen dramatischen Cyklus aus der deutschen Geschichte zu bearbeiten gedachte? Schuler empfiehlt den jungen Mann seinem Freunde Streiter in einem Brief vom 22. August 1843 und sagt darin, derselbe habe bereits ein Drama, „Die Habsburger", mit viel Talent und Geschick vollendet. Aber über das erste scheint keiner von beiden hinausgekommen zu sein.

lebhaft widerrieth. Es ist denn so wenig daraus geworden, wie aus den Kaiserdramen. In der nächsten Zeit schien der Dichter auch nicht mehr an die Auswanderung zu denken. Dagegen beschäftigte er sich in jenem Jahre mit einer Flugschrift, „die Jesuiten in Tirol," deren Manuskript ich der größeren Sicherheit halber damals selbst mit nach München nahm. Sie erschien 1845 anonym bei Hofmeister in Heidelberg und wurde im Lande sehr eifrig gelesen.

Streiters prosaische Arbeiten kamen zumeist als Feuilletons, als längere oder kürzere Abhandlungen in verschiedenen Blättern ans Licht. Sie waren entweder irgend einer faulen oder parteiisch verkleisterten Stelle in Tirols Geschichte oder aber den politischen Vorgängen seit dem Jahre 1848 gewidmet und suchten diese dann schneidig und geistreich zu beleuchten. Sie wurden wegen ihres rückhaltslosen Freimuths und ihrer treffenden Schärfe von allen Freunden eines aufrichtigen Wortes stets mit großem Vergnügen hingenommen. Theilweise sind dieselben gesammelt in seinen „Studien eines Tirolers," welche 1862, und in den „Blättern aus Tirol," welche 1868 erschienen.

Streiter nannte sich auf dem Titelblatt seiner „Lebensquelle" (1839) und seiner „Dichtungen" (1843) Berengarius Ivo, zwei Namen, deren letzterer sich daraus erklärt, daß der heilige Ivo ein Advokat und zwar der einzige gewesen, der in diesem Stande heilig geworden, während der erstere an den Berengarius Turonensis erinnern soll, über welchen Lessing geschrieben.

Unser Freund hat sich wahrscheinlich schon in jungen Jahren in die weite Welt gesehnt, namentlich um sich in der Nation der Denker umzusehen und ihre bedeutendsten Männer kennen zu lernen, allein ein solcher Gedanke verstieß eigentlich gegen die Landessitte, denn wenn auch damals die Krämer und Handelsleute aus Tirol sich nicht ungern in die Fremde begaben, so blieben die „Studirten," Richter, Advokaten, Aerzte u. s. w. um so fester im Lande sitzen. Die jungen Leute aus guten Häusern giengen damals, da ihnen die deutschen Universitäten verriegelt waren, höchstens nach Wien und dann etwa nach Pavia oder Padua, theils um da die Landessprache zu lernen, theils auch, weil die Milde der italienischen Professoren manches leichtsinnige Bürschlein, das anderswo schon durchgefallen, gnädig durch die Prüfungen schlüpfen und den Doktorhut nehmen ließ. In Padua hatte nun auch Streiter ein halbes Jahr studirt, doch war er sicherlich nur der italienischen Sprache wegen, nicht aus anderen Rücksichten hingegangen. Dort hat er sich ferner, wie J. Schuler, jenen Hut aufsetzen lassen.

Bald darauf begann sein eheliches Glück, das ihn die Fremde ganz vergessen ließ. Erst als seine theure Hanni von ihm geschieden, faßte er den Vorsatz, zu seiner Tröstung und Zerstreuung den Wanderstab zu ergreifen und einen Theil der deutschen Länder zu betrachten.

Ueber diese erste Weltfahrt, die ins Jahr 1839 fällt, geben seine „Reiseblätter" angenehmen und ausreichenden Aufschluß. Sie finden sich unter seinem Nach-

lasse in einem starken Bande, in welchem er alle die Erzeugnisse der damaligen Jahre durch eine lesbare Hand hatte zusammenschreiben lassen. Wahrscheinlich waren alle diese Stücke zum Drucke bestimmt, allein es sind nur die poetischen und diese nicht alle solcher Auszeichnung theilhaftig geworden. Jene „Reiseblätter" beruhen nun sichtlich auf Briefen, die der Reisende während seiner Fahrt an Fräulein Anna von Capeller, das später noch öfter zu nennende „Nannele", seine annoch unvermählte Kastellanin zu Paiersberg sandte, die er dann nach der Heimkehr überarbeitete, ins Reine schreiben ließ und hierauf wieder feilte und besserte. Es wird nicht übel aufgenommen werden, wenn wir unserm reisenden Freund auf seinen Fahrten nachgehen und die anziehenden Stellen aus seinen Briefen mittheilen.

Den meisten Raum nehmen da natürlich die Schilderungen des Gesehenen, der Gegenden, der Kirchen, der Gallerien und Museen, der Theater und der Schauspieler, auch der Gärten und der Parke ein, allein da uns diese Schilderungen nichts Neues bieten und zum Theil ganz veraltet sind, so werden wir sie nur selten heranziehen und uns hauptsächlich mit den persönlichen Erlebnissen des Pilgrims, namentlich mit den Bekanntschaften, die er unterwegs gemacht, beschäftigen.

Der erste Brief, Salzburg, 5. Juni 1839, widmet zu gutem Anfang dem hochgeschätzten Tiroler Maler Paul Troger, der zu Welsberg 1698 geboren und 1777 zu Wien gestorben ist, einige anerkennende Zeilen:

„Ich war hier,“ sagt er, „im Dom, wo mich das Bild des Gekreuzigten von Troger vorzüglich anzog. Die Mater dolorosa ist eben so würdig und milde, als leidend und ausdrucksvoll gehalten, Magdalena ganz dahin von Liebe und Schmerz, Johannes der tröstende Sohn der Mutter, Christus erhaben, und die Glorie um ihn auf originelle Weise dargestellt.“

Den berühmten Peterskeller, an dem doch sonst kein gebildeter Tourist vorübergeht, scheint unser Wandersmann gleichwohl nicht besucht zu haben, dagegen vermerkt er, daß er in der St. Peterskirche das Denkmal Haydn's besehen habe. Von da aus steigt er auf den Mönchsberg, erfreut sich der herrlichen Aussicht, die derselbe bietet, bricht aber, nachdem er diese beschrieben, in folgende Elegie aus:

„Wenn mir die schöne Natur auch auf den Augenblick Zerstreuung bietet, so bin ich doch im Ganzen gelangweilt und säße lieber daheim mit Ihnen und meinen lieben Kindern zu Tische. Auch bangt mir oft um diese Theuern, und nachdem ich schon einmal das Theuerste verloren habe, fürchte ich für Alles. Aufrichtig gesagt, wenn ich mich nicht schämte, möchte ich noch heute umkehren. Nun Alles will erfahren sein!“ —

Nachdem der Reisende das wunderreiche Salzburg verlassen, berührt er die „hübsch gebaute Stadt Linz,“ in der er aber nur zwei Stunden bleibt, und erwähnt dann das Kloster Melk, „das mehr einem kaiserlichen Palaste, als einem Aufenthalt von Mönchen und Ein=

siedlern gleicht.“ Hierauf folgt die Einfahrt in die Kaiserstadt, wo er fast vierzehn Tage verweilt und dem Stephansdome, den Kunstschätzen und den Gallerien, den öffentlichen Monumenten, aber auch dem Garten des Freiherrn von Hügel und dem Park des Fürsten Schwarzenberg gebührende, meist begeisterte Betrachtung zuwendet.

Der Wiener Prater scheint dem Einsiedler von Paiersberg nicht so gut gefallen zu haben, wie andern lebenslustigen Touristen.

„Das schaukelt, karousselt, lacht, kreischt, schaut, trinkt, fährt, reitet und bietet alles auf, um in einem Rausch unterzutauchen, aus dem es nimmer wieder erwachen möchte. Nur heute noch lustig und selbstvergessen, das Morgen kümmert sie nicht. Mir graut, wenn ich mir diese Menschen denke, die das sinnliche Vergnügen sich zum einzigen Zwecke ihres Lebens machen.“

Auch die Theater werden mit Eifer besucht und die Bühnenkünstler mit höchster Anerkennung besprochen.

„Gelungenes zu sehen, hatte ich erwartet, aber von diesen Leistungen im Lustspiele hatte ich doch keine rechte Vorstellung.“

Er sah da verschiedene, jetzt längst verschollene Komödien, daneben auch: „Der Traum ein Leben“ von Grillparzer und — „der Müller und sein Kind“ von Raupach. An letzterem Stücke zeigt er einen Gefallen, den jetzt wohl nur wenige noch theilen dürften.

„Was der Müller und sein Kind sagen soll, war mir bei einer früheren Darstellung, die ich in Bozen oder

Innsbruck sah, ganz dunkel geblieben; im schlechten Spiegel geht auch das Beste unter. Hier war die Wirkung auf mich außerordentlich. Mit wie geringen Mitteln hat der Dichter diesen Effekt hervorgebracht! Wie psychologisch ist Alles angelegt!"

Hierauf erzählt er die Fabel des Stücks, charakterisirt die mitwirkenden Mimen und da ihn das Trauerspiel nun einmal nicht losläßt, so schließt er wieder mit kritischen Bemerkungen über den Text. Noch mehr aber scheint ihn „der Traum ein Leben" beschäftigt zu haben. Er theilt dessen Inhalt auf acht Seiten gründlich mit, meint aber doch am Ende, „er könne das Drama nicht recht goutiren." Den Tag nach der Ausführung besuchte er den Dichter.

„Grillparzer nahm mich mit so vieler Zuvorkommenheit und Freundlichkeit auf, daß ich vor einem alten Bekannten und Freunde zu stehen glaubte. Er entschuldigte sich, daß er mir nicht geantwortet und drückte mir seinen Beifall über mein Stück*) aus. Ich unterhielt

---

* Streiter meint hier: „Die Lebensquelle. Ein dramatisirtes Märchen von Berengarius Ivo." Innsbruck 1839 — ein schmächtiges Stücklein, das kurz vorher gedruckt und an Freunde und Gönner versandt worden war. Es ist eine wunderliche Feerie, oft sublim bis zur vollen Dunkelheit und in seiner Absicht schwer begreiflich. Da der persische Schah, der der Lebensquelle nachgezogen, sie zwar endlich findet, aber bei dem ersten Schlucke auch schon stirbt, so glaubt der Verfasser, es spreche sich darin die Wahrheit aus, daß das wahre Leben erst im Tode aufgehe.

mich lange mit ihm über „der Traum ein Leben“ und bemerkte ihm Einzelnes, was mir aufgestoßen. Er nahm es gut auf und stand mir darauf überall Rede und Antwort. Sein Umgang hat etwas ungemein Angenehmes und Liebreiches; er lud mich ein, mit ihm in nähere Verbindung zu treten, fragte mich um meine Wohnung, und da ich ihm bemerkte, daß er mich schwer treffen dürfte, nahm er mir das Versprechen ab, ihn noch einmal zu besuchen. Ich kann nicht läugnen, daß mich diese Behandlung von Seite eines Mannes, den ich für den ersten lebenden Dramatiker Deutschlands halte, (da Tieck nichts Dramatisches mehr schreibt) ungemein erfreute, und zwar um so mehr, je weniger Anerkennung mir in meinem Vaterlande geworden. Ich habe den ganzen Tag recht freudig und vergnügt verlebt.“

Am 16. Juni 1839 schreibt der zärtliche Vater von Wien an Fräulein Anna zu Hause:

„Ihr Brief hat mir viele Freude gemacht. Ich war voll Angst und Sorge um meine lieben Kinder, die durch Ihr langes Stillschweigen noch mehr gesteigert wurde. Sagen Sie der Toni, dem Wilhelm und der Angelika, daß ich die von ihnen geschriebenen Zeilen mit großem Vergnügen gelesen habe, sie sollen mir ja wieder schreiben. Alle grüße und küsse ich und ermahne sie brav, fleißig und fromm zu sein, auf daß ich bei meiner Rückkehr Gutes von ihnen höre.“

Am 19. Juni berichtet er:

„Sonntags war ich beim Dichter Deinhardstein, der

Direktor der hiesigen Hofschaubühne ist und deßhalb den Titel eines Regierungsrathes führt. Er nahm mich mit zuvorkommender Höflichkeit auf und schrieb mir sogleich eine Eintrittskarte zum freien Besuche des hiesigen Hofburgtheaters fürs erste Parterre.

Ich gestehe, daß ich durch diese Aufmerksamkeit, die dem Verfasser der Lebensquelle zu Gute kam, nicht minder überrascht als geschmeichelt war, und zwar um so mehr, als diese Auszeichnung sonst nur Dichtern zu Theil wird, deren Stücke auf dem Hofburgtheater aufgeführt werden.* Er unterhielt sich längere Zeit mit mir, befragte mich über die Arbeiten, die ich vorhätte, ließ aber nie den Staatsmann vergessen. Daß ich die Karte recht fleißig benütze, darf ich nicht erst sagen, da sich der Theaterbesuch wohl auch ohne diese verstände.

Mit Grillparzer war ich noch zweimal zusammen. Das ist ein eben so talent- und einsichtsreicher, als gutmüthiger Mann. Alles, was er sagt, ist tief aufgefaßt und das Ergebniß eines reifen Studiums. Dabei ist er so einfach und schlicht, so liebreich und herzlich, daß man ihn bei jedem Worte umhalsen möchte."

Von Wien begab sich der Reisende nach Prag und schrieb daselbst am 22. Juni:

„Den Abend vor meiner Abreise von Wien verbrachte ich noch recht angenehm mit Grillparzer, der mir in dieser Stadt, wie begreiflich, der interessanteste Mensch

* In München ist man, wie ich selbst erfahren, noch nicht so weit.

war. Er äußerte sich, im heurigen Herbste noch Tirol durchstreichen zu wollen, wenn er nicht Konstantinopel und Athen besuche, und versicherte mich, bei mir einige Tage zu bleiben. Etwas rückhaltig und mißtrauisch scheint er durch den Umgang mit Menschen geworden zu sein, sonst ist er wirklich durchaus liebenswürdig."

Völlig begeistert hatte unsern Dichter das Burgtheater, dem er in demselben Briefe einen wehmüthigen Nachruf widmet:

„Ich mochte nicht daran denken, von diesen Hallen der Kunst auf immer Abschied zu nehmen; der Gedanke daran hätte mir noch den letzten Abend ganz verbittert, wiewohl ich es einsehe, daß ich schwerlich mehr daran denken kann."

Auch in Prag besah sich der Reisende gewissenhaft alle Merkwürdigkeiten und gieng zuletzt auch auf literarische Bekanntschaften aus.

„Ich besuchte Glaser, den Redakteur von „Ost und West," an dem ich einen gefälligen, aber nicht hervortretend geistreichen Mann fand. Anziehender war mir sein Schwager, der Dichter Egon Ebert, an dem ich mir eine ungemein liebreiche Persönlichkeit lobe. Er ist noch ganz Garçon und hat die Fidelität keineswegs mit dem Burschenrocke an den Nagel gehängt. Er ärgerte sich, daß ich nicht länger in Prag bleibe, und speiste mit mir, worauf wir mit herzlichem Kusse schieden."

Dann setzt er noch hinzu:

„Der Weg über Töplitz und Kulm erinnerte mich

wieder an mein Tirol, und die frische Luft von den Gebirgen der sächsischen Schweiz erquickte mein ganzes Herz."

Endlich ist der Reisende in Dresden angekommen und schreibt von da am 25. Juni:

„Gestern um zwei Uhr langte ich in Dresden an. Der erste Tag machte mir lange Weile ohne Ende. Unglücklicher Weise gerieth ich Anfangs in die große protestantische Kirche, wo mir ein so kalter Schauder aufs Herz fiel, daß ich nicht begreife, wie diese Menschen mit einem solchen Kultus leben können.* Ich schrieb darüber bereits ausführlich an Beda Weber.** Abends fand ich im Theater auch nicht bessere Aufheiterung. Man gab „die Nichte und Tante," ein nichtssagendes

* Diese und einige folgende Aeußerungen scheinen mit der Hinneigung zum Protestantismus, zu der sich Streiter früher und später bekannte, in einigem Widerspruch zu stehen, doch erklären sie sich vielleicht aus Pichlers Angabe, daß jener nach dem Tode seiner Frau dem Mysticismus verfallen sei. Er erholte sich aber bald wieder.

** Freund Beda kommt in diesen Briefen öfter vor. Indem Streiter zu Wien den Besuch der Liechtensteinischen Gallerie erzählt, schreibt er: „Ich dachte dabei an Beda; das hätte er besser als alles andere mitgenossen!" Zu Wien läßt er auch für seinen Lieben ein Siegel stechen, dessen Abdruck er seinem Briefe vom 16. beilegt. Von Prag aus bittet er das Fräulein, die an Beda geschriebenen Briefe diesem wieder abzuheischen, damit er seine ganze Reise beisammen habe, denn außer seinen Briefen zeichne er nichts auf.

Lustspiel von Görner, und ein noch unwahrscheinlicheres, „die Mäntel,“ von Scribe. Es bedurfte aller meiner Liebe für die Bühne, um mich durch zwei Stunden langweilen zu lassen. Im Spiel überbot Einer den Andern an Uebertreibung. Diese Leute dürfen sich mit dem Wiener Hofburgtheater nicht im Entferntesten messen. Heute sah ich eine Demoiselle Anschütz aus Wien hier, mit der ich, so wie mit der Schauspielerin Rospini, von Prag hierher reiste. Ich bitte den himmlischen Vater, daß er mich ja mit keiner Schauspielerin mehr reisen lasse, denn Ekelhafteres als solche Affektation kann man sich nicht denken. Der heutige Tag hat sich aber dafür glorreich angelassen. Ich bitte zu bedenken: ich sah die sixtinische Madonna von Raphael und — Ludwig Tieck!!!

Ich sollte eigentlich die Sache ordentlich erzählen und zunächst sagen, daß ich in der Frühe erst in der katholischen Kirche, einem majestätischen Tempel, gewesen bin, der im griechischen Stile gebaut und Hofkirche ist, und dann bei Hofrath Winkler, Redakteur der Abendzeitung, einem freundlichen Manne, der aber durch die Krankheit seiner Frau verstört scheint — allein es zieht mich zur Hauptsache. In der königlichen Gallerie strömte, obwohl ich nur die italienische Schule besah, die Fülle des Schönen zu sehr auf mich ein, als daß ich recht zur Besinnung kam. Ich setzte mich am Ende vor die sixtinische Madonna, die heilige Nacht von Correggio, die Madonna des heiligen Franziskus, des heiligen Sebastian und des heiligen Georg, alle vom selben, und sah nichts

mehr als diese. Ich weiß nicht, hat mir die Zeit schon das früher Gesehene entrückt, oder sind wirklich alle Bilder, die ich bisher in Deutschland sah, nur Pygmäen gegen diese Riesen. Uebrigens fühle ich, daß man hier wenigstens vier Wochen bleiben müßte, um die Sache nur ein wenig zu studiren; hier lebt die Kunstgeschichte in Bildern. —

Noch erfreulicher war mir die Unterhaltung mit Tieck, wie mich immer das Leben mehr anzieht als das Bild. Anfangs blieb er fast einsilbig und schien, wie man zu sagen pflegt, mich ausholen zu wollen. Das Gespräch verbreitete sich über die Wiener Schaubühne, über Grillparzers „Traum ein Leben," später über Lenaus Faust. Endlich nahm er selbst das Wort und theilte mir bei der Berührung meines Antikains* seine Ansichten über Byron, Schiller, Sophokles mit und bemerkte, daß er von jeher die Dichter in zwei Klassen eingetheilt, in jene, welche in Menschen und Welt ihre Harmonie gefühlt und in ihrer Schwäche die Würdigung zur Gnade entdeckt, und in jene, die in der Unvollkommenheit der menschlichen Natur das Unbegreifliche, den Fluch und den Grund zum Skeptizismus gefunden. Morgen bin ich zu

* Dieser kurz vorher begonnene Antikain sollte eigentlich ein optimistisches Gegenstück der Byron'schen Dichtung, zugleich aber auch eine Nänie auf die verewigte Gattin sein. Später erhielt der Antikain den Titel: „Himmel und Erde. Ein Mysterium" und wurde als einzige dramatische Probe in Streiters „Dichtungen" aufgenommen.

ihm um fünf Uhr Abends zu einer Lektion über die „Lebensquelle“ und um sechs Uhr zum Thee geladen! — Hört, man beneide mich!

Dresden den 28. Juni 1839.

Ihre Aufmerksamkeit wird wohl auf den poetischen Thee bei Tieck gespannt sein. Hören Sie also! Tieck hatte mich schon auf fünf Uhr Abends bestellt. Er lud mich wieder auf sein Sopha und setzte sich mir gegenüber auf seinen Lehnstuhl. „Mir hat ihr Stück wohlgefallen,“ hob er an, „es nimmt einen eigenthümlichen Gang, ist phantasievoll und man bleibt bis zum Ende gespannt. Nur zu didaktisch ist's, und Cosimo und Angelika erinnern zu sehr an Prospero und Miranda. Der Narr vernichtet auch beinahe das, was er sagt, durch seinen eigenen Scherz.“ Ich bat ihn wiederholt, mir ja die Wahrheit zu sagen, worauf er äußerte, er hätte mir Lob und Tadel gerade so, wie ers meine, geäußert. Er wiederholte mir noch einmal, daß ich mehr die Poesie, als die didaktische Tendenz hätte vorwalten lassen sollen, und versicherte mich, daß er mein Talent der Ermunterung werth finde. Ich hatte ihm schon früher von meinem Antikain gesprochen; nun fand ich auch Gelegenheit, ihm den Plan des Stückes auseinander zu setzen. Er hörte mir mit sichtbarem Interesse zu und sagte am Ende: „Das ist ja ganz originell, nur muß ich Sie auch hier davor warnen, daß Sie nicht zu didaktisch werden.“ Wir besprachen sonach weitläufiger die Idee, wobei er bemerkte, daß ich nicht vergessen soll, hervorzuheben, daß gerade in

der Schwäche des Menschen seine Stärke liege, da die Leidenschaft in ihrer edleren Gestaltung in Enthusiasmus übertrete oder diesen möglich mache, und der Sieg desto höher gestellt sei, je geringer die Kräfte dazu. So habe der Mensch den Vorzug vor dem Engel, dessen Wille nicht mehr mit der Neigung zum Bösen im Kampfe, sondern schon für's Gute vorherrschend sei. Wir durchgiengen so noch manches von unserer Literatur, wobei er mich immer veranlaßte, mein Urtheil auszusprechen, welches er, wie mir schien, mit Interesse aufnahm. Kurz, wir wurden bald sehr vertraut, und er versicherte mich wiederholt, daß es ihm angenehm sei, meine Bekanntschaft gemacht zu haben. Auch der Entwurf zum Parzival wurde besprochen und von ihm, insoferne ich mich bloß über die Grundidee äußerte und aus Mangel größerer Studien nicht weiter gehen konnte, gebilligt, nur frug er, wie ich wohl genug Handlung und Bewegung hineinbringen würde. Ueber Goethes Faust äußerte er, daß ihm dieser mit dem ersten Dialog mit Wagner der Idee nach abgeschlossen scheine, die Geschichte mit Margarethen sei nur später hinzugedacht und eine aus einem früher angefangenen Stücke, der Kindsmörderin, wovon er in Dichtung und Wahrheit spreche, in den Faust übergegangene Idee. Ueber den zweiten Theil des Faust sprach er seine völlige Mißbilligung aus; hier sei alles, das Verschiedenartigste und Unzusammenhängendste hineingezogen, und die am Ende niedergelegte Idee, daß es schon genug sei, wenn der Mensch nur ein bloßes Streben nach dem Guten äußere,

ganz verwerflich.* Nachdem wir Manches über seine eigenen Werke und über Shakespeare verhandelt, verließ ich ihn, wiewohl mir das Versprechen wiederzukommen abgenommen war, nur durch die Zeit gedrängt und ungerne. Ich kann meine Verwunderung nicht zurückhalten, wie eben dieser große Mann, der allen Andern so weit voraus ist, mit so vieler Geduld und Bescheidenheit noch auf unsere Meinung und Urtheil hinhorcht, das ihm ganz gewiß lächerlich vorkommen wird. Ich stellte mir ihn ganz anders vor.

Nach sechs Uhr traten wir ins Theezimmer, wo Gräfin v. Finkenstein auf dem Sopha saß und Thee servirte. Vorgestern fand sich nur der Dichter Holtei ein, gestern aber auch ein Maler, der einen berühmten Jeremias gemalt,** ein Schwede und ein Portugiese. Die Unterhaltung wurde dessen ungeachtet in deutscher Sprache geführt. Vorgestern entwickelte Tieck beim Thee noch sehr schöne Ideen über die fünf hier befindlichen Correggio's, über die sixtinische Madonna und las mir noch einige Gedichte über Tirol, Bozen rc. vor. Gestern war ich nur kurze Zeit dort, da ich einen Absprung nach Leipzig gemacht hatte und erst um sieben Uhr zurückkam.

---

* Ueber derlei Urtheile ist namentlich „Ludwig Tieck" von Rudolf Köpke, 2. 180 ff. zu vergleichen. Sie sind dort weiter ausgeführt und begründet, doch wollte man deßwegen die kurzen Glossen, wie sie Streiter gibt, dem Leser auch nicht vorenthalten.

** E. Bendemann, damals Professor der Kunstakademie und Mitglied des akademischen Raths zu Dresden.

Er lud mich auf heute Abend wieder ein, und ich scheine nun so ganz zu seinem Kreise zu gehören; mir kommt fast vor, er habe mich liebgewonnen. Das Angenehme bei seinen Assembleen ist, daß man sich zwar ganz ungebunden, aber doch in der feinsten Gesellschaft fühlt.

Dresden, den 30. Juni 1839.

Gestern war ich bei Tieck zu Mittag. Es war nur sein Neffe, Herr G. F. Waagen, Direktor der Gallerie in Berlin, Gräfin v. Finkenstein, seine Tochter und Stieftochter mit zu Tische. Dorothea, so heißt seine eigene Tochter, ist still und sittig, Agnes, die Tochter seiner Gattin, munter und heiter.* Ich muß aber gestehen, ich wußte mich nicht recht zu finden. Mit jedem Besuche stellt es sich mir mehr heraus, wie dieser Mann in jedem Fache so ganz das Tiefste ergründet und in Regionen, die mir bis dahin ganz unzugänglich waren, völlig heimisch ist. Das macht mich dann scheu und verlegen, zurückhaltend mit meiner Meinung und gibt mir, ich fühle es deutlich, ein steifes Ansehen. Ich sehe, wie haushoch der Advokat und all der Aktenstaub über mir zusammengewachsen ist, und wie kärglich es sich von der Hefe von Poesie, die noch in mir zurückblieb, zehren läßt. Das schmerzt und bedrückt mich.

Zu lernen wäre da wohl recht viel. Ich will nur Einiges, was mir mehr zugänglich ist, zum ewigen

* Diese Angabe ist unrichtig. Agnes war Tiecks jüngere, aber nicht seine Stieftochter. S. Friesen „Ludwig Tieck." S. 8.

Gedächtniß hieher setzen. Manzoni's promessi sposi lobte er sehr und meinte, er hätte, sich selber unbewußt, darin mehr geleistet, als ihm anderwärts zu leisten möglich gewesen und als er noch ferner leisten werde. Ueber Byron bemerkte er, der edle Lord stelle sich in seinen Briefen als ein kleiner Mann heraus; selbst seine letzte That, die Reise nach Griechenland, erscheine nach diesen mehr als das Werk des Zufalls und verliere Alles von ihrer poetischen Erhabenheit. Walter Scott steht ihm nicht sehr hoch, wie er es auch mir nie war, namentlich habe Bulwer und Kapitain Marryat diese Manier ins Gewäsche verflacht. Byrons vorzüglichstes Werk sei Childe Harold's Pilgrimage, die Stellen über Spanien wunderschön. Napoleon und den Franzosen ist er unhold; er verstehe nicht, was an dem Manne Großes sei, nicht einmal der Feldherr. Sobald er seinen Mann gegen sich gehabt, sei er nie zu siegen im Stande gewesen; Wellington und Blücher habe er nie unter die Füße gebracht, und mit großer Uebermacht siegen oder einigen Verwundeten Napoleond'ors und Zucker austheilen, seien eben keine Großthaten. Obwohl Tieck in Rom Katholik geworden sein soll,* scheint er mir dennoch jetzt ein nicht gleichgiltiger Protestant zu sein, was ich jedoch nur aus einer Aeußerung über den Uebertritt der Kurfürsten von Sachsen zur katholischen Religion abnahm, den er höchlich tadelte.

---

* Seine Biographen bezeichnen diese Angabe als unrichtig.

den 1. Juli 1839.

Gestern Abend wohnte ich einer jener berühmten Vorlesungen Tiecks bei, die ihm, ich möchte sagen, in ganz Europa den Namen des besten Vorlesers erworben haben. Er las die Komödie der Irrungen von Shakespeare in der von ihm und Schlegel herausgegebenen Uebersetzung. Bekanntlich liest er nie die Namen der redenden Personen, allein er weiß in ihr Gespräch so viel Charakter hineinzutragen, daß über den, der spricht, gar kein Zweifel obwaltet. Er verändert die Stimme nie, außer bei dem Vater der Zwillinge, wo sie etwas tiefer klang; vorzüglich lustig trug er die Partien der beiden Dromio vor. Es war alles so aus einem Gusse, so Schlag auf Schlag, daß man eigentlich nie recht zu sich kam; kurz die Wirkung war vollkommen. In der Lebendigkeit des Lesens mischte er auch etwas Aktion in den Vortrag, was ihm noch mehr Anschaulichkeit und Leben verlieh. Da er die Vorlesung eigentlich nur mir zum Besten gegeben und auf meine Motion Etwas von Shakespeare gelesen hatte, dankte ich ihm recht herzlich dafür und bat mir noch vor seiner Abreise eine Stunde aus, in der ich ihn besuchen und mit ihm sprechen dürfte. Er drückte mir herzlich die Hand, wie er immer, ehe ich gehe, zu thun pflegt, und versicherte mich, daß es ihm immer lieb sei, wenn ich komme.

München, 7. Juli 1839.

Ein paar Stunden ehe ich von Dresden abreiste, nahm ich von Tieck noch recht herzlichen Abschied. Er

sagte mir, er habe gesehen, daß wir in den Hauptpunkten unserer Ansichten übereinstimmen, und dies sei nöthig, wenn man sich nahe rücken und sich gegenseitig verständigen wolle. Er munterte mich auf, mich selbständig und auf eigener Bahn fortzubilden; auch er sei nie Jemands sklavischer Schüler gewesen, noch habe er sich Schüler gesucht. Ich solle ihm, wenn ich zu Hause komme, schreiben, damit unsere Verbindung nicht unterbrochen werde; er besitze wenige Freunde und es habe ihn recht gefreut, meine Bekanntschaft zu machen. Ich lud ihn herzlich ein, auch mich zu besuchen, was er mir aufs nächste oder übernächste Jahr zusicherte. Zugleich übergab er mir sein Portrait, das ich ihm auf Holteis Andeutung gesandt hatte, damit er mir Etwas zum Andenken darauf schreibe, mit folgenden eigenhändig geschriebenen Versen:

Zu Dir in fernes Thal hin ist gedrungen,
Was ich von Berg und Wäldern einst gesungen;
So hat das Wort der heitern schönen Stunden
Im Wunderland mir wackern Freund gefunden.

An Dr. Streiter aus Bozen zum Angedenken.
Dresden, den 1. Juli 1839.* Ludwig Tieck.

---

* Das lithographirte Bildniß findet sich noch jetzt zu Paiersberg. Das Gedicht steht auf dessen linker Seite. Gerade unter dem Portrait sind noch folgende Zeilen zu lesen:

Der Wahrheit heitres Angesicht
Verklärt zur Schönheit das Gedicht.

Ludwig Tieck.

Zuletzt umarmte und küßte er mich, und ich konnte dem Drange nicht wiederstehen, dem verehrten Manne den Kuß zurückzugeben. So schieden wir als innige Freunde."

Nach diesen schönen Tagen von Dresden kehrte Streiter wieder in sein Vaterland zurück. Er gieng über Nürnberg, wo er nur einige Stunden sich aufhielt, aber mit großem Eifer die alten Kirchen betrachtete, nach Regensburg, dessen Dom ihm einen mächtigen Eindruck gewährte. Auch der Walhalla widmete er einen Besuch, der ihm hohe Befriedigung hinterließ. Als er gegen München fahrend „wieder die ersten Tiroler Gebirge in deutlichen Formen aufsteigen sah," entrann ihm ein Gesang, dessen erste Strophe lautet:

Nehmt diesen Kuß auf eure eis'ge Krone,
  Ihr heimatlichen Bergeshöhen!
Nehmt ihn zum Gruß von eurem treuen Sohne,
  Er jubelt hoch beim Wiedersehen! *

Am 7. Juli fuhr er des Morgens um zehn Uhr in München ein. „München ist eine prächtige Stadt, aber Anfangs wars mir wieder bis zum Sterben langweilig." Dann gieng er jedoch aus, die Kirchen und die Gallerien zu besuchen und fand wieder die richtige Stimmung. „Morgen gehts in die Pinakothek und Abends in den Don Juan!" Damit schließt der Reisebericht. Wie er von München weg und heimgekommen, ist nicht beschrieben.

---

* Es folgen noch vier Strophen. S. Dichtungen S. 9.

Als sicher darf angenommen werden, daß er auf der Heimkehr in Innsbruck seinen Freunden und Bekannten über die schönen Sachen und über die bedeutenden Männer, die er gesehen, ausführlichen Bericht erstattet habe. Seinen Landsleuten kam dieses Gebahren, diese Kühnheit, sich im Ausland unbekannten Celebritäten vorzustellen und um deren Freundschaft zu werben, immerhin etwas seltsam vor. „Ein eigenthümlicher Mensch, der Streiter!“ sagte einst Dr. Schuler, als wir im Innsbrucker Kreise auf den Bozner Freund zu reden kamen; „er nimmt seinen Hut und geht ganz ungenirt zu den berühmtesten Leuten — wir anderen hätten nicht 's Courage dazu.“ —

Der Gefallen, den unser Freund an diesem ersten Zug in unbekannte Länder gefunden, war so nachhaltig, daß er nur ein Jahr verstreichen ließ und dann wieder in die Fremde gieng. Zunächst war es wohl wieder auf Ludwig Tieck abgesehen, allein es sollte auch ein Bischen Italien sowie einige Schweiz dazu genommen werden und so fuhr er denn anfangs Juli über das Wormser Joch, den Comer- und den Langen-See nach Mailand, wo ihn der Dom entzückte, Manzoni aber zu empfangen ablehnte, weil er kein Empfehlungsschreiben mitgebracht. Von Mailand gieng es über Turin nach Genf, Bern, Interlaken, Luzern, auf den Rigi, nach Zürich, Schaffhausen und Basel, nach Straßburg und den Rhein hinunter nach Köln. Hier singt er einmal als stolzer Aelpler:

Wer die Berge nie gesehen,
Grüßt sie hier in Miniatur —

Doch geboren auf den Höhen
Lieb' ich groß mir die Natur.*

Es verdient nämlich bemerkt zu werden, daß der Arion des Etschlandes diese zweite Ausfahrt auch mit den Klängen seiner Lyra begleitete und später diese Gesänge, siebenundzwanzig an der Zahl, als „Reiselieder" in seine „Dichtungen" aufnahm.

Außerdem ist aber diese zweite Wanderung auf dieselbe Art, wie die erste in dem oben erwähnten handschriftlichen Bande beschrieben, doch wird die Beschreibung — wenigstens für uns — nicht eher interessant, als bis Streiter am 2. August nach Potsdam kommt. Es werden daher die Auszüge, die hier folgen sollen, erst mit jenem Tage beginnen und ihnen nur eine Stelle aus einem frühern Briefe vorausgehen, weil diese eine damalige Stimmung des Reisenden sehr anschaulich zeichnet.

Schaffhausen, den 21. Juli 1841.

„Eine Reise nach Paris kam mir gar nie in den Sinn. Dies müßte jedenfalls das Ziel einer eigenen Reise sein, und vom bloßen Schauen ohne persönliche Ansprache bin ich schon satt. Ich wünsche nur noch Tieck zu sehen und mich mit ihm einige Tage zu unterhalten; dies soll mich für viele erlittene Langeweile entschädigen. Glauben Sie sicher, daß Naturschönheiten, fortwährend besehen, ohne andere Würze ebenso den Magen verderben wie Naschwerk.

---

* S. Dichtungen S. 28.

Potsdam, 3. August 1841.

Ueber Berlin kommend fand ich Ludwig Tieck gestern außer der Stadt, nahe am königlichen Lustschlosse Sans-souci in einem Gartenhause wohnend, wo er mich mit alter Freundlichkeit und Treuherzigkeit aufnahm. Da es aber schon an halb zwei Uhr rückte, und er zum König täglich geladen ist, sich auch sein Bruder, der Bildhauer, und Professor Rauch in seiner Gesellschaft befanden, war mein Besuch von kurzer Dauer, und er beschied mich auf heute neun Uhr früh, zu welchem Gange ich mich soeben anschicke. Mittlerweile besah ich gestern noch Sans-souci, ein wahrhaft königlicher Aufenthalt; ich möchte sagen, der Süden und alle seine Reize sind hier in Mitten der nordischen Steppen und eines kalten Sandmeeres hervor-gezaubert.

Später.

Mit Tieck ist hier, wie es scheint, nicht viel zu machen. Er ist immer in königlichen Diensten und außer der gehörigen Verfassung. Als ich hinkam, ward ihm vom Hofe gemeldet, er solle heute nach Berlin; er hatte eben Rückfrage gehalten, ob es nicht ein Irrthum sei, und wartete die Antwort ab. Er drückte sich übrigens beifällig über „Himmel und Erde“ aus und sagte, er habe es mit Vergnügen gelesen, worauf ich ihm eine Abschrift überreichte mit der Bitte, mir sein näheres Urtheil mitzutheilen. Ueber Beda Webers Tirol bemerkte er, daß es ihn gefreut habe, das Buch zu lesen, was er fleißig gethan, nur sei es gar zu weit ausgesponnen und

zu viel bewundert (?). Auch über das gestrige Stück Donizettis „Lucrezia Borgia“ wurde gesprochen, und er theilte mein Urtheil, daß keine Musik darinnen sei. Nebenbei bemerkte er, Viktor Hugo habe doch in neuerer Zeit das tollste Zeug geliefert.

Die morgige Vorstellung der Corona von Saluzzo führte auf Raupach, über den er bemerkte, daß er in letzterer Zeit ganz unkünstlerisch alle Tage sein Thema ableiere und dieses episodenartig wähle; so im ersten Theile Cromwells und in Cromwells Ende. Da ich letzteres in Frankfurt gesehen, kam die Rede auf La Roche, der dort den Cromwell spielte. Tieck hat ihn daselbst als Lear gesehen, sich aber nach einem Akte schon entfernt. Er ist ein Manierist und mittelmäßiger Schauspieler, welches Urtheil sich bei mir trotz des Beifalls der Menge sehr bald gebildet hatte. Was mich übrigens freut, war die Mittheilung, daß Tieck einige meiner Sachen in seinen Cirkeln vorgelesen. Er bestellte mich auf Morgen mit der Mahnung noch früher zu kommen.

Potsdam, den 3. August 1841.

Auf meinem heutigen Ausfluge nach Berlin besuchte ich Professor Heinrich Steffens. Er ist ein freundlicher Mann, groß und hager, bereits ganz weiß, graue Augen und ziemlich bleich. Der Naturforscher ist bei ihm hervorstechend, und er scheint diesen mehr als den Dichter angesprochen wissen zu wollen. So schien er vorauszusetzen, daß ich Arzt sei, weil ich ihn besuche. Ueber: „Was ich erlebte“ äußerte er, daß ein so buntes Leben, wie das

seine, vielleicht Interesse erregen dürfte; jetzt im letzthin erschienenen dritten und vierten Theil komme erst das tolle Gewirre, das in die stürmischen, politisch interessanten Zeiten des Anfanges unseres Jahrhunderts einschlage; er sei aber nicht gesonnen, seine Autobiographie bis in die allerletzten Zeiten fortzuführen, in denen die Sache zu persönlich werde; Meinungen und Ansichten früherer Jahrzehnte sehe man kaltblütiger an. Uebrigens war er etwas zurückhaltend und sprach über Nichts ein bestimmtes Urtheil aus, so zutraulich ich ihn auch durch mein Verhältniß zu Tieck zu machen suchte. Frisch und lebensfroh scheint er noch, obwohl nahe an den siebenzig, zu sein, im Gegensatz mit Tieck, den erst die Gicht so krüppelhaft zusammengezogen hat. An einer Vorstellung der Pasta, die gestern in Berlin die Norma gab, nahm er lebhaften Antheil und lobte ihr ausgezeichnetes Spiel, das gewissermaßen der Resonanzboden ihres Gesanges sei und erst das Ganze vollende. Es sei ganz zauberisch, wie erhaben sie dastehe, während sie doch sonst so klein sei, sie wachse zusehends. Dabei bemerkte er, welch ungetheilten Beifall ihre Schülerin Unger bei Tieck habe. So gerne ich ihm näher getreten wäre, gab sich vor der Hand doch kein Bindungsmittel, ohne mich mehr als billig hervorzudrängen.

Am 4. August 1841.

Soeben komme ich von Tieck zurück. Er war heute sehr guter Laune und plauderte über Verschiedenes. Meine Reise führte zuerst auf Overbecks Bild in Frank-

furt. Im Ganzen mißbilligte er die Idee; sie sei zusammengekünstelt und wenn man Alles so sehr auf die ascetische Ansicht zurückführen wolle, so sei selbst das Bild aus dem Leben verbannt. Die Madonna sei ein kaltes Marmorbild, und daß sie vollends mit der Feder in der Hand als Beschützerin der Künste dargestellt sei, ebenso unkünstlerisch als unwahr.

Cornelius' jüngstes Gericht mißbilligte er als eine schwache Wiedergeburt des Gemäldes von Michel Angelo. Christus sei ganz bedeutungslos, und all die Erfindungen mit den Seligen und Verdammten nichts deutlich aussprechend. Sodann führte das Gespräch auf Bettina, Freiligrath, Nikolaus Becker. Erstere schilderte er als eine Tolle, die das reine Bild Goethes befleckt habe, da an ihrem Briefwechsel mit Goethe wenig Wahres und an der Günderode alles erlogen sei. Goethe habe sie am Ende nicht mehr ins Haus gelassen. An Freiligrath fand er keine Poesie; er lese diese Reisebilder lieber in Prosa; Nikolaus Becker lobte er in seinem Rheinliede wegen der reinen deutschen Empfindung; es sei ganz zeitgemäß und dies sein Verdienst; übrigens bezeichnete er ihn als nichts Besonderes.

Auf mich zurückkommend lobte er das Gedicht „Bertha“ und insonderheit die Sterbescenen, sowie auch „die Schützenbraut,“* versprach mir bis morgen „Himmel

* Bertha und die Schützenbraut sind beide in die „Dichtungen“ aufgenommen.

und Erde“ zu lesen und sein Urtheil zu sagen, und nahm das Angebot, ihm einen dramatischen Almanach zu widmen, mit Dank und Freundlichkeit an, versprach auch für dessen Herausgabe sich bei Brockhaus zu verwenden. Ich erzählte und besprach meinen Plan zum heiligen Gral und entwickelte die Idee, die er billigend annahm; auch Heinrich IV., den er selbst einmal beginnen wollte, wurde besprochen.

Letztlich versprach er neuerdings, mich nächstes Jahr in Tirol zu besuchen. Auch auf Jean Paul kamen wir zu sprechen. Ein wunderlicher Kauz, der an der Natur kein Interesse hatte, sagte er, und ihm versicherte, daß er am liebsten Gegenden beschreibe, die er nie gesehen. So Isola Bella im Titan. Auch Tieck gefiel die Isola madre besser als die bella; die Aussichtspunkte sind auch ihm auf letzterer schöner vorgekommen.

Potsdam, den 5. August 1841.

Ich verfügte mich gestern in Beda Webers Angelegenheiten zu Professor von der Hagen, den ich jedoch nicht zu Hause, sondern in der Universität traf. Ein ungemein freundlicher und zuvorkommender Mann, von etwa fünfzig Jahren, mit langen Haaren, blaß, von Webers Kolorit, mit markirten großen Zügen. Er erklärte den Oswald von Wolkenstein (d. h. dessen Lieder) nicht mehr herausgeben zu wollen und seine Abschrift durch Goldhahn aus der Wiener Bibliothek gezogen zu haben, jedoch erbot er sich freundlichst, wenn ihm Beda das fertige Manuskript zur Durchsicht senden wolle, ihm mit allem, was ihm zu Gebote stehe, zu

dienen und seine Bemerkungen fleißig mitzutheilen. Er scheint mir ein sehr ordentlicher, fleißiger und stiller Mann und wird sein Versprechen halten. Von ihm erfuhr ich auch, daß der dem Asher verkaufte Codex des Nibelungenliedes und der in Montan gefundene Titurel nun im Besitze der Berliner Bibliothek sind, die beides mit einer dritten Abschrift und noch einem Buche um hundert Friedrichs'dor erkaufte. Hagen gab in die Germania einen Aufsatz über diese Abschrift und versprach mir, wenn ich heute noch nach Berlin käme, ihn mir mitzutheilen. Ich bitte, schreiben Sie dies Alles an Beda sogleich. Diese Nachrichten werden ihn sehr interessiren; ich habe aber heute als dem Tage der Abreise keine Zeit mehr dazu. Hagen lud mich auf Sonntag zu einem Feste ein, das die Universität Tieck zu Ehren gibt, an dem ich aber leider nicht Theil nehmen kann.

Abends sah ich im Theater Raupachs Corona von Saluzzo. Die Schauspieler schienen mit dem Dichter in der Mittelmäßigkeit zu wetteifern. Da ist wohl an Allem, Spiel und Fabel, kein Titelchen Wahrheit oder Natur. Tieck sagte mir das gestern voraus; aber so jammervoll dachte ich mir die Sache doch nicht, als sie in der That ist. Ueberhaupt hatte ich auf der heurigen Reise wie mit Allem auch mit dem Theater das vollendetste Mißgeschick. In Zürich den unsinnigen Robert den Teufel, in Frankfurt den Spaßmacher La Roche als Cromwell und Mephistopheles, in Dresden das Theater ganz versäumt, hier die unmusikalische Musik des Donizetti in Lucrezia Borgia

und gestern endlich das schlimmste von Allem. Das Weitere später, ich muß nun zu Tieck.

Später.

Tieck war auch heute wieder sehr guter Laune. Er hatte mein Drama „Himmel und Erde“ gelesen und war damit im Ganzen wohl zufrieden, setzte nur die Nachlässigkeit in der Form und die Reminiscenzen an Lord Byron aus. Er ermächtigte mich mit Brockhaus zu sprechen und erbot sich, selbst sich zu verwenden, damit er es in seinen Verlag nehme, ebenso mit Max in Breslau.

Seine Reise nach Tirol stellte er bei näherer Besprechung wohl sehr ins Ungewisse. Auch auf Kaulbachs Karton führte die Rede, und er bemerkte im voraus, daß er die Wahrscheinlichkeit des Ganzen nicht begreifen könne. Es scheine ihm mehr ein akademisches Pensum zu sein. Die Ausführung möge kunstreich und gelehrt sein, aber dieser Kampf in den Lüften sei zu abenteuerlich. Dann sprachen wir von Grillparzer. Die Ahnfrau hält er am Ende trotz ihrer Manier noch fürs beste, Ottokar sei völlig schwach, Personen ohne deutliche historische Charaktere. Vom Maler Lessing fällte er das beste Urtheil, lobte besonders seinen Ezzelino und machte auf den schönen Kontrast in beiden Mönchen aufmerksam; nur den Kopf Ezzelinos, der, wenn er aufstünde, ein Riese sein müßte, fand er unproportionirt klein. Holtei's wurde auch erwähnt. Tieck ist böse auf ihn, der Briefe aus Grafenort halber, in denen er ihn schulmeistern wollte und einen Unsinn an Dorotheen geschrieben habe. Alle diese Briefe

seien erdichtet und Niemand habe sie erhalten. Nun sei er Schauspieler in der Josephsstadt, wozu er doch kein Talent habe, eben so wenig, wie zum wahren Dichter. Raupach wurde ganz erbärmlich traktirt; er denke nicht einmal nach, worüber er schreibe, was ich buchstäblich wahr finde. Er habe Shakespeare nie gelesen und wolle ihn meistern. Grabbe habe ihn eben so wenig verstanden und nichts als Zerrbilder gegeben, außer den Grenzen aller Wahrheit und Möglichkeit u. s. w. Nach einer mehr als stundelangen Unterhaltung nahm ich herzlichen Abschied, und wir empfahlen uns gegenseitig unserm Andenken. Ich werde ihn wohl nimmer sehen, so wenig, als ich noch ferner eine weite Reise zu unternehmen gedenke.

Stuttgart, den 9. August 1841.

Endlich bin ich wieder im Süden und um vier Tage- und Nachtreisen näher an der Heimat. Ich gestehe, daß der Drang nach der Heimkehr in mir so stark geworden ist, daß ich mich nur mit Mühe entschlossen habe, noch den Absprung hieher zu machen. Nur die Betrachtung, daß ich Deutschland vielleicht mit Ausnahme von München nicht wieder sehen werde, bewog mich auch noch diese letzte, mir interessante Stadt diesmal mitzunehmen, um so mehr, als sie nicht so viel bieten dürfte, um eine eigene Reise zu lohnen.

Ich fuhr noch am letzten Tag meines Aufenthalts in Potsdam nach Berlin, um Professor Hagen noch einmal zu sehen. Mit vieler Freundschaft zeigte er mir

Alles, was er nun eben im Fache altdeutscher Literatur herauszugeben begonnen hatte, gab mir auch ein Heft seiner Germania zum Andenken und war so gütig, mich in eine außerordentliche Vorlesung der Berliner Universitätsprofessoren einzuführen. Da mußte ich denn meine gelehrte Ignoranz theuer büßen. Ein Unglücksstern wollte, daß der gelehrte Herr Professor, den die Reihe der Vorlesungen traf, über den elektrischen Magnetismus vortrug. Das war nun nicht viel anders als chaldäisch für mein Ohr, und dennoch mußte ich eine gute Stunde an meinen Sitz gebannt bleiben. Endlich brach Hagen das peinliche Schweigen und unterhielt mich in der Stille von seiner 1001 Nacht; da aber das Ding noch nicht enden wollte, riß mir die Geduld, ich bat ihn, mich beim Rektor mit dem Abgange der Eisenbahn zu entschuldigen, und lief davon.

In Leipzig besuchte ich Brockhaus und besprach mich mit ihm über die Unterbringung des Dramoletts: „Himmel und Erde" in Franks dramatischen Originalien, die bei ihm erscheinen. Auf Tiecks Autorität hin, bot er willig die Hand hiezu. Auch Hermann Margraf, den Autor eines Heinrich IV., und Ernst Willkomm, den Herausgeber der Jahrbücher für Drama und Dramaturgie, besuchte ich; ersterer ist ein Mann von mittleren Jahren, bescheiden und still; letzterer scheint jünger, ist eleganter, rothbärtig und lang. Komisch kam mir vor, daß mich beide nur als Berengarius Ivo kannten. Es wurde mancherlei mit ihnen verabredet.

Als wir bei Weinsberg vorüberfuhren, stieg ich aus dem Wagen, um Justinus Kerner zu begrüßen. Ein großer, untersetzter, starker Mann, mit tüchtigem Unterkinne, freundlich und gefällig. Uebrigens schien mir, wie bei Steffens der Naturkundige, so bei ihm der Arzt hervorzustechen; die Poesie scheint nur eine willkommene Zubuße zu sein. Ich erinnerte mich an seine Gedichte, die mir auch nie einen tüchtigen Dichter verkünden wollten. Wenn Sie jemals das Portrait Jean Pauls gesehen haben, so können Sie sich eine annähernde Idee von ihm machen.

Der Stadt Stuttgart fehlt, wie allen protestantischen Städten, ein großer Schmuck, nämlich der der Kirchen. Von außen und von innen macht dies einen widerlichen Eindruck. Es ist, als ob diese Leute nie an Gott dächten; selbst das, was sie an Gotteshäusern besitzen, ist bloß Sonntags früh einige Stunden geöffnet, und selbst da nur von Wenigen besucht. Dieser auffallende Mangel an öffentlicher Gottesverehrung muß auch dem nur ganz oberflächlichen Denker mißfallen; oder soll denn das Leben Allem gewidmet sein, nur Ihm nicht, dem Erschaffer, Erhalter, Erlöser? Selbst Türk' und Jude haben mehr Sinn dafür, oder sollte dies bei ihnen wohl gar Mangel an Kultur sein? An das Beten im stillen Kämmerlein glaub' ich nicht, zumal wenn ich die große Demoralisation der protestantischen Städte im Vergleich zu den katholischen betrachte."

So weit der Reisende. Auf dieser zweiten Fahrt entstand wohl auch folgende Ansprache an Ludwig Tieck:

Dich, den von Knabenbeinen
Zum Stern ich mir gewählt,
Der liebend zu den Seinen
Mich einmal schon gezählt,

Dich wieder zu erreichen
Durchflog ich Städte viel;
Stets schienst du zu entweichen,
Nun bin ich doch am Ziel.

So war's mir denn beschieden,
Mit dir zu sein vereint,
Ich sterbe nun zufrieden,
Ich nenne stolz dich — Freund! *

Streiter erwähnt nirgends, wo ihm das Gedichtchen eingefallen sei und ob und wo er es dem verehrten Freunde überreicht habe.

Für diese zweite Reise fließt übrigens noch eine andere Quelle, nämlich ein Bündel von Briefen, welche dem Reisenden das Nannele und die Kinder vom Ritten aus nachsandten. Mehrere Theaterzettel aus jenen Tagen, die er nach seiner Heimkehr zu Nannele's Briefen gelegt, erweisen, wie gerne er solche Erinnerungen festhielt. Der Inhalt der Briefe dreht sich vornehmlich um die Gesundheit der Kinder. Das Nannele betheuert unaufhörlich, daß sie ihnen die sorgfältigste Pflege widme, daß sie alle wohlauf seien und daß er sich deßhalb nicht zu kümmern brauche. Einmal berichtet sie „zu seiner Beruhigung",

---

* S. Dichtungen S. 37.

daß nach der Rückkehr von dem gestrigen Berglauf mit dem Trinken eine halbe Stunde gewartet worden sei. Zum Zeichen ihres Wohlbefindens setzen dann auch die Kinder mit ungelenken Pfötchen jedes einige Zeilen bei. Einmal schreibt die Freundin: „Leben Sie nun recht wohl! Nun gehts bald ins Elysium zu Tieck. Gottlob, die jahrelange Sehnsucht wird gestillt!" Und am 11. Juli: „Wenn Sie zu Ludwig Tieck kommen, werden Sie sich köstlich unterhalten. Ich gratulire schon zum voraus und bitte darüber ja recht lesbar zu schreiben."

Dagegen finden wie in Nanneles Brief vom 11. August die klagenden Worte: „Also nicht einmal bei Tieck sollen Sie Ersatz für alle die vielen Unannehmlichkeiten der heurigen Reise finden! Das ist wahrhaft widerwärtig! Könnte man nur auf sein Versprechen etwas halten, dann ließe sich in Paiersberg alles hereinbringen."

Es ist überhaupt, wie er ja selbst hervorhebt, auf jener Reise nicht alles nach Wunsch gegangen und der Reisende nicht immer so recht zufrieden gewesen. Das Nannele bespricht die schlechte Stimmung, die er ihr brieflich angezeigt, zu öfteren Malen. In der Familie scheinen namentlich seine wiederholten Klagen über Langeweile befremdet zu haben, denn am 13. August schreibt ihm sein Wilhelm, das älteste der Söhnchen: „Sei doch nicht so langweilig, liebster Vater! denn Du reisest ja, damit Du Dich unterhalten sollst. Wenn Du dann auf der Reise so langweilig bist und Dich nicht erheiterst, so wäre es besser, Du giengest mit uns spazieren und auf die Jagd."

Fräulein Nannele dagegen beklagt sich öfter über seine unleserliche Hand. Einmal schreibt sie z. B.: „Ich bin nicht im Stande Ihre Schrift gleich zu verstehen und deßhalb muß ich für heute über Ihre Briefe schweigen.“ Ein ander Mal am 8. Juli nach Bern: „Ich bitte Sie, das nächste Mal lesbarer zu schreiben. Ich habe dabei das doppelte Vergnügen.“ Als der Reisende, kaum ausgezogen, auch schon über Heimweh geklagt hatte, schreibt ihm das Nannele: „Wenn das Heimweh etwas zurücktritt, wird Ihr Gemüth mehr Antheil nehmen an den Gegenständen, welche Ihr Auge sieht; doch lassen Sie es nicht ganz vergehen, damit Sie sobald als möglich an die Heimkehr denken.“

Nach dem Jahre Einundvierzig hat unser Freund keine größere Reise mehr unternommen. Er kam später wohl einmal noch nach Wien, mehrere Male nach München, im Jahre 1853 auch zu einem längern Badeaufenthalt nach Kissingen, 1862 nach Frankfurt, aber nie mehr nach Norddeutschland.

Aus den Briefen, die sich in Streiters Nachlaß finden, geht hervor, daß er etwa von der Zeit der ersten Weltfahrt an, seine oftbeklagte Einsamkeit durch eine reiche, ganz Deutschland umfassende Korrespondenz etwas zu beleben suchte. Außer den Briefen, die er mit einer großen Anzahl von Redaktionen wechselte — namentlich mit den Gränzboten stand er in regem Verkehr — ergiengen auch viele andere in den verschiedensten Anliegen an viele bekannte und berühmte Männer, die dann wieder

freundlich antworteten. So waren denn seine literarischen Verbindungen sehr weit gespannt. — Wir geben hier nur beispielsweise und durcheinander die Namen Marquardsen, Heinrich Kurz, Häußer, Sybel, Brinz, Bacmeister, Mommsen, Brater, Kuranda, Karl Andree, B. Auerbach, Hammer-Burgstall, Fallmerayer, W. Menzel, Gustav Freytag, Ernst Förster, und könnten ihnen noch viele andere beigefügt werden.

Die zahlreichen Einladungen, die er von den Redaktionen erhielt, ermunterten ihn dann wieder zu mancherlei schriftstellerischen Arbeiten. In den vierziger Jahren schrieb er verschiedene kritische Versuche, in denen er aber — man darf es aufrichtig sagen — mit andern viel strenger umgieng, als mit sich selbst. Mitunter kam es wohl auch zu kleinen Fehden. J. Schuler fand an dieser literarischen Thätigkeit so wenig Gefallen, daß er seinem Freunde am 10. März 1844 folgendes schreiben zu müssen glaubte:

„Uebrigens sage ich Dir unverholen, daß mir die Korrespondenzlerei für Journale, vorzüglich aber das anonyme Kritikasterwesen täglich mehr zuwider und verächtlich wird. Wer diesem Treiben einige Zeit hinter den Koulissen zugeschaut und dabei sein ehrliches Gemüth bewahrt hat, den muß ein gründlicher Haß dagegen erfassen. Ich habe daher Deine anonymen Recensionen in dies oder jenes Klatschjournal nie leiden können."

Die Zeit, welche von seiner ersten Reise an bis zum Jahre Achtundvierzig verstrich, durfte Streiter wohl eine

glückliche nennen. Die Erziehung seiner Kinder, sein mannigfaltiger Briefwechsel und seine literarischen Versuche gewährten ihm angenehme Beschäftigung; hin und wieder kam auch ein wohlwollender Freund und Verehrer, der bei einem Becher Wein seine Verse lobte; die politischen Stürme, die später manche herbe Stunde brachten, waren noch nicht ausgebrochen, und so lebte er denn frisch und munter dahin und trank Abends gern ein Seidel seines Eigenbaus, Mittags im Laufe des Gesprächs wohl auch zwei, doch nie mehr.

In Innsbruck hörte ich einmal die Bemerkung, Freund Streiter zeche etwas stark, aber dies ist ohne allen Grund. Auch auf die Freuden der Tafel legte er wenig Werth.

Adolf Pichler nennt den Herrn von Paiersberg, wie er ihm damals erschien, ein kleines Männchen, allein diese Bezeichnung entspricht wenigstens meiner Erinnerung nicht. Vor meinen Augen steht derselbe als ein untersetzter, breitschultriger Mann von etwas mehr als Mittelgröße. Er hatte ein großes Haupt, eine hohe, wohlgebaute Stirne, feine rosige Gesichtsfarbe, blonde Haare, die damals über dem Vorhaupt schon etwas gelichtet waren, und schöne blaue Augen. Es war eine ansehnliche Gestalt — nicht so hoch wie Beda Weber, aber auch nicht so verschrumpft wie Johannes Schuler, den man allerdings, ohne ihm zu nahe zu treten, ein kleines Männchen nennen durfte.

In einem Briefe, den Beda Weber seinem Streiter im Jahre 1838 schrieb, ist zu lesen, daß die feinen Damen

auf Schloß * * namentlich dessen männliche Schönheit nnd die Zierlichkeit seines Vorlesens zu rühmen wußten.*

Dagegen bin ich vollkommen einverstanden mit dem Urtheil, das A. Pichler über Streiters Charakter fällt. Er blieb sich selbst sein Leben lang getreu und an Entschiedenheit und Ehrlichkeit, an Verstand und Muth hat sich kein Tiroler seiner Tage ihm voranstellen dürfen.

Neben dem Verkehr mit fernen Freunden wurden aber auch die Landsleute nicht ganz vernachlässigt. Nachdem jener literarische Argonautenzug vom Jahre 1828 im Meere der tirolischen Gleichgiltigkeit verunglückt war, blieben die drei Anführer immer noch in regem Verkehre, zumal Streiter und Beda Weber, welche sich ja auch räumlich näher standen. Letzterer brachte von nun an, wenn er nicht auf Reisen gieng, seine Feiertage zumeist in Paiersberg zu und war da stets ein willkommener Gast. Die beiden Meister konnten sich zwar über literarische, politische und religiöse Fragen nur selten verständigen, (namentlich sprach Beda seinem Ivo alle poetischen Anlagen ab), allein sie konnten sich auch nicht entbehren und blieben

* Ein Gubernialpaß vom Jahre 1841 schreibt ihm mittlere untersetzte Statur, breites Gesicht, lichte Haare, blaue Augen und stumpfe Nase zu. Streiters Mund nennt der Paß „ordinär", was nur wieder zeigt, wie oberflächlich solche Dokumente oft verfaßt werden, da der Mund gerade sehr anmuthig und oft durch ein feines, ironisches Lächeln geziert war. Auch über die stumpfe Nase ließe sich noch einiges reden, wenn hier überhaupt der Platz dazu wäre.

daher doch in gutem Vernehmen, bis im Laufe des Jahres 1842 eine Verwickelung eintrat, auf deren Ursache hier nicht näher einzugehen ist. Die Freundschaft brach zusammen, Beda kam nicht mehr nach Paiersberg und die Freunde sahen sich nur einmal wieder, aber ohne sich zu versöhnen.

An Bedas Statt kamen immerhin andere, doch wohl nicht „Viele", wie das Literaturblatt sagt. Oder ja, auch viele — wenn wir die dreißig fraglichen Jahre zusammennehmen; immerhin war das Haus nie überlaufen. Dichter und Historiker aus Deutschland, die den Einsiedler von Paiersberg etwa hätten begrüßen mögen, pflegten sich auf ihrer Romfahrt damals selten in Bozen aufzuhalten. Doch war für den Frühling 1844, wie wir wissen, Franz Grillparzer angekündigt, kam aber nicht. Dagegen sprach der Fragmentist* mitunter zu, ebenso die eigentlichen Hausfreunde Friedrich Lentner, Professor G. Thomas, Schulrath Konrad Halder. Auch Th. Mommsen, Sulpice Boisserée, Ernst Förster, Berthold Auerbach, Karl Witte

---

* Von Fallmerayer findet sich neben mehreren andern ein Brief, Hohenschwangau, 18. Oktober 1846, vor. Er war dort, wie öfter, als Gast des damaligen Kronprinzen, spätern Königs Max II., und schien sich am ländlichen Hoflager sehr gut zu gefallen. Er sagt da u. a.:

Nach dem Eifer zu urtheilen, mit dem man hier die Studien treibt, nach der Freundlichkeit und inneren Harmonie ist wenig Hoffnung, daß ich vor der allgemeinen Uebersiedelung aus dem Schlosse entfliehen kann. Ich würde mir selbst ein Gewissen machen, eigenwillig und pedantisch ein so schönes Spiel zu

und mehrere solche namhafte Männer fanden sich hie und da zum Besuche ein. Der längste und vielleicht deßhalb der Erwähnung wertheste Gast war jedenfalls der Verfasser der „Drei Sommer in Tirol“. Adolf Pichler hat ihn im Literaturblatt S. 739, wo die Gelegenheit gegeben war, nicht erwähnt. Warum? Wahrscheinlich weil es gerade in Dr. Streiters Haus war, daß ich vor achtunddreißig Jahren seine Bekanntschaft machte, und weil er, der aus Bescheidenheit sich selbst nicht nennen wollte, diese Tugend auch mir zu Gute kommen ließ.

Als „ein Bild vergangener Tage“ mögen hier beiläufig auch noch einige Zeilen aus einem Briefe folgen, welchen der Fragmentist am 19. März 1847 aus München schrieb.

„Drei volle Monate haben wir uns zwischen Furcht und Hoffnung, Korrigiren, Mildern und Verwässern des langweiligen Waldartikels dahier herumgeschleppt und nach den ekelhaftesten Verhandlungen und Schreibereien war endlich Aussicht, die Diatribe im Märzheft der Ergänzungsblätter zur Allgemeinen Zeitung unter die Leute zu bringen. Das corpus delicti war schon bei der Redaktion in Stuttgart und sollte in den Satz wandern, als der Freiherr von Cotta als oberster Censor nach wiederholter Durchsicht und Berathung des Aufsatzes doch sein Veto

---

stören. — — Aufgegeben ist deßwegen keines der Projekte. — — Sie glauben vielleicht kaum, daß ich schon jetzo berechne, wann ich wieder über die Alpen gehen und die wonnevollen Terrassen und die freundlichen Menschen wiedersehen kann, an die ich ohne Nachgefühl innerster Seligkeit gar nicht denken darf.

schleuderte und in der Form, wie der Artikel nach so vielen Beschneidungen vorlag, aus Furcht vor Herrn von Jarcke den Druck versagte. Seit der Vorrede zu den Fragmenten ist Befehl ergangen, alle Artikel des Fragmentisten Seiner Freiherrlichen Gnaden selbst vor dem Drucke zur Censur vorzulegen, was früher nie geschah."

Der fragliche „Waldartikel" ist nach abermaligen Weiterungen in mehrere Stücke zertheilt und dann unter verschiedenen Titeln gedruckt und veröffentlicht worden.

Nicht lange nachdem er mit Beda zerfallen war, schrieb der Einsiedler von Paiersberg eine Anzeige der „Lieder aus Tirol," welche der Wiener „Zuschauer" im ersten Bande des Jahrgangs 1843, S. 180—183 seinen Lesern mittheilt. Meines Erachtens hatte Beda an Streiters Kritik nicht viel übel zu nehmen, denn darauf mußte er gefaßt sein, daß seine mystischen Finsternisse den Kindern der Welt nicht gefallen und daß deren Ausstellungen sich auch in die Oeffentlichkeit hervorwagen würden, allein er ließ sich gleichwohl aufs Aeußerste erbittern. Er kommt in der Augsburger Postzeitung, die, wie wir sehen werden, später sein Organ wurde, öfter in vollem Zorne auf den Zuschauer zurück und es ist daher nicht überflüssig, auch dieses Aktenstück hier mitzutheilen.

Lieder aus Tirol von Beda Weber.

Die vorliegenden sogenannten Lieder sind in drei Abtheilungen zusammengestellt, wozu das religiöse und das rein mystische Prinzip, sowie der Bezug auf Tirol

Veranlassung gegeben zu haben scheinen. Die Sammlung beginnt mit Jugendprodukten, in denen, wie z. B. in der „Liebe," dem „Heimweh," sich schon der Hang zur Darstellung unklarer religiöser Gefühle ausspricht. Im vollsten Prunke dunkler Bilder, hochtönender Worte und träumerischer Selbstverzückung tritt dieser aber in der „Auferstehungsgruppe", der „Waldlust", „Kreuzeslust" und der „Braut" hervor.

Nach der Richtung, die sich Herr Weber selbst vorschrieb, zählt er diese letzteren gewiß zu den besten der ersten Abtheilung; er wird es uns daher nicht verargen können, wenn wir zum Beweise des Gesagten einige Strophen ausheben. Man kann die sich selbst mystifizirende Schwärmerei nicht besser bezeichnen als durch folgende Verse der „Kreuzeslust!"

Tief hinein in Christi Seite!
Heißerglüh'nd zum heil'gen Streite,
Siege durch die Himmelskost,
Und die Siegespalme pflanze
Auf des Kreuzes hohe Schanze,
Den Verzagten Muth und Trost!

Tief hinein in Christi Wunden,
Um vom Tode zu gesunden
Aus des Lebens trübster Nacht!
Daß die Seel' in Gott versunken,
Vom Erlöser wonnetrunken,
Himmlischer dem Licht erwacht!

Tief hinein in Christi Liebe,
Mit dem Glutdrang aller Triebe

Aus der bängsten Erdennoth!
Feuriger als tausend Sonnen
Flammt dir dort der Gotteswonnen
Seligste, der Liebestod!

In der „Braut“ träumt die mystisch liebende Seele den Heiland am Kreuzesstamme bloß entschlummert, sie weckt ihn auf, er erklärt ihr seine Liebe und endet mit unwillkürlicher Charakteristik:

So geh' aus dunklem Streben
In Himmelswonnen ein.

Dieses Streben hat sich in manchen Partien der zweiten Abtheilung zur größten Vollkommenheit ausgebildet. Statt vieler mögen hier einige Beispiele gelten. „Die Bergesfichte“ wird gefällt, über Felsen hinabgestürzt, zu Brettern gesägt, und am Ende zum Leichenschreine. Wer dächte wohl bei dieser Behandlung eines willenlosen Klotzes durch die ihn bestimmende fremde Hand an die uneigennützige Liebe des Fenelon, die H. Weber in der Anmerkung und den Schlußversen:

Wer sich selbst nicht ganz verloren,
Hat nie wahr und treu geliebt!

als die Grundlage des Ganzen geben will? So muß auch die „Pfirsichblüte“ einen geistigen Zusammenhang mit dem erstandenen Christus finden, sie, die Jahrtausende früher unsymbolisch, eine schlichte Tochter der Natur, gesproßt, und sich den Ausruf aufzwingen lassen:

Nach C h r i s t i Weise
Treib' ich maßlos Farb' und Duft
In das Blühn der Badensträuße,
Daß sie röthelnd, liebesheiße
Athmen in das Klar der Luft.

Der Heilbronn, welcher jährlich im Mai quillt und im August versiegt, wird unter dem Namen „Frühlingsquelle“ als Allegorie für das kurze Traumloos desjenigen parodirt:

Der einmal tief empfunden
Das Blühn der Geisterwelt.

„Die Mandelblüte“ endlich, welche nach der Anmerkung: „dem Auge in Südtirol als etwas Geweihtes, als Ausdruck der zartesten, lieblichsten Gedanken und Gefühle erscheint,“ muß nach Art von Schillers „Glocke“ aus allen Freuden und Kämpfen des Lebens auftauchen, ohne daß die geringste Relation klar wird, wodurch es diese harmlose Blüte verschulde, in solchen Wirbelwind zu gerathen. Wenn etwas daran zu bewundern kömmt, so ist es die Begeisterungsverwirrung, welche mit ein wenig Sauerteig von Gefühl das Fremdartigste zu Einem Brei knetet und der einfachen Natur die wirren Beziehungen seines Traumes aufdringt. Kann man der „Alllebenden“ Barockeres aufschwätzen, als z. B.:

Stille Schmerzenszähren blicken
Aus dem frischen Birkenschnitt:
„Ach, das bittre Herzensdrücken
Ihres Kummers Glühn und Zücken,
Das sie um den Einz'gen litt!“

und:

Feuer leckt um Felsgeschiebe,
Hirtenfreudig aufgeflammt:
„Zornesblüten! Flammentriebe
Ihrer kühnsten Seraphsliebe,
Welche Raum und Zeit verdammt!"

Ist in diesen Worten auch nur gesunder Sinn? Und auf solche Weise sollen nach Angabe des H. Weber die Altkastilier, Bergamasken, Neugriechen gesungen haben? Man begreift wohl, daß ihn seine Stellung zur Außenwelt veranlaßt haben mag, die darin kundgegebenen Empfindungen nicht im eigenen Namen auszusprechen, aber quaecunque ostendis mihi sic, incredulus odi.

Wir glaubten endlich auf festeren Boden gelangt zu sein, als die Sprache aufs Vaterland kam. Allein es sind lauter Schülerpensen, die der Autor sich selbst aufgab: Freiheits- und Siegesjubel aus dem Jahre 1809, nur einige zwanzig Jahre später nachgesungen. Nicht das Bedürfniß der Gegenwart, der unwiderstehliche Drang, das Erlebte zum schönen Bilde zu gestalten, der zarte Sinn, der Entzücken oder Satyre aus dem Nächsten herausfühlt und verkörpert, haben ihn von Schlacht und Tod, Freiheit und Sieg, Adlern und Bergen, welche stehende Masken bilden, zu singen veranlaßt, sondern die Arbeiten dieser Abtheilung sind lediglich aus Gehörtem und Gelesenem entstanden. Darum lassen sie uns auch um so kälter, je länger sie sind, und je voller sich Herr Weber die Backen mit dem tiefsten Basse seiner Heldenbrust nimmt. Bei dem allem dürfte sich aber nach dem Refraine:

Auf ragenden Bergen
Wohnet die Freiheit,
Auf heiligen Höhen der Heimatgebirge
Fühlt sich der deutsche Mann!

folgende Strophe etwas burlesk ausnehmen:

Laßt diesen Strom danieder brausen,
Daß Felsgestein und Föhren sausen,
Dort unten ist er dann ein Knecht!
Die Freiheit muß der Mann verfechten,
Uns mag der düst're Wüthrich ächten,
Tiroler sind ein frei Geschlecht!

Das Gesagte führt uns auf die Bemerkung, daß die vorliegenden Lieder mehr gemacht als gedichtet sind. Das Studium hat sie alle erzeugt, und den Ballast von Wort und Bild dazu mühsam aufgehäuft; der nächste und natürlichste Standpunkt, jener der unmittelbaren Begeisterung, der eigentlich den Dichter zum Dichter macht, liegt ihm weitab. Wie würde er auch sonst den Gedanken in zwei, drei, ja oft zehn Bildern wiederholen.

Er nennt die Erzeugnisse seiner Mußestunden: „Lieder aus Tirol;“ wir trauen es aber der frischen, wahrhaft poetischen Natur der Aelpler zu, daß es nicht ihre Lieder sind.

VI.

Streiters „Poetische Regungen in Tirol“ und Beda's „Nachtrag“.

Jenen beiden Reisen nach dem deutschen Norden darf man vielleicht zum Theil auch einen Umschlag zuschreiben,

der sich von da an in Streiters Verhältniß zu seinem engeren Vaterland bemerklich macht. Wenn nämlich die begabten Jünglinge in jenen Alpenschlünden ungefähr zwanzig Frühlinge, auch etwas mehr oder weniger zählen, so bläst sie gewöhnlich der poetische Landwind an, so daß sie mit hochfahrender Begeisterung von ihrer Heimat singen und diese allen Reichen der Welt voranstellen. Sie dichten dann verschiedene Oden auf den Sandwirth und die von ihm erstrittene — Freiheit, Balladen auf den Speckbacher oder Romanzen auf den Kapuziner Haspinger und jubeln dabei, daß es von allen Wänden hallt. Der Enthusiasmus dauert aber gar nicht lange — wenn sie von der Universität heimkehren und ins praktische Leben übergehen, werden sie bald ganz andere Leute und lächeln über ihre patriotischen Aufwallungen. Jenem Jugenddrang konnte auch Streiter nicht widerstehen; er besang sein Vaterland wie die andern und dichtete auch in Byrons Manier einige poetische Erzählungen, die auf Tirolerboden spielen, ja, er hielt überhaupt bis zum Jahre 1841 aus, denn die damals entstandene „Heimkehr aus Deutschland" ist noch ein vollgiltiges Zeugniß seines poetischen Tirolismus; aber von da an zeigt sich der Wechsel.* Er wurde zwar nicht kalt gegen seine

* Doch ist Streiter in späteren Jahren noch einmal auf seine erste Liebe zurückgekommen, nämlich 1863, als er zur Feier der Vereinigung der Grafschaft Tirol mit Oesterreich und zum Namensfeste Seiner Majestät des Kaisers je ein Festspiel dichtete und zu Bozen auf die Bühne brachte. Er schickte sie auch dem Herrn von Schmerling, der für die Uebersendung höflichst dankte.

Heimat, deren Vorzüge er nicht verkannte, obgleich er an Elbe oder Rhein viel lieber gewohnt hätte — aber er wurde sehr kühl gegen seine Landsleute. Finden sich doch in den „Dichtungen“ schon aus früherer Zeit einige satyrische Strophen, deren Spitze ohne Zweifel gegen seine nächste Umgebung gerichtet ist. Aber nicht allein diese, sondern die damaligen Tiroler überhaupt schienen ihm leider gar zu prosaisch und ungebildet, zu servil und charakterlos, obgleich diese letzteren Eigenschaften im Vormärz, wo die Gebildeten nur die Beamten und die Beamten nur die Gebildeten waren, nicht so sehr auffallen konnten. Unsere Tischgespräche drehten sich sehr häufig um diesen Gegenstand und ich setzte immer eine Ehre darein, die Tiroler, die mir so liebenswürdig vorkamen, gegen ihren strengen Landsmann zu vertheidigen.

Wenn nun auch in dem politischen Verhalten der Landeskinder, so lange das Metternichsche „System“ bestand, keine Besserung zu erwarten war, so glaubte mein Freund doch, für literarische Bestrebungen etwas mehr Wärme und Verständniß erwecken zu können. Wenn sie auch aus der bisherigen Nacht nicht als große Gelehrte, unsterbliche Künstler und Staatsmänner aufstehen wollten, seine Tiroler, so sollten sie doch stets bedenken, daß alle Bildung mit der Poesie begonnen und daß es ihre verfluchte Schuldigkeit sei, fürderhin nicht allein für Spargel, Schnepfen und Leitenwein, sondern auch für tirolische Dichtkunst zu schwärmen. Ein kleiner verzeihlicher Eigennutz war freilich in diesem Verlangen, so ideal es schien,

doch auch zu finden; der Einsiedler von Paiersberg meinte nämlich, wie aus seinen „Dichtungen“ (S. 72) erhellt, die einzige Erdenwürde, die ihren Herrn beglücke, sei „des Lobeers stille Zierde, der hoher Sänger Stirne schmückt“* — allein diesen Kranz konnte er von seinen gleichgiltigen Lesern, die seine Freiexemplare zwar mit lächelndem Danke hinnahmen, aber für deren Werth keinen Maßstab hatten, unmöglich erwarten. Er wünschte sich, wie Hermann von Gilm, ein Publikum, ein zahlreiches, entzündbares Volk, das sich für Dichtung und zunächst die seinige begeistern und ihm den Lorbeer unzweideutig auf das Haupt legen

---

* Das Ganze lautet:

Dichterwunsch.

Was ich mir wünsch' zum süßen Lohne
Für alle Schmerzen, alle Pein,
Was mir wie keine Königskrone
Das arme Herze möcht' erfreu'n,
Ja, mich die einz'ge Erdenwürde
Bedünkt, die ihren Herrn beglückt,
Es ist des Lorbeers stille Zierde,
Der hoher Sänger Stirne schmückt.

Doch nicht mich vor der Welt zu brüsten
Mit dem, was nur ein Gott verlieh,
Möcht' nach dem edlen Schmuck mich lüsten, —
Wer sich erhebt, verdient ihn nie —
Nein, Aller Herzen zu berücken
Für Sie mit diesem Zauberstab,
Und mit dem schönsten Kranz zu schmücken
Ihr einsames, ihr frühes Grab.

sollte. Aber das war verlorne Mühe. Ein solches Publikum war in Tirol damals so wenig herzustellen wie jetzt.

So fand denn Berengarius Ivo seinen Zustand jetzt, nachdem Beda abgefallen, noch langweiliger als vorher. Es sollte um jeden Preis etwas Bewegung, Gährung, Leben hineinkommen; es sollte sich etwas rühren und regen in Tirol, und wenn sich seine Landsleute schon wegen des censürlichen Druckes von innen heraus nicht aufrütteln ließen, so sollten sie wenigstens von außen herein gekitzelt und gespornt werden. In diesem Gedanken schrieb er einen längeren Artikel, „Poetische Regungen in Tirol“, welcher am 6. Dezember 1843 in der „Allgemeinen Zeitung erschien. Er sollte eine Uebersicht der literarischen Erscheinungen bieten, die seit dem Anfang des Jahrhunderts in seinem Vaterlande hervorgetreten.

Bei dieser Arbeit hatte er zwei bedenkliche Schwierigkeiten zu überwinden — er mußte nämlich auch seiner eigenen Leistungen gedenken, weil sonst das Bild nicht vollständig gewesen und der Verfasser sogleich errathen worden wäre, was dieser vor der Hand nicht wünschte, und ferner mußte er seinen reizbaren und hochmüthigen Gegner am Passerstrand kritisch und eingehend besprechen, wobei aber, wie sich von selbst versteht, keine Verstimmung, sondern nur eine möglichst unbefangene Würdigung ans Licht treten durfte.

Das Ergebniß ist nun Folgendes: Sich selbst schreibt Berengarius Ivo bei seiner „Lebensquelle“ warme und bilderreiche, bei seinem Mysterium „Himmel und Erde“

gedrängte und lobenswerthe Durchführung zu, doch weiß er an beiden Stücken auch manches zu tadeln. In den „Reisebildern“ zeige sich ein deutscher Geist, der manchmal bis zu protestantischer Keckheit reife. Ferner legt er sich tiefes Gemüth bei und seine Uebersetzungen aus Moore's Irish melodies nennt er sehr gelungen, was andere Kritiker wenigstens nicht allen nachsagen werden. An seinen Recensionen rühmt er juridische Schärfe. (Diese Aussprüche sollen sich zumeist auf Aeußerungen gründen, die einst Ludwig Tieck gethan.)

Beda Weber ist zwar etwas weniger schmeichelhaft, aber noch immer mit vieler Anerkennung behandelt. „Als Mönch und Priester,“ heißt es bei Besprechung seiner „Lieder aus Tirol,“ „auf die Betrachtung des Ueberirdischen hingewiesen, sollte jede andere Empfindung aus dem Kreise seines Lebens verbannt sein, und da sich der Reichthum von Phantasie und Gefühl der kalten Ascese nicht unterordnete, verklärte sich der Ausdruck des irdischen Eros in jenen des himmlischen, und die Scheu, sich der Gemeinheit gegenüber auszusprechen, drängte seine Gefühle oft in jenes Dunkel zurück, das ihr Verständniß verhindert.“ Diese Stelle, die fast Bedas Geist athmet, ist wohl in dem sonst sehr harmlosen Artikel die bedeutsamste und jedenfalls die bedenklichste. Nur in ihr konnte etwa ein ironischer Zug gefunden werden — aber nach allem hat der Mystiker gerade an ihr sich nicht gestoßen. Er sah nur darin eine Impertinenz, daß der untergeordnete Poet zu Paiersberg sich angemaßt hatte, den beiderseitigen

Werth kritisch abzuwägen und vor ganz Deutschland richterlich festzustellen.

Außerdem hebt der Artikel noch des Mystikers tiefes und zartes Gemüth hervor und erklärt ein Gedicht, welches „Platons Traum“ (aus dem Neugriechischen) überschrieben ist, „seinem nachhaltigen Gefühl zufolge“ für die Perle von allen, während es mir so abgeschmackt scheint, wie die übrigen. Dagegen müssen Bedas vaterländische Gedichte sich allerdings das Beiwort „stereotyp“ gefallen lassen.

Was soll nun aber der gütige Leser überhaupt von Streiters Unterfangen denken?

Sich selbst zu loben ist, wenn Gründe vorhanden, wohl ebenso erlaubt, als sich selbst zu tadeln, nur wird letzteres, wie die Menschen einmal sind, immer leichter auf Zustimmung rechnen dürfen, als ersteres.

Die Frage wird schwieriger, wenn der Spender des Selbstlobes nicht sich allein behandeln, sondern auch einen gereizten, rücksichtslosen Nebenbuhler in die Besprechung hereinziehen will. Gute Freunde werden dann überhaupt von einem solchen Unternehmen abrathen — will aber der Autor seinen lieben Gedanken (des allgemeinen Nutzens halber) gleichwohl nicht aufgeben, so wird er jedenfalls, sofern er sich überhaupt einen leidlichen Ausgang sichern möchte, den Mitstreber höher stellen müssen als sich selbst. Hier liegt nun der taktische Fehler. — Beda ist in den „Poetischen Regungen“ zwar günstig beurtheilt — günstiger als ihn (Wolfgang Menzel ausgenommen) je ein anderer

aufgefaßt hat oder auffassen wird — aber Streiter erscheint denn doch als der größere Dichter oder ist ihm wenigstens gleichgesetzt.

Um die Klugheit des Schrittes zu bemessen, kann man ferner fragen, welche Folgen der Thäter nach menschlicher Voraussicht für den Fall, daß seine Autorschaft erkannt würde, zu gewärtigen hatte. Von einem nicht bloß durch klassische Studien gebildeten, sondern auch durch religiöse Uebungen aller Art, durch die intensivste Mystik geläuterten, durch Jahre lang genossene Gastfreundschaft verpflichteten früheren Freund, der sich selbst zu den edelsten Charakteren der Christenheit zählte, durfte man wohl nichts ärgeres erwarten, als eine Gegenrede, die, wenn auch etwas bitter, doch über den feinen, rücksichtsvollen Ton der „Poetischen Regungen“ nicht hinausgehen würde. Allein in diesem Stücke hatte man sich, wie wir sehen werden, zu Paiersberg über alle Maßen verrechnet.

Diese „Poetischen Regungen“ und der ihnen entgegentretende, später zu erwähnende „Nachtrag“ aus Bedas Hand, sind zwar noch nicht ganz verschollen, allein die älteren Männer, die jene wie diesen vor bald vierzig Jahren gelesen, erinnern sich doch auch nur dunkel noch an ihren Inhalt, die jüngern aber haben sie überhaupt nie zu Gesicht bekommen. Da sie jedoch in der That als die zwei Pforten zu betrachten sind, die das damalige tirolische Kriegstheater eröffneten, oder auch als zwei mächtige Glockenschläge, welche die neue Zeit und die neue kontradiktorische Behandlung der einheimischen Literatur

einläuteten, so geschieht vielleicht manchem Leser ein Gefallen, wenn sie hier nach einander mitgetheilt werden. Es folgt also zunächst der erstgenannte Artikel, wie ihn die Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 6. Dezember 1843 gebracht hat, jedoch mit einigen unschädlichen Abkürzungen.

„Poetische Regungen in Tirol."

Aus dem Etschthal, im November.

Es dürfte Verwunderung erregen, warum die rhätischen Alpen, in denen so viele Grundtöne zu ergreifenden Akkorden schlummern, so lange stumm blieben. Tirol hat neben der großartigsten Bergpartie und der üppigsten Pflanzenwelt vor manchem andern Hochland den Schmuck des Südens voraus, dessen Blumen in jedem irgend bewegbaren Gemüth Sangeslust erregen; es hat eine Vorzeit ebenso reich an romantischen als an ruhmwürdigen historischen Erinnerungen, von den Sagen über die ritterliche Margaretha Maultasch, dem Kampf des wackern Erzherzogs Friedrich mit der leeren Tasche gegen Kaiser Sigmund, dem seines Sohnes Sigmund des Münzreichen wider die Venezianer, und jenes unerschütterlichen Kaisers Max mit den Schweizern auf der Malserhaide bis zum Kriege vom Jahr 1703 gegen den Kurfürsten Max Emanuel und den Befreiungskämpfen in letzter Zeit, 1797, 1809 und 1813. Trotz einer kräftigen Volkspoesie, welche sich in den Liedern des untern Inn- und Zillerthales ausspricht, kam doch das poetische Element, allenfalls die

Minnelieder des weitgereisten Ritters Oswald v. Wolkenstein abgerechnet, nicht zum Durchbruch, wozu wohl neben der kargen und stocklateinischen Ausbildung der Jugend die völlige Abgeschlossenheit vom Ausland das ihrige beigetragen haben mag.

Die Landesvertheidigung im Jahr 1809, die neben dem Zuge des tapfern Schill ewig ruhmvoll in der Geschichte Deutschlands dastehen wird, sowie der Heldenmuth der im Jahr 1813 das ganze deutsche Volk ergriff, konnten ihre Wirkung auch auf die poetischen Kräfte in Tirol nicht verfehlen. P. Benitius Mayr, ein Servitenmönch in Innsbruck, dessen poetische Erzeugnisse jedoch meist nur im Manuskript vorhanden sind, versuchte als Augenzeuge und zum Theil Genosse des ersterwähnten Kampfes die letzten Scenen desselben und Hofers heldenmüthiges Ende in einem Trauerspiel dazustellen. Es trägt den Titel: „Andreas Hofer, oder die Tiroler sind gute aber betrogene Leute.“ Schon dieser Beisatz zeigt an, daß er das damalige Ringen der tapfern Bergbewohner mit einem in der Stellung seiner Partei zu sehr befangenen Blick ansah und von der Gegenwart noch zu sehr gefesselt den poetischen Funken, welcher die Gruppe mit dem Morgenlichte der Begeisterung für das alte Recht verklären und ihren Bewegungen den Adel eines gegen fremde Gewaltherrschaft fechtenden Volkes verleihen möchte, nicht zu ergreifen verstand. Bei der Ausführung selbst dürfte ihm wohl mit die Vorliebe seiner Landsleute für eine bis in die kleinsten Nüancen treue Porträtähnlichkeit im Wege

gestanden haben, welche auch das später von Immermann über denselben Stoff erschienene Trauerspiel im Lande, wo es spielt, nie zur Würdigung seines dramatischen Werthes gelangen ließ. In der That ist das Vorgeführte mehr dem Historiker als dem Dichter interessant und in keinem Fall bühnengerecht.

Das in Deutschland immer reger gewordene literarische Streben brach sich endlich auch nach Tirol Bahn. Das hohe Ziel geistiger Veredlung, namentlich durch die Kunst, ergriff auch dort die jugendlichen Gemüther und so geschah es, daß im Jahr 1828 ein Verein von Jünglingen, an deren Spitze Schuler, Beda Weber und Berengarius Ivo, mit einem Taschenbuch, den Alpenblumen aus Tirol, ans Licht trat. Das Unternehmen erlosch zwar nach drei Jahren, wenn gleich nicht die Flamme, die sich gegenseitig daran entzündet und genährt; ihre Richtung bezeichnen vorzüglich die darin enthaltenen drei Novellen des ersteren: „Liebeswahnsinn,“ „Jakob Stainer“ und „die Teufelsburg,“ sowie „die Schauspieler“ des letztern. Die Entrüstung über die Geringschätzung, womit der praktische, auf den unmittelbarsten Lebensbedarf gerichtete Sinn der nächsten Umgebung jeden Aufschwung des Geistes verwarf, mag das Thema zu diesen Dichtungen gegeben haben; so erscheint der Liebeswahnsinn als eine in die höhern Welten entrückte Schau der von der irdischen Schlacke abgeschuppten Seele, die eben deßhalb in den blöden Augen der Alltagswelt jeden Halt verliert; im Jakob Stainer bricht der schneidende Schmerz über die

Täuschungen der reinsten Jugendträume in bittern Irrwahn aus; in der Teufelsburg endlich tritt vornehmer Hochmuth höhnend zwischen die zartesten Empfindungen. Die annehmliche und spannende Weise, in der diese Erzählungen vorgetragen sind, und vielleicht nicht minder der Umstand, daß die wenigsten der einheimischen Leser begriffen, wie sehr eben ihnen die Zurechtweisung gelte, ließen diesen Novellen selbst in der Heimat verdienten Beifall zu Theil werden. Uns dünkt Jakob Stainer unstreitig als die gelungenste, obgleich die einige Jahre früher in den Orangenblüten des L. B. von Miltitz (Leipzig, Cnobloch 1825) erschienene, ebenso überschriebene Erzählung zu dieser neuen Bearbeitung desselben Stoffes angeregt haben mag. Abgesehen von dem dortigen lockern Zusammenhang der Fabel, läßt die allzu schneidend hervortretende Hofmannsche Ironie, die sich insbesondere im Pathen Fiedler ausspricht, das Gefühl bitterer Zerrissenheit zurück, das sich hier durch den biedern deutschen Meister Daniel Herz und die vielen der Natur treu und richtig abgelauschten Töne zwar in einen schmerzlichen, aber doch immer harmonischen Akkord auflöst. Der Kontrast wälscher und deutscher Eigenthümlichkeit ist trefflich gehalten und tritt in den Haupt- und Nebenpersonen, in Vimercati und Chiara, sowie in Stainer, Herz und Georg Welser mit markiger Zeichnung hervor. Nicht als so vollständig gelungen dürfte der „Liebeswahnsinn“ gelten. Daß der Dichter vom Gipfel hoher innerer Beschaulichkeit, zu der er uns begeisternd mit sich fortreißt, keinen Ueber-

gangspunkt in den Fluß der Erzählung zu finden wußte, wirkt noch weniger störend als die in die Genesung seines Helden getragene völlige Entzauberung, wornach jenes gesteigerte Gemüthsleben zur unheilvollen Wirkung dunkler Nächte herabsinkt. Auch hier sind übrigens Leidenschaft und Begeisterung, der landschaftliche vaterländische Vordergrund und die Perspektive auf die weltberühmte Meerstadt mit ebenso warmen als wahren Farben aufgetragen. Die Teufelsburg zeichnet sich durch ein naturkräftiges und anschauliches Bild der rauhen Gebirgsgegend aus, wo die Handlung vor sich geht, auch findet sich eine Ballade darin, die fast an die charakteristische Zeichnung eines Uhland in einfachen aber gewählten Kontouren streift.

Schuler schrieb nachhin noch eine Oper: „Die zehn glücklichen Tage," welche in Innsbruck wiederholt über die Bretter gieng und viele glücklich gewählte Themen für die Musik enthält; nur dürfte für diese die Ausführung manchmal kürzer gefaßt sein. Das Sujet ist einer Novelle Fouqué's entlehnt und weist darauf hin, daß der Lohn jeder edlen und so auch der künstlerischen Anstrengung nicht auf dem Gipfel irdischen Glücks, sondern im eignen Werth zu finden sei. Ob diese Idee in ein musikalisches Kleid paßt, ist eine andere Frage, die sich vielleicht aus der Aufführung nicht ganz günstig beantworten ließ. Schuler scheint übrigens zumeist aus den uns bekannt gewordenen Literaten Tirols mit dem Geist unsrer Zeit vorgeschritten zu sein. Seinem unausgesetzten Studium der neueren Literatur verdankt nicht nur der ihn unmittelbar

umgebende Kreis die Bekanntschaft mit dem Gediegensten daraus, sondern auch der Verein des Ferdinandeums in Innsbruck mehrere in seiner Mitte gehaltene Vorlesungen. Wir heben daraus vorzüglich zwei über die neuesten deutschen Schöpfungen im Gebiet der Poesie hervor, welche im Manuskript zirkuliren. Die erste orientirt vorzüglich die Sphäre und Richtungen derselben, indem sie die erste Periode der deutschen Poesie mit Goethe's Tod abschließt und uns in Görres einerseits und den Jüngern des jungen Deutschlands andrerseits die Vorfechter der zweiten vorführt. Das in den Leistungen des Herrn von Görres in letzter Zeit, die doch allein hier gemeint sein konnten, sich offenbarende Streben, ist das einer allerdings höchst geistvoll aufgefaßten mittelalterlichen Vergangenheit; die Morgenröthe, die uns das junge Deutschland heraufzuführen versprach, dürfte um so billiger mit Schweigen übergangen werden, als sie eher erlosch, bevor sie erglommen war und nur in der pompösen Ankündigung einer solchen bestand. Wir datiren die zweite Epoche der deutschen Literatur, deren Charakter Schuler richtig als ihre Vermittlung an das Volk bezeichnet, vom Befreiungskampf und glauben, daß seither die Interessen und das Leben des deutschen Volkes auch in seinen Dichtern aufgegangen seien. Schuler scheint in der zweiten Vorlesung selbst dieser Ansicht, wenn gleich nicht in der Theorie, doch thatsächlich beizupflichten, da er von allen Erzeugnissen des jungen Deutschlands nur Heine's Buch der Lieder nennt, das er aber weit überschätzt. Den gleichen Tadel dürfte

sein Urtheil über Grabbe treffen, dessen Phantasie nicht an Ueberfülle, sondern wie schon Immermann bemerkte, an Mangel der Expansionsfähigkeit litt. Was die Charakterschilderung der übrigen lyrischen und dramatischen deutschen Dichter außer den beiden eben Genannten betrifft, finden wir sie ebenso treffend in wenig Worten angedeutet als gerecht. Wir bedauern nur, daß ein so tüchtiges Talent wie Schuler, das ganz dafür geschaffen scheint, kräftig auf die Mitwelt einzuwirken, sich hiezu so wenig angeregt fühlt.

Berengarius Ivo veröffentlichte außer der schon oben erwähnten Novelle, die jedoch nebst einigen Scenen eines „Oswald von Wolkenstein" mehr als bloße Studie gelten kann, ein Schauspiel: „die Lebensquelle" und in neuester Zeit seine Gedichte (Innsbruck, Wagner 1843). Trotz der warmen und bilderreichen Durchführung ermangelt die Behandlung des ersteren doch der rein orientalischen Auffassung, insbesondere scheidet sich sichtlich die selbstersonnene zweite Hälfte von der vorgefundenen Sage ab. Mit den gegenwärtigen tirolischen Zuständen hängt die Dichtung nur durch einen Seitenblick auf die dort in Umlauf gebrachten religiösen Tendenzen, die in einer Scene zwischen dem Schach, dem Astrologen und dem Hofnarren berührt werden, zusammen; im Ganzen spricht sich die Wahrheit aus, daß das wahre Leben erst im Tod aufgehe. Daß das Gedicht zu didaktisch wird, ist eine Klippe, die Berengarius Ivo auch in seinem Mysterium „Himmel und Erde", das wir für seine beste Leistung halten, nicht

umschiffte. Letzteres beabsichtigt eine dem Byron'schen Kain entgegengesetzte Weltansicht darzulegen; wie sich dort an die Gebrechen unserer Kräfte und die vielen uns drückenden Uebel der Zweifel an eine weise Vorsehung knüpft, wird hier auf das Mißverständniß der „wahren und größten Kraft des Menschen," das Gefühl, hingewiesen, womit er weit mehr als mit seinem Verstande, dem Vorzug höher begabter Geister, geeignet sei, sich der Anschauung des Urquells alles Schönen zu nähern. Die Durchführung ist gedrängt und lobenswerth, nur können wir den Wunsch nicht an uns halten, daß Berengarius Ivo sich im Drama, wozu er die meiste Anlage entwickelt, auf dem festeren historischen Boden versuchen möchte. Die erzählenden Gedichte wurzeln größtentheils in vaterländischem Grund und Boden; in der Schützenbraut ist die Geschichte des Kampfes vom Jahr 1809 mit patriotischer Begeisterung und mancher interessanten Nuancirung, in dem Donnerröschen, Erzherzog Max, dem Rothfink und der Rofnertochter, die Sagenwelt des rhätischen Hochlandes benützt. Letztere stellt den Untergang idealen Gemüthslebens im Drang äußerer Verhältnisse dar und gewinnt durch landschaftliche und nationale Schilderungen. In das tiefe Gemüth des Dichters lassen uns seine „Sterbelieder" blicken, in den „Reiseliedern" vermittelt sich uns ein deutscher Geist, der manchmal, wie in der Certosa, Basel, dem Kaisersaal bis zu protestantischer Keckheit reift; seine Bekanntschaft mit ausländischer Literatur beurkunden einige sehr gelungene Uebersetzungen aus Moore's Irish melodies.

Die wenigen satyrischen Gedichte scheinen durch seine unmittelbare Umgebung hervorgerufen. Seine kritische Richtung sprach sich in mehreren Recensionen von fast juristischer Schärfe aus, wovon die über Lenaus Albigenser, Spindlers Vogelhändler, Gutzkow, Mosen rc. in der Abendzeitung und andern Tagesblättern erschienen. Ihm wird auch eine strenge Beurtheilung der Lieder Beda Webers (1842) zugeschrieben. Wir können in den herben Tadel, womit Bedas Lieder geschulmeistert wurden, nicht einstimmen, vielmehr dünkt uns die mystische oder lieber nicht immer klare Weise Beda Webers bloß durch seine Verhältnisse bedingt. Als Mönch und Priester auf die Betrachtung des Ueberirdischen angewiesen, sollte jede andere Empfindung aus dem Kreise seines Lebens verbannt sein, und da sich der Reichthum von Phantasie und Gefühl der kalten Ascese nicht unterordnete, verklärte sich der Ausdruck des irdischen Eros in jenen des himmlischen, und die Scheu sich der Gemeinheit gegenüber auszusprechen, drängte seine Gefühle oft in jenes Dunkel zurück, das ihr Verständniß verhindert. Wir belegen diese Behauptung mit dem „Lied von der Bergesfichte,“ dem Bilde der uneigennützigsten Liebe, worin wir den tiefen und zarten Grundton seines Gemüths zu vernehmen glauben. Prägnanter tritt der stärkste Akkord dieser naiven Sprache des Herzens in „Platons Traum“ hervor, den wir seinem nachhaltigen Gefühl zufolge als die Perle erklären möchten, woran die Muschelseele, die sie in sich schließt, erstirbt. Dies dürfte auch der Schlüssel zur pantheistischen Rich-

tung sein, die sich nicht selten, wie z. B. in der „Allebenden,“ vielleicht unwillkürlich kund gibt. Es hieße, die nun einmal zur Natur gewordene eigenthümliche Weise des Dichters ändern wollen, wenn man ihn ermahnte, sich klarer, einfacher, kürzer zu fassen; dem Leser wird freilich vieles mißfällig sein, was auf das innigste mit jener verwebt ist. Seine vaterländischen Gedichte stehen weit unter den angeführten und sind so stereotyp, daß es schwer fallen dürfte, sie hinter einander zu lesen.

In anderer Weise, die wir größtentheils fast als eine epigrammatische bezeichnen möchten, trat früher (1838) Johann Senn auf, dem wir das gediegenste, was Tirol an vaterländischer Poesie in der Lyrik aufzuweisen hat, verdanken. Die „Adlerlieder,“ „der rothe Tiroler-Adler“ sind Dichtungen von ächt deutschem Schrot und Korn. Sein sarkastisches Talent bezeugen die „Heines Thränengrund“ überschriebenen Lieder ꝛc. In dem „Napoleon und sein Glück“ betitelten Liederkranz, der von ihm bis jetzt nur handschriftlich mitgetheilt wurde, erfaßte er mit Geschick die geniale Kraft jenes Weltherrschers, ohne hiedurch mit dem deutschen Patriotismus in Konflikt zu gerathen.

Die übrigen tirolischen Liederstimmen, die sich früher nicht ohne Glück versuchten, wie Strobl, Beyrer, sind nun völlig verstummt; andere, wie Zingerle und Lertha, um von noch mittelmäßigeren zu schweigen, beschränkten sich darauf, Muster für Jünglinge auszuarbeiten. Als ein Hemmniß hoffnungsvollen Nachwuchses dürfte die Ueber-

nahme des Gymnasiums zu Innsbruck durch die Jesuiten erscheinen, die ihrer alten Methode treu, ein wenig Küchenlatein als die Feuerprobe und den Gipfel jugendlicher Bildung ansehen und alles Nationale so streng verbannen, daß sie den Studirenden sogar die Lektüre deutscher Dichter untersagen. Diesen gegenüber erfreute uns um so mehr das Erwachen zweier neu aufkeimender Talente in Hermann von Gilm und Adolf Pichler, wovon uns ersterer durch sehr gelungene lyrische Arbeiten, letzterer durch einen dramatischen Versuch „Kaiser Albrecht" bekannt wurde. —"

Die Juniusbriefe oder der Contrat social oder Werthers Leiden wurden zu ihrer Zeit kaum so viel besprochen, wie damals die „Poetischen Regungen" in Tirol. Das Erstaunen im Lande war ungeheuer, denn Viele waren des Glaubens gewesen, die tirolischen Zustände seien so eigenthümlich, daß sie eigentlich mit Worten gar nicht wiederzugeben seien. Viele andere und wohl die meisten freuten sich und hofften, an diesen Erstling würden sich allmählich weitere Besprechungen tirolischer Dinge anschließen und so der gänzliche Mangel einer inländischen Presse, so viel nur möglich, durch die auswärtige gehoben werden. Im Hauptquartier der versteinerten Tirolerei, in den Giovanellischen Kreisen zu Bozen, war man dagegen höchst besorgt, es könnte das Ländchen etwa gar ein stehender Artikel in den öffentlichen Blättern, ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und dabei seine ganze „Unverständlichkeit" ans europäische Licht gezogen

werden. Die Gefühle, die damals jene ängstlichen Seelen überkamen, erinnern an die bekannte Stelle bei Homer (XX..63), wo der Beherrscher des Schattenreiches, als der Meergott weit umher die Erde erbeben läßt, laut aufschreit und energisch protestirt:

„daß ihm von oben
Nicht die Erde aufrisse der Landerschüttrer Poseidon;
Daß nicht Menschen erschien' und Unsterblichen seine
Behausung,
Fürchterlich dumpf, voll Wustes, wovor selbst grauet den
Göttern."

Adolf Pichler läßt sich über diese Begebenheit im Literaturblatt, S. 715, also vernehmen:

„Damals glich Tirol noch der braven Frau, von der Niemand redet; man war an ein freies Wort nicht gewöhnt; jede Aeußerung in einem öffentlichen Blatte hallte durch alle Berge wieder, so daß uns jetzt dieses Echo fast unbegreiflich scheint. „Wer hat das gewagt? Wer hat das geschrieben?" lag auf allen Zungen. Erst hätte man L. Steub im Verdacht; der verschwor sich aber hoch und theuer: „es solle ihn der Menzel fressen, wenn er auch nur mittelbar betheiligt wäre."

Mit diesem Einfall hat Herr Adolf Pichler — wenn ichs aufrichtig sagen soll — meinen Geschmack nicht ganz getroffen. Seit dem Jahre 1849, wo ich sein Schriftchen „Aus dem wälschtirolischen Kriege" in der Allgemeinen Zeitung belobte, ist mir, als älterem Freunde, der junge Mann stets gut empfohlen gewesen. Keine Gelegenheit,

ihn ehrenvoll zu nennen, ist unbenützt geblieben. Er kommt in meinen verschiedenen Schriften wohl ein Dutzend Male vor. Bald heißt er „der geistreiche“, „der ritterliche,“ bald „der Mann mit den bedeutenden Zügen“ und im Jahre 1861 habe ich seinen Verdiensten (Herbstausflug nach Tirol, jetzt Kleinere Schriften 1. 162) ein seitenlanges Denkmal gesetzt — nicht nach Verabredung und nicht auf Gegenrechnung, sondern weil ich glaube, daß die süddeutschen Schriftsteller gut thun, ihrem blöden und schnöden Publikum die Namen Derer, die sich für seine Ergötzung und Belehrung abmühen, immer vor Augen zu halten, wie das ja in Norddeutschland mit viel größerer Energie und viel größerem Erfolge unablässig geschieht. Wenn nun der geistreiche und ritterliche Mann mit den bedeutenden Zügen nach drei Jahrzehnten auch meinen Namen einmal zu nennen für gut hielt, so hätte er mich doch den Lesern des Literaturblattes, die mich ja nicht zu kennen brauchten, einigermaßen vorstellen und z. B. erklären sollen, warum ich nach Tirol gekommen, was ich für das Land zu leisten versucht und warum so mancher gebildete Tiroler mir dankbar zu sein versichert. Meinen Namen aber aus so langer Vergangenheit herbeizurufen, nur um einen schlechten Spaß daran zu hängen, das war wirklich nicht der Mühe werth, und der Spaß erscheint um so dürftiger, als sein Schöpfer sich dreiunddreißig Jahre lang über ihn besinnen konnte.

Noch besser wäre es aber gewesen, wenn mich Herr Pichler gar nicht in die Geschichte hineingezogen hätte,

denn ich gehöre nicht hinein. Er setzt voraus, daß ich damals — Anfangs Dezember — noch in Tirol gewesen, allein ich war schon seit Anfang Oktober in München. Meine Stellung zur Sache ist aber auch insoferne schief gefaßt, als mich Dr. Streiter schon am 1. Dezember brieflich ersucht hatte, mich nach dem Schicksal eines Artikels über Poetische Regungen in Tirol zu erkundigen, da dieser bereits mehr als vierzehn Tage (wie ungeduldig!) bei der Allgemeinen Zeitung liege. Daraus geht hervor, daß ich wohl früher als andre von dem Artikel wußte, aber nicht was darinnen stand, wie ich denn auch an dessen Verfassung nicht entfernt betheiligt war.

Vor Allen gereizt und erbost war aber — der Löwe von Meran, der auch sofort auf Rache sann. Allerdings war er in den ersten Tagen nicht ganz sicher, wer der Schütze sei. Er ließ sich daher mit angeborener Schlauheit durch einen Augsburger Handelsmann bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung höflich nach dem Einsender erkundigen; eine Tiroler Buchhandlung habe gute Lust, ihn mit umfassenden und lohnenden Arbeiten zu betrauen. Dr. Kolb wies den Frager an mich — ich würde vielleicht derartige Anträge an ihre Adresse vermitteln können. Bei mir kam aber Niemand vor. Immerhin hatte Beda die Person des Schuldigen bald herausgebracht.

Da riß er sich denn aus Christi süßen Wunden mit leichtem Schwung heraus und schrieb einen „Nachtrag zu den Poetischen Regungen in Tirol," welcher am 8. März

1844 in der Allgemeinen Zeitung erschien und zwar keine Spur von christlicher Mystik, aber einen reichen Schatz von boshaften und hämischen Ausfällen aller Art enthielt. Das nicht zu läugnende Phänomen, daß Berengarius sich und seine Leistungen nicht minder liebevoll besprochen als die der andern tirolischen Nachtigallen, bot dem bösen Gegner eine Scheibe dar, die er nie verfehlen konnte. Es mangelte auch, wie bei Beda gebräuchlich, keineswegs an leisen politischen Verdächtigungen. Um übrigens den Denkenden über den gelehrten Verfasser keinen Zweifel zu lassen, waren in die Polemik auch lateinische, griechische und englische Citate verflochten und auf gewisse Verhältnisse des Hainbundes angespielt, die außer Schuler und Streiter nur Beda Weber wissen konnte. Es zeigte sich schon hier die auch in allen seinen folgenden Artikeln bemerkbare Eigenheit, daß er seine Autorschaft an vielen Stellen sehr unvorsichtig und sehr kennbar durchblicken ließ, während er sie doch hintendrein mit aller Entschiedenheit zu läugnen pflegte.

Die besagte Entgegnung lautet aber wie folgt:

Nachtrag zu den „poetischen Regungen in Tirol."

„Meran. Ihr gestirnter Korrespondent aus dem Etschthal in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nro. 340 hat uns wenigstens amüsirt. So leicht ist der Schwerpunkt des tirolischen Dichterhimmels: „Berengarius Ivo" herauszufühlen. Alles übrige Beiwesen von Urtheil,

Persönlichkeit und Zusammenstellung erscheint nur als Folie, diesen neuen „Lion" der tirolischen Poesie ins gehörige Licht zu rücken. Rechts Johann Schuler — nach der naiven Andeutung Ihres Korrespondenten ein ausgebrannter Vulkan — links Beda Weber — scharfrichterlich begnadigt — schleppen den lorbeerbekränzten Freund mit nicht geringer Mühe, das ist ihnen trotz der gewandten Darstellung anzusehen, in den Tempel des ewigen Ruhms, und Senn trägt ihnen den Stumpf seiner lyrischen Beleuchtung nach — eine allerliebste Gruppe, aber mit dem Licht in Miltons Hölle, das greifbare Finsterniß ausströmt. Non isto vivitur illic, quo tu rere, modo. Ein gegenseitiges Urtheil anständig ausgesprochen, kann nicht schaden. In Tirol gelten die poetischen Verdienste des Berengarius Ivo als sehr mäßig. Ob Deutschland auf die Verwendung Ihres Korrespondenten sich herbeiläßt, ein anderes Urtheil zu fällen, steht dahin. Wir erinnern uns noch der Recensionen der „Lebensquelle"; sie endeten fast alle mit dem Refrain: „Warum gedruckt?" Unsere Antwort: „Weil auf eigene Kosten!" hielten wir damals zurück, als bescheidene Leute, der Bescheidenheit gegenüber. Auch die Enthüllungen, die Ihr Korrespondent gewiß mit gutem Bedacht macht, kommen uns gelegen. Sie haben uns erst gehörig orientirt. Es ist unrichtig, daß Schuler, Beda Weber und Berengarius Ivo an der Spitze des Dichtervereins in Innsbruck standen; es war damals noch eine gute alte Zeit. Was Goethe vom Verein der Arkadier in Rom rühmt, war auch bei uns; es gab

bei uns keinen Vormann, keinen Obern und Untern. Alois Unterberger leitete als Geschäftsführer die äußere Gestaltung der kleinen Gesellschaft und wir begreifen nicht, daß von ihm keine Meldung geschieht, da er auch in der lyrischen Dichtkunst mitgethan hat so gut als andere. Den Namen „Berengarius Ivo" führte darin kein Mitglied, am wenigsten eines von Bedeutung; ebensowenig arbeitete an den „Alpenblumen" ein Berengarius Ivo mit. Ist der letztere nach der glaubwürdigen Versicherung Ihres Korrespondenten der Verfasser der Novelle: „Die Schauspieler" und des unvollendeten Drama: „Oswald von Wolkenstein," so schlagen wir mit Fug in den „Alpenblumen" nach; da steht unter diesen spärlichen Versuchen die Unterschrift: „Joseph Streiter," jetzt Advokat in Bozen. Wozu diese pseudonyme Pruderie? Wir erfahren zugleich, daß Berengarius Ivo der Verfasser der zügellosen Angriffe gegen Lenau, Gutzkow, Julius von Mosen, Spindler, Beda Weber und Pius Zingerle im Wiener Zuschauer und in der Dresdener Abendzeitung war. Dadurch können Beda Weber und Pius Zingerle nach unserer Ansicht nur gewinnen. In so ehrenhafter Gesellschaft mißhandelt zu werden, ist jedenfalls ehrenvoll.

Der Schatten, den Ihr Korrespondent auf Benitius Mayr wirft, hat uns verletzt; der Mann ist todt und kann sich nicht mehr vertheidigen. Er war unser geliebter Lehrer. Pflichtgemäß stand er auf der Linie eines katholischen Priesters und leistete in einer bewegten Zeit Männern aller Länder, Parteien und Bekenntnisse christliche Liebes-

dienste. Politik war ihm fremd. Und gerade diese unparteiische Stellung ist sein größter Ruhm nach dem Tode. Er hat sein Schauspiel, dessen Titel uns zum Besten gegeben wird, nicht zum Druck bestimmt. Auf eigene Kosten hätte er es einmal nicht erscheinen lassen dürfen. Dieser Wille des Todten ist zu achten. Hätte es den Sinn, welchen Ihr Korrespondent ihm schuld gibt, müßte es als Aufwallung eines Augenblicks betrachtet werden, angesichts unzweifelhafter Thatsachen, die seine Liebe zu Tirol und Oesterreich im Sinn des Jahres 1809 beweisen. Oder wollte der Korrespondent durch diese Impietät an dem Verstorbenen bloß seine eigene Herzensmeinung verrathen? Die Mißlaune desselben über Pius Zingerle und Lertha, sowie das gänzliche Stillschweigen über Lindenburg „Leyerklänge aus Tirol 1843“ erinnert an das Hesiodische καὶ πτωχὸς πτωχῷ φθονέει καὶ ἀοιδὸς ἀοιδῷ — oft ist der Arme dem Aermeren abhold, und der Sänger dem Sänger. Neben Berengarius Ivo dürfen sie sich schon auch sehen lassen, ohne Furcht, zu verlieren. Eine andere Frage ist es freilich, welchen Werth sie in der deutschen Gesammtliteratur behaupten werden. Den haben sie aber jedenfalls mit Berengarius Ivo zu theilen. Der Löwentheil wird dem letztern nicht zufallen. Dazu gehört nicht bloß der Wille, sondern innere Tüchtigkeit.

Auch den Jesuiten in Innsbruck sollte man das „fair trial“ gönnen. Es muß sich erst zeigen, was es werden soll. Kein Orden in der Welt ist so stark, die tirolische Nationalität zu erdrücken. Zu solcher Anschul-

digung gehört die Keckheit, die Ihr Korrespondent an den „Reiseliedern“ so anziehend findet. Wir hoffen von Ihrer Unparteilichkeit, daß Sie diesen Zeilen in Ihrem bei uns so viel gelesenen Blatt Raum gönnen werden und versprechen, Sie unsererseits in dieser Sache nicht weiter zu ermüden. An solchem ,,pettyfogging“ über Tiroler Dichter, das wie Selbstbespiegelung aussieht, kann das deutsche Publikum nie zu wenig haben.“

Dieser Artikel erregte denn auch wieder ein bedeutendes Aufsehen. Der getreue Schuler schrieb schon am 10. März an seinen Freund Streiter, „um ihn zu bitten und zu beschwören,“ daß er nicht in leidenschaftlicher Aufwallung sich zu irgend einem unbesonnenen Schritte oder zu einer Entgegnung hinreißen lasse, „welche in der Hitze der ersten Aufregung zweifelsohne sehr ungeschickt ausfallen und dem Gegner nur Blößen offen legen würde.“ Sei Streiter nicht der Verfasser der Poetischen Regungen, so solle er einfach erwidern, daß der Gegner falsch gegriffen, „bist Du aber,“ fährt Schuler fort, „nicht blos der Materialienlieferant, sondern auch der Verfasser, so bitte ich Dich recht sehr, entweder zu schweigen oder die intendirte Entgegnung zuerst mir zuzuschicken. Ich traue Deiner Hitze nicht und es handelt sich nicht bloß um Deine, sondern um die Ehre unserer vaterländischen Literatur, die Du durch gemessenes, würdiges Benehmen ehrenvoll vertreten oder durch Leidenschaftlichkeit arg kompromittiren kannst.“

Nebenbei bemerkt Schuler in demselben Briefe, „den

zweiten Artikel über die tirolischen Historiker* habe ich nicht geschrieben," was zu erkennen gibt, daß Streiter ihn für dessen Verfasser gehalten, und dann sagt er, ganz in Uebereinstimmung mit den meisten gebildeten Tirolern der damaligen Zeit, „beide Aufsätze, (nämlich die „Poetischen Regungen" und der historische) waren mir insoferne willkommen, als sie endlich einmal unser Vaterland in den deutschen Literaturkreis einführen, wo es bisher nur durch eine Lücke angedeutet war."

VII.

Beda Webers Briefe an den Verfasser der Drei Sommer.

In jenem Winter hatte sich aber auch ein Briefwechsel zwischen Beda Weber und mir entsponnen. Am 19. November 1843 dankt er für die Uebersendung meines Büchleins über „die Urbewohner Rhätiens" und freut sich, es als Erinnerung an mich zu besitzen. Lentner sei ihm ein Trost in der Geisteseinöde eines meranischen Winters. Die Hofstelle habe ihn zwar unter Aufsicht gestellt, aber es gebe keine unschuldigere Seele als ihn. Seine Mutter werde mir den Brief überbringen; es sei etwas böse zu korrespondiren und er habe auch Weisung erhalten, alle Briefe ins Ausland durch Gelegenheit zu schicken. „Daraus sehen Sie, wie es mit uns armen

* Es ist der Artikel „Ueber tirolische Geschichte und Landeskunde" gemeint, der bald näher besprochen werden wird.

Seelen steht!" — „Darf ich durch Sie," heißt es am Schlusse, „mich Herrn Fallmerayer empfehlen, den ich so lange kenne und ehre im Geiste und in der Wahrheit!"

Am 16. Jänner 1844 meldet er, daß er „die Urbewohner Rhätiens" im Tirolerboten anzuzeigen gedenke. Es seien in Tirol wenig Leute so thätig, um in das Buch einzudringen, daher wüßten sie nicht einmal, um was es sich handle. Er wolle nun ein Resumé des Büchleins geben, „um dadurch," sagt er, „das Eingehen bei unserm hartköpfigen Volke wenigstens anzuregen." Dann kommt er wieder auf Lentner zu sprechen, der fortwährend „unter unaufsichtlicher Aufsicht" stand. „Guter Gott!" meint er, „wenn eine Unschuld für Oesterreich und Tirol, so ist es Lentner."

Am Schlusse heißt es: „Von Ihnen und Fallmerayer muß ich oft träumen. Ich war nicht wenig erstaunt, als der Letztere unlängst mit Frau und zwei Kindern in meine Nacht hereinfiel." Seltsamer Traum, da Fallmerayer, wie auch dem Träumer bekannt, nie verheirathet war.

Im nächsten Briefe vom 28. Jänner 1844 schreibt er: „In Bozen wohnt bekanntlich Baron Josef von Giovanelli, der mit Görres 2c. enge zusammenhängt und hier als Stellvertreter des Landesgouverneurs gilt. Ich mußte ein scharfes Examen über Sie bestehen. Da aber meine Aussage Ihnen nur günstig sein konnte, so war nicht abzunehmen, was man eigentlich auf dem Herzen hatte."

Zugleich ersucht er mich, ihm eine in München liegende Handschrift der Gedichte Oswalds von Wolkenstein zur Einsicht zu verschaffen, was mir denn auch nicht ohne Mühe gelang. Er schließt mit der Behauptung, daß er sich auf unser Wiedersehen sehr freue.

Zwischen diesen und den folgenden Brief fällt aber wieder ein journalistisches Ereigniß, welches näher zu behandeln ist.

Um seinem Gegner in keinem Stücke nachzustehen, wollte auch Beda Weber seine „Regungen" haben. Er schrieb daher eine Abhandlung „Ueber tirolische Geschichte und Landeskunde," welche am 11. und 12. Februar 1844 in der Allgemeinen Zeitung erschien. Er bespricht da mit eben so viel durchscheinender Verehrung und mit eben so schonungsvollem Tadel sein dreibändiges Werk über Tirol, wie Berengarius Ivo in den „Regungen" seine eigenen Gedichte. Unter anderem ist da auch zu lesen: „die Trockenheit des Stafflerschen Stils findet den entschiedensten Gegensatz in der manchmal zu dichtgeblümten bildervollen Ausdrucksweise Beda Webers, von der die Kritiker seiner Poesien noch mehr zu rumoren wissen."

„Tirol und die Reformation" wird gleichfalls mit Ehren genannt und dabei zu verstehen gegeben, daß der Ultramontanismus und der Mystizismus, den man in dem Werke finden wolle, mehr dem Stoffe als dem Verfasser zur Last zu legen sei, wenn man auch nicht läugnen dürfte, daß ersterer den Schriftsteller manchmal überwältigt habe.

Sehr viel Erfreuliches verspricht der Artikel auch von der „Geschichte des vielbekannten und vielgewandten Sängers Oswald von Wolkenstein,“ welche Beda damals in Arbeit hatte. Langjähriges Ausbeuten und emsiges Sichten des höchst anziehenden Stoffes habe dem eifrigen Autor so viel Neues unter die Feder gegeben, daß dadurch eine der bewegtesten Perioden der tirolischen Geschichte fast im ganzen Umfang erschöpft werden dürfte. Vieles werde in richtiger neuer Beleuchtung erscheinen, manch Altangenommenes als unerwiesen beseitigt werden. Auch die Lieder des Wolkensteiners würden an Bedas Hand bald vollständig vor das Publikum treten.

Schade, daß der Erfolg diesen Versprechungen so gar nicht entsprach, denn die Geschichte des Wolkensteiners wurde von der Kritik für ebenso mißlungen erklärt, wie die Ausgabe seiner Lieder. Sachverständige Landsleute wie Professor Alfons Huber legen der Geschichte von „Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche“ (in 10 Büchern, Innsbruck 1850) nicht den mindesten Werth bei und Pater Justinian Ladurner, der Franziskaner von Innsbruck, in dithyrambischer Geschichtschreibung allerdings ungeübt, aber ein ernster wahrheitsliebender Forscher gerieth immer in Wuth, wenn er auf Beda Weber als Historiker zu sprechen kam.

So kommt der Verfasser öfter lobend auf sich selbst zurück und unterläßt dabei keineswegs, dem Gouverneur und seinen Vorfahren einen buschigen Lorbeerkranz ums Haupt zu winden, was Berengarius Ivo freilich vergessen

hatte.* Diese Freundlichkeit suchte Beda allerdings dadurch wieder auszugleichen, daß er dem Gefeierten später in der Augsburger Postzeitung ein paar mystische Dolchstiche versetzte. Uebrigens war jener Artikel unbedingt eine Arbeit auf Halbpart, denn manche Stellen tragen entschieden Lentnersches Gepräge; andere scheinen viribus unitis entstanden zu sein; die letzte Lasur wird aber jedenfalls mein Münchner Freund besorgt haben. Dagegen kann die Bekanntschaft mit den Wälschtirolern, mit Perini, Pinamonti, Frapporti, Bernardelli und deren Schriften nur Beda Weber allein in Anspruch nehmen, denn Lentner hat sich um diese Herren nie gekümmert. Ebenso können die Andeutungen über des Forschers literarische Pläne, die Ankündigung des bald erscheinenden Buches über Giovanna Maria Dalla Croce, die großen Hoffnungen, die auf den Wolkensteiner gesetzt werden, ihre Fassung nur durch Beda Weber erhalten haben.

Der nächste Brief, den mir Beda Weber schrieb, war vom 23. Februar datirt und enthielt die erste Erwähnung der vorausgegangenen Artikel. Die betreffende Stelle lautet:

„Der Aufsatz über Tiroler Landeskunde und Geschichte ist wohl flüchtig Ihnen zugeschrieben worden, aber nicht so bestimmt als der frühere über Tiroler Poesie. Die ungeheure Mehrzahl bezeichnet für den ersten Dr. Streiter,

* Schon die „Lieder aus Tirol“ enthalten ein schmeichelhaftes Gedicht „an den Landesgouverneur“, immerhin eines der verständlichsten der Sammlung.

für den letzteren noch niemand Bestimmten. Ich meine bloß, den letzteren hat kein Inländer geschrieben, sonst wäre er noch bei Weitem einseitiger und seltsamer geworden. Die Partei Giovanelli in Bozen mit dem amtlichen Schweif in Innsbruck ist darüber ganz erbost; mir ist es nicht recht begreiflich warum."

Dagegen wäre nur zu bemerken, daß der am 8. März erschienene „Nachtrag," in dem der Mystiker seinen Ivo öffentlich als den Verfasser der „Poetischen Regungen" bezeichnete, damals, d. h. am 23. Februar, wohl schon in Augsburg oder wenigstens ganz fertig in Meran lag und daß er den Artikel über Tiroler Landeskunde mit Lentners Beihilfe selbst verfaßt hatte.

Hier sollte ich nun glauben, die „Poetischen Regungen" habe kein Inländer geschrieben! Die Kriegslist hatte den Zweck, mich von dem Glauben abzubringen, daß der Nachtrag, der schon in Sicht war, etwa von ihm herrühren könnte, denn wenn Beda den Verfasser der Poetischen Regungen nicht für einen Inländer hält, so kann er — hätte ich nach seiner Meinung denken sollen — nicht der Verfasser des Nachtrags sein, weil dieser gerade einen sehr bekannten Inländer als solchen stigmatisirt.

In dem nächsten Brief vom 14. März schreibt mir mein Beda:

„Diese Tage haben mich die Weltleute mit ihren Besuchen fast erdrückt und deßhalb komme ich erst heute zu unsern geistlichen Angelegenheiten. Ich habe viel und wichtiges zu berichten. Bevor Sie ins Tirol gehen, kann es Ihnen nur

nützlich sein, Alles zu wissen. Dr. Streiter ist auf amtlichem Wege als Verfasser des Aufsatzes „Poetische Regungen in Tirol“ ausgemittelt worden, auf eine Anklage der Jesuiten.“

Ob jene merkantile Anfrage in Augsburg eine amtliche gewesen? Dem Redakteur machte sie durchaus nicht diesen Eindruck. Dr. Streiter hat auch eine Folge jener amtlichen Ausmittelung nie zu spüren gehabt. Bemerkenswerth ist, daß dem Mystiker jetzt die Jesuiten, für die er doch mitunter ganz begeistert ist, als Sündenböcke sehr gelegen kommen!

„Damit zusammenhängend sieht man die letzte Korrespondenz aus Meran (nämlich seinen „Nachtrag“) an, die wohl mit Meran nichts gemein hat, als dieses Datum. Man glaubt, der Aufsatz sei von der Polizeihofstelle über Tirol in die „Allgemeine Zeitung“ eingewandert.“

Unübertrefflich! Da ich mich in der Bregenzer Wälder-Frage so gläubig gezeigt, so sollte ich nun Glaubenslasten tragen, die selbst seine „Verzückten“ erdrückt hätten! Die Polizeihofstelle, die schon das Suum cuique über den Bregenzer Wald nach Augsburg geschickt, sollte nun auch für den „Nachtrag“ einstehen, als Mitwisserin der Geheimnisse des tirolischen Hainbundes von Anno achtundvierzig, als Leserin und Kennerin aller tirolischen Quisquilien, die seit einem halben Jahrhundert ans Licht getreten, als muthige Vorkämpferin und Rächerin des ihr so gleichgiltigen Pater Beda zu Meran, Verfassers der „Lieder aus Tirol!“

„Hier war leider," fährt er fort, „der Inhalt nur der Wiederhall heftiger, lange gereizter Erbitterung gegen Streiter. Ich beklage diese Geschichten auf das tiefste, habe aber den ganzen Handel von vorneherein errathen und gewittert. Deßhalb bin ich unendlich froh, daß ich hierin reine Hände habe und allen Versuchungen von außen glücklich widerstanden bin. Möchte doch auch Streiter seine dichterische Eitelkeit so weit meistern, daß er nicht gegen seine eigenen Fachgenossen intriguirt. Die Philister, welche jetzt über ihn herfallen, zerreißen mir das Herz, ich muß es sagen, und ich lebe in großem Zorn über die Narrheit dieser Welt."

O die schöne Seele! Der Stolz der Unschuld, mit dem Beda seine reinen Hände weist und wie ihm die Philister (d. h. sein eigener „Nachtrag") das Herz zerreißen! Wenn man's nicht geschrieben sieht, so glaubt man's kaum. Streiters „dichterische Eitelkeit" fiel aber fürderhin nicht mehr ins Gewicht. Er übte selbst gegen den Artikel über die Landeskunde nicht die mindeste Retorsion, obgleich dort Bedas Eitelkeit sich auch nicht sorglicher verhüllte, als in den „Regungen" die Ivonische. Er war des Kampfes müde und schrieb lange Zeit keine polemische Zeile mehr. Gegen den „Nachtrag" gab er nur in die Allgemeine Zeitung eine kurze harmlose Entgegnung, die kaum beachtet wurde.

In dem fraglichen Briefe vom 14. März findet sich ferner folgende Stelle:

„Sie gelten als Verfasser oder Urheber des Auf-

satzes über tirolische Geschichte und Landeskunde in der Allgemeinen Zeitung. Der Aufsatz gefiel dem Gouverneur und P. Albert. Daher ihre Gnade für Sie. Ich darf wohl kaum bemerken, daß mir das Angebot derselben bedenklich erscheint. Indeß sind Sie klug genug, in keine Falle zu gehen. Immerhin glaube ich nicht, daß Sie mit dem genannten Aufsatze zu thun gehabt; es müßte mich mein sonst so richtiger Spürsinn ganz täuschen. Ich widerspreche aber nicht, da es für Sie vorderhand vortheilhaft ist."

Dieses Schreiben vom 14. März kam in München am 18. an und am 19. schrieb ich, trotz der Blendlaterne, die mir vorgehalten worden, an Freund Lentner, wie folgt:

„Ich habe allen Anlaß zu glauben, daß der Artikel über tirolische Geschichte und Landeskunde von Dir ist, wenn auch vielleicht nicht in allen seinen Theilen, denn Du hast kaum Zeit und Geduld genug gehabt, Dich durch Perini, Frapporti u. s. w. durchzulesen."

Lentner antwortet hierauf am 29. März:

„Glaub Du nur im Frieden daran, ich habe den Artikel verfaßt. Es schadet nichts. Wenn ich auch den Frapporti u. s. w. nicht ganz gefressen habe, so habe ich doch für die Sache und in der Sache mich mehr abstudirt und abgelesen, als Du meinem Fleiße vielleicht zutraust."

Der letzte Satz ist Humbug, aber ein Zeichen, wie der Mystiker „mit den reinen Händen" auch seine Umgebung demoralisirte und selbst den unschuldigen Lentner vorübergehend etwas schwindeln ließ. Dieser war zur

Theilnahme nur geladen, weil er den Artikel mit seinem Namen decken sollte. Wer nun beachtet, daß ich über all dies schon vom Anfang an im Klaren war und dann die obige Stelle und namentlich die Worte: „Immerhin glaub' ich nicht, daß Sie mit dem genannten Aufsatz zu thun gehabt," — wer seine Warnung vor Pater Albert und die Erwähnung seines eigenen Spürsinns nochmal überliest, der wird nicht umhin können, über den kleinen Domingo und seine Schalkhaftigkeit einigermaßen zu lächeln. Der unwiderstehliche Trieb, Andere zu mystifiziren, mag ihm wohl von seiner Mystik geblieben sein. Leider kam er mit seinen Räthseln bei mir immer erst an, wenn ich die Auflösung schon in der Tasche hatte. Genau betrachtet sind die Worte Lentners auch so gefaßt, daß leicht zu merken ist, er habe die Autorschaft des fraglichen Artikels immerhin unentschieden lassen wollen. Später sagte er mir aber, von der Lektüre der Italiener habe ihm Beda selbst abgerathen, weil sie für ihn ganz überflüssig sei.

Jene Epistel vom 14. März war die letzte, die ich von Beda Weber erhielt. Uebrigens muß ich anerkennen, daß sein Stil immer sehr freundlich und liebevoll war. Er sandte mir keinen Brief ohne süße Worte, ohne die Betheuerung, daß er sich unermeßlich auf unser Wiedersehen, auf mein fertiges Buch freue. „Wir können da etwas erleben, was noch niemand in solcher Lösung und Gediegenheit geträumt hat." Nulla dies sine linea — sagte Apelles; keine Zeile ohne Lüge — konnte ich sagen,

so oft ich einen Brief des frommen Sängers aus Tirol erhalten hatte.

Da sich der Charakter des Mannes jetzt immer überraschender entfalten wird, so wollen wir hier bemerken, daß ihn seine Verehrer nach dem Tode in verschiedenen Nachrufen gar gerne „ritterlich“ nannten und daß wir ihn von jetzt an mitunter auch so nennen werden, doch nur ironisch, weil es im ganzen deutschen Sprachschatz kein Adjektiv gibt, das weniger auf ihn paßt, als dieses. Eher scheint „der große Mann“ anzuschlagen, wie er auch zuweilen genannt wurde. Auch diese Bezeichnung soll hier mitunter verwendet werden — ob ganz im Ernste bleibt dahingestellt.

Am 30. März schrieb mir Streiter von Bozen aus seine mit Spannung erwartete Meinung über den „Nachtrag.“ Daß er den Verfasser sogleich mit Sicherheit errathen hatte, versteht sich von selbst. „Ich erkenne,“ sagte er, „den Abdruck seines Geistes aus jeder Nuance. Ich grolle ihm aber nicht. Er glaubt seine Eitelkeit von mir verletzt und wollte sich rächen. — Aus Meran wird mir die Nachricht, daß die Jesuiten versucht haben, auf diplomatischem Wege des Aufsatzes habhaft zu werden, was ihnen auch gelungen sein soll. Ich fürchte mich davor nicht; habe keine Ursache dazu. Bisher hat auch Niemand gewagt, mir diesfalls ein Haar zu krümmen.“

Die Geschichte mit den Jesuiten ist, wie schon bemerkt, ein Märlein des ehrwürdigen Beda, das also von Meran den gewünschten Weg nach Bozen schon glücklich

zurückgelegt hatte. Aber was man auch je den Jesuiten nachgesagt, von dieser Intrigue spreche ich sie vollkommen frei.

Schon einige Tage vorher, am 26. März, hatte ich in mein Tagebuch geschrieben:

„Gestern kam Dr. Kolb (Redakteur der Allgemeinen Zeitung) hierher und gab mir seltsame Aufschlüsse. Der „Nachtrag" vom 8. ist, wie ich zuerst vermuthet, wirklich aus Meran, angeblich vom Bürgermeister. (!!) Ich glaube aber nicht, daß ihn dieser gemacht hat und man hätte sich daher zu besinnen, wer in Meran englisch lesen und griechisch citiren kann, wer so viel christliche Liebe besäße, um den Gegner den angenehmen Folgen einer politischen Verdächtigung auszusetzen, und so katholisch wäre, um gläubig auf die große Zukunft der Jesuiten hinzuweisen. Es scheint da in Meran viel Perfidie herumzulaufen und ich wünschte nicht, daß ich berufen wäre, mit dem Finger darauf zu drücken."

Es findet sich übrigens auch ein Brief vom 19. April 1844, in welchem sich J. Schuler über die Lage ausspricht. Er erwidert da seinem Freunde Streiter, der ihm Beda Weber als den Verfasser des Nachtrags bezeichnet hatte, in folgenden Worten:

„Deine Beweisführung hinsichtlich des Verfassers des Nachtrages hat sehr viel Wahrscheinliches; allein sie kann mich doch nicht überzeugen, da Beda Weber in einem Briefe an mich nicht nur die Autorschaft, sondern auch jede Theilnahme an derselben auf das förmlichste in Abrede stellte. So wenig ich ihn von Anfang an der Ge-

meinheit fähig halten konnte, diesen Artikel geschrieben zu haben, eben so wenig kann ich es über mich gewinnen, ihm eine so direkte Lüge zuzutrauen. Ich kann nicht daran glauben und will nicht daran glauben; der Gedanke, einem bisher von mir geliebten Jugendfreunde meine Achtung entziehen zu müssen, wäre mir zu schmerzlich. Du hast Dich allerdings in Deiner Leidenschaftlichkeit gegen Beda schwer versündigt und ihn durch Deine malitiöse Recension seiner Gedichte herausgefordert; aber zu einem solchen Angriffe, wie der in der „Allgemeinen Zeitung," konnte er sich, wenn er sich als Mensch und Priester achtet, nie berechtigt fühlen. — Mich freut es übrigens sehr, daß Du einen versöhnlichen Schritt gethan hast; gebt doch der Bozner Canaille nicht länger das sie belustigende Schauspiel eurer erbitterten Feindschaft. Ein freundschaftliches Verhältniß kann sich zwischen euch nicht mehr herstellen, allein achtet euch als ehemalige Freunde und zeiget diese eure gegenseitige Achtung vor der Welt. Dies wäre mein Rath, und die Linie des Benehmens, welche ich in ähnlicher Lage einhalten würde.

War der Artikel in der Allg. Zeitung boshaft gemein, so ist jener in der Augsburger Postzeitung* perfid;

* Der bald zu besprechende Artikel vom 2. April. Thaler ist der damalige Pfarrer von Kuens bei Meran, zugleich Dichter, Geschichtschreiber und Sprachforscher. Für jene, welchen die Einmischung der Polizeihofstelle in diese literarischen Händel unannehmbar schien, hatte Beda diesen seinen alten Freund als Verfasser des Nachtrags vorgeschoben und muß davon auch

denn so muß ich das Verfahren nennen, eine rein literarische Frage in eine theologische Verdächtigung zu verwandeln. Ich habe Thalern seit vielen Jahren nicht mehr gesehen; allein die ehrliche Haut, welche er in früheren Zeiten war, müßte sich in einen dicken Katzenpelz verändert haben, wenn er fähig gewesen wäre, diesen leidenschaftlichen Hieb zu führen."

Neidische Intrigue und christliche Mystik werden sich sonst wohl schwer verbinden, aber auf Bedas hoher Stirne leuchtete gleichwohl ihr vermählter Strahl. Friedrich Lentner, die oben erwähnte „Unschuld", war damals in der Meraner Geistesöde dem großen Manne so innig hingegeben, daß er ihm gerne zu Diensten stand, wenn dieser mitunter einen kleinen „Trick" ausführen wollte. Einmal gieng es auch gegen mich, was ich der verführten Unschuld um so weniger nachtrug, als sie sich vortrefflich herauszog.

Mitte Februar hatte ich nämlich nach Meran geschrieben, daß ich aus Anlaß der Bernhardischen Sprachkarte mit einem Artikel über die tirolische Sprachgrenze und die anliegenden Völkerstämme für die Allgemeine Zeitung beschäftigt sei. Beda fühlte sich abermals gereizt,

Streiter gehört haben; allein der wackere Pfarrer von Kuens hat wohl öfter „mindere" Bücher, aber niemals giftige Artikel geschrieben. Für die Zweifler, die an ihn nicht glauben wollten, hielt übrigens Beda Weber den Herren v. Giovanelli und seine Söhne bereit und diese Fabel fand bald viele und hartnäckige Gläubige, wogegen sich die erstere nur kurze Zeit halten konnte.

denn es war wieder ein Eingriff in sein angestammtes Gebiet. Er berieth sich nun mit Lentner und meinte, es wäre ein ganz niedlicher Streich, wenn sie diese Arbeit selber machten und sie früher an die Allgemeine Zeitung brächten. So giengen sie denn wieder an einen Artikel auf gemeinschaftliche Rechnung, welchen Dr. Kolb schon erhalten hatte, als er am 26. März, wie oben erzählt, nach München kam. Nach früherer Verabredung konnte er ihn dem meinigen nicht wohl vorziehen, doch wollte er mein Gutachten darüber hören, wie weit derselbe neben diesem bestehen könne. Ich erhielt ihn daher zur Prüfung und mußte leider finden, daß er nur eine werthlose Improvisation der beiden verbündeten Schöngeister sei, die in diesen Sachen sehr wenig verstanden. In vielen altbekannten und unverfehlbaren Stücken fiel der Aufsatz selbstverständlich mit dem meinigen zusammen.

Ich schrieb nun an Lentner am 7. April:

„Wenn ich als Konsulent der Redaktion in Deinem Aufsatze die Stellen bezeichnen würde, die mit dem meinigen zusammenfallen, d. h. das nämliche besprechen und daher wegzubleiben hätten, so käme das einem völligen Veto gleich, denn der Aufsatz würde dadurch zerrissen und die Redaktion würde sich nicht die Mühe nehmen, ihn wieder zusammenzuleimen; er bliebe also liegen. Deßwegen habe ich an Kolb geschrieben, da wir gute Freunde seien, so würden wir die Sache selbst abmachen."

Lentners ehrliche Natur brach auf diese Ansprache gleich wieder durch. Er schrieb schon am 11. desselben Monats:

„Ob der fatalen Geschichte mit meinem Artikel laß' Dir kein graues Haar wachsen. Deßwegen zanken wir zwei uns gewiß nicht. Ich weiche Dir recht gerne. Ich hatte schon angefangen (?) und vollendete auf Bedas Zureden den Aufsatz. Vorerst zedire ich Dir den Artikel und was Du etwa daraus für den Deinigen brauchen kannst, das benütze immerhin — mich würde es freuen. — Damit glaube ich mich Dir und Kolb gegenüber honnett herausgebissen zu haben und damit basta, lieber Ludwig!"

So war denn durch Lentners Gutmüthigkeit die heikle Geschichte aus dem Wege geschafft. Was Beda damit gewollt, braucht kaum erklärt zu werden. Immerhin hatte er mir noch in jenem Brief vom 14. März geschrieben: „Ueberhaupt werde ich Ihre Forschungen in allen Dingen unterstützen, wo und wie ich kann."

Ich meinerseits hätte meine Arbeit nicht so leichten Herzens dahingegeben, denn ich hatte sehr viel Zeit und Mühe darauf verwandt, legte ihr auch deßwegen einigen Werth bei, weil sie eine Palinodie der „Urbewohner Rhätiens" und neue Ansichten über manche ethnologische Fragen enthielt, so daß ich sie jetzt noch als die Quelle betrachte, aus der sich alle meine späteren Versuche auf diesem Felde ableiten. Im Ganzen ist meine Ueberzeugung auch seit achtunddreißig Jahren dieselbe geblieben, nur daß ich jetzt die nun fast ausgestorbenen Deutschen in Wälschtirol nicht mehr für Bajuvaren, sondern für Longobarden ansehe.

Um noch einmal auf unsern Friedrich Lentner zurückzukommen, so bleibt es dabei, daß er ein sehr anmuthiges und liebenswürdiges Wesen war, aber er hatte auch die Schwäche, sich allenthalben, wo er länger bleiben wollte, einen ältern und muthmaßlich weiseren Mentor zu suchen, dem er sich gänzlich ergab, in dem er, so zu sagen, aufgieng. So lange er in Prag lebte, nahm dies Ehrenamt Engelbert Seibertz, der Maler aus Westphalen, ein; in München verwaltete es der Schauspieler Forst von Falkenforst, in dessen Sprache, Manier und Geberden Lentner so liebevoll eingetreten war, daß wir lange Zeit zu thun hatten, bis wir sie ihm wieder abgewöhnt; in Meran unterstellte er sich in derselben Weise dem großen Beda Weber, dem es auch zuzuschreiben ist, daß der Roman „Ritter und Bauer", den Lentner im Jahre 1844 erscheinen ließ, ganz und gar in jener „dichtgeblümten, bildervollen" Redeweise auftrat, der sich der Schwan an der Passer so gerne hingab. Dieser dichtgeblümte Stil war es denn auch, was den sonst sehr lobenswerthen Roman nicht aufkommen ließ. Lentner hielt zu seinem Beda bis in den Oktober dieses Jahres; dann brach er mit ihm, wie eigentlich das ganze ehrliche Tirol.

VIII.

A. Jägers Vorlesung vom 8. März 1844.

Die Geschichte mit den Poetischen Regungen hatte aber noch lange nicht ausgeschnurrt, als ihr schon wieder eine andere die Hand bot. Streiter schrieb darüber am 27. März nach einem Berichte, den ihm Dr. Stotter gesandt: „In Innsbruck haben sich mittlerweile große Ereignisse ergeben. Der Gouverneur: (Graf Clemens Brandis) begann im Ferdinandeum mit einer Vorlesung über tirolische Geschichte, die bis auf Ludwig den Brandenburger führte. Dr. Schuler behandelte die Folge bis Max I., Professor Ingenuin Weber die Zeit der Reformation in zwei Vorlesungen, deren letzte wenig Zuhörer fand, da er in der ersten die Jesuiten als Gegengift gegen den Geist der Zeit gepriesen. Ihm folgte am 8. d. M. Pater Albert Jäger (früher, wie schon erwähnt, Benediktiner zu Marienberg, dann, wie Beda Weber Professor zu Meran und dessen Kollega), dermalen Hofmeister bei den Söhnen Sr. Excellenz, der bei vollgestecktem Saale, in den auch die studirende Jugend Zutritt hatte, zuerst zeigte, wie im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert neue Orden, Andachten, Prozessionen, Sodalitäten, Kongregationen u. s. w. eingeführt wurden und wie dann die Jesuiten das Volk verdummt, Aberglauben und Hexenprozesse befördert, die Universität verdorben, den Adel verzogen und die Landesfreiheiten untergraben

hätten. Mit Ausnahme einiger wüthender Jesuitenfreunde war alles begeistert, stürzte auf den Redner zu, drückte ihm die Hände, umarmte ihn * und mehrere Tage lang war an allen öffentlichen Orten von nichts als dieser Vorlesung die Rede. Der Gouverneur ist durch die Duldung so freien Wortes ganz populär geworden. Man preist allenthalben seine unparteiische Haltung." **

Der Lärm, den dieser Abend nach sich zog, war fast noch gewaltiger, als der, den die Poetischen Regungen veranlaßt hatten, weil letztere denn doch nur auf die Auserwählten wirken konnten, welchen die Allgemeine Zeitung zukam, während die Vorlesung und ihr Inhalt den Klerus und die Laien, den Adel, die Beamten und die gebildeten Bürger gleichermaßen aufregte und brieflich

---

* Diese Aeußerungen giengen alle von dem Gefühl der Freude aus, das im Vormärz jeder gebildete und aufgeklärte Mann, der aus dem blöden Haufen plötzlich auftauchte, erwecken mußte. Seitdem hat Albert Jäger seine Meinung und andre die ihrige über ihn geändert.

** In dem oben zitirten Briefe vom 10. März erwähnt auch Schuler diesen Vorgang in folgenden Worten: „Am letzten Freitag hielt P. Albert Jäger im Nationalmuseum einen Vortrag, der bei dem äußerst zahlreichen Publikum einen tiefen und, wenige Hörer ausgenommen, auch einen angenehmen Eindruck machte. Gestern und heute spricht man an allen öffentlichen Orten nur von diesem Vortrage. Er behandelte die tirolische Geschichte im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert und verband eben so reiches historisches Wissen, als eine seltene Freimüthigkeit mit wahrhaft philosophischer Geschichtsbetrachtung.

wie mündlich schnell bis in die innersten Winkel des Landes drang. Wo immer drei Brüder in Christo zusammen waren, tranken sie auf das Wohl des muthigen Professors und mehr als ein heimlicher Dichter schlug in die Leier, um seine That zu besingen. Auch Hermann von Gilm feierte sie in einem begeisterten Lobgesange (Gedichte, S. 159). Unverzüglich knüpften sich sogar einige Volkssagen daran, z. B. daß der alte Herr von Giovanelli dem kecken Pater einen starkgefärbten Brief geschrieben und ihn kategorisch aufgefordert habe, für das öffentlich gegebene Aergerniß öffentlich Buße zu thun, den entweihten Talar des heiligen Benedikts abzulegen und reuevoll in eine Kapuzinerkutte zu „schliefen."

Obgleich diese Vorlesung nicht allen gefallen, so hatte sie doch Niemand so schwarzgallig aufgenommen, wie unser Beda. Er war also mehrere Jahre am Meraner Gymnasium des jetzt überall mit Ruhm genannten Historikers Kollega gewesen und hatte sich schon damals über ihn geärgert. Sie galten nämlich beide für die hellsten Sterne des Stiftes; der Abt von Marienberg war ein schwacher Greis und wenn er einst ins bessere Jenseits wandern würde, so mußte nach menschlicher Voraussicht einer der beiden Dioskuren Prälat werden. Beda nahm das Augurium, so weit es ihn betraf, sehr günstig auf, ärgerte sich aber doch, daß man neben ihm auch noch einen andern nannte. Er ärgerte sich wieder, als Albert Jäger an den Hof des Gouverneurs im fröhlichen Innsbruck berufen wurde, während er seine schönsten Jahre im lang-

weiligen Meran vertrauern mußte. Endlich und am Aergsten ärgerten ihn aber jene Vorlesung und die Lorbeeren, die jetzt das Haupt seines Rivalen schmückten, während seine Reformationsgeschichte und die Lieder aus Tirol so gar nicht ziehen wollten. Wenn es nicht schon vorher der Fall war, so haßte er von jetzt an seinen Ordensbruder so tief, wie nur ein christlicher Mystiker hassen kann. Im Hintergrund seiner Seele waren ihm die Jesuiten zwar sehr gleichgiltig, aber nunmehr, da sie Kastor angegriffen, mußte sie Pollux bis aufs Messer vertheidigen.

Um seinen Zorn gegen ihn und andere besser auslassen zu können, mußte er sich aber ein Organ aussuchen, das auf solche provinzielle Stänkereien lieber eingieng als das Augsburger Weltblatt, und so schenkte er denn von jetzt an sein Vertrauen der „Augsburger Postzeitung." Seine erste Gabe „Von der untern Etsch" trat da am 2. April 1844 unter dem Titel: „Poetische Entzweiung in Tirol" und unter dem Zeichen des heiligen Kreuzes auf, war aber nur ein Nachtrag zum „Nachtrag," der früher in der Allgemeinen Zeitung erschienen, insoferne der „ritterliche" Gegner auch diesmal keinen andern Zweck verfolgte, als seinen ehemaligen Freund Streiter abermals öffentlich zu verschimpfen.

Diesen Postzeitungsartikeln müssen wir nun etwas näher treten, denn sie hielten das ganze Land Tirol (wenigstens den deutschen Theil) über drei viertel Jahr lang in unabläßiger Aufregung und dies um so mehr,

als ihre Autorschaft, die doch gar nicht schwer zu errathen war, noch bis in den Winter hinein bezweifelt und bestritten wurde. Indessen dürfte es doch gewagt sein, sie hier in ihrer vollen Breite mitzutheilen und der Leser ist wohl auch zufrieden, wenn wir ihm nur eine feine Auswahl ihrer Kraftstellen darbieten.

In jenem Artikel vom 2. April 1844 ist also unter anderem zu lesen:

„Auch bei uns regte sich seit längerer Zeit ein frischer Anhauch des kirchlichen Lebens, wie wir jetzt allenthalben mit Freuden wahrnehmen in der katholischen Welt. — — Daß sich dagegen das böse Prinzip erheben würde, stand zu erwarten. Der Streit wurde mit Pfiffigkeit auf dem zweifelhaften Felde der Poesie eröffnet. Die Thatsache lag vor Augen, daß unsere Literaten P. Pius Zingerle, P. Albert Jäger, der Pfarrer Joseph Thaler (Lertha), Beda Weber, Rappold, Weninger und andere, die in neuester Zeit anfangen, unser kleines Land dem Auslande gegenüber zu vertreten, nicht nur dem geistlichen Stande, sondern, was noch schlimmer in gewissen Augen ist, religiösen Genossenschaften angehören. — — Es war schwer, dagegen in offener Fehde mit Erfolg anzukämpfen. Dr. Josef Streiter, Kollegialgerichtsadvokat in Bozen, schlug den Weg heimlicher Mißhandlung und Verleumdung ein. Der Redakteur Ebersberg zu Wien öffnete ihm die Spalten seines „Zuschauers.“ — — Pius Zingerle und Beda Weber wurden zuerst in den Staub gezogen, nicht bloß als Dichter, in welcher Eigenschaft die Urtheile über

sie verschieden lauten können, sondern als Menschen und Priester. Verstandlosigkeit, Aftermystik, thörichte Ascese, unsinnige Zerfahrenheit waren nur einige der Prädikate, um sie womöglich in der Meinung verständiger Leute zu vernichten. — — Namentlich bezeichnete man Beda Weber als Verunglimpfer des Protestantismus durch sein Buch: „Tirol und die Reformation." Endlich sollte die Hauptschlacht am Lech geliefert werden. Es erschienen die „Poetischen Regungen" in der Allgemeinen Zeitung. Man kann die Unschicklichkeit dieses Schrittes nur durch die Blindheit erklären, die fast immer den Schritten bedachtloser Anfeinder der Wahrheit folgt. Durch unbegreifliche Selbstüberschätzung und ekelhafte Geschwätzigkeit war der ganze Angriff mißlungen. — — In genanntem Aufsatze waren Dr. Johann Schuler, Redakteur des Tirolerboten, der seit zwanzig Jahren kein Lebenszeichen in der Literatur gegeben, Berengarius Ivo, wie sich Streiter nennt, um seinen akatholischen Standpunkt zu bezeichnen, und Senn, ein obskurer Pensionär, von dem kein Mensch weiß und spricht, als die einzigen Repräsentanten der Poesie und Literatur in Tirol aufgestellt,* mit grimmiger Geberde auf alle katholischen Priester und Orden in Tirol, durch welche die Welt jenseits der Berge allein weiß, daß es bei uns auch ein literarisches Leben und Bestreben gibt. Die Allgemeine Zeitung war so ehrlich, in dieser Ange-

* Beda scheint also die Stellen, die ihm selbst gewidmet sind, ganz übersehen zu haben.

legenheit die größte Unparteilichkeit zu beobachten. Durch sie wurden wir erst über alle Irrgewinde dieses Skandals aufgeklärt.* — — Berengarius Ivo ist nicht bloß der größten Lobhudelei seiner eigenen Gedichte, sondern offener Prahlerei schuldig, wegen seiner protestantischen Keckheit in den „Reiseliedern," der katholisch getaufte Vater von sechs unerzogenen Kindern! Daraus kann man auf die Grundsätze seiner von ihm gelobhudelten Partei schließen. — — Solche Poeten sind nicht geeignet, den Klerus von Tirol mit Erfolg zu insultiren, und eine akatholische Oberherrschaft im Lande zu erringen."

Ein zweiter Brief, „Von der untern Etsch," findet sich in der Zeitung vom 21. April. Da kommen nun die Vorlesungen im Ferdinandeum zur Sprache.

„Professor Ingenuin Weber hielt einen Vortrag über die Tirolergeschichte des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts, schlicht, anspruchslos, ohne pikante Brühe. Ihm folgte P. Albert Jäger, Benediktiner des Klosters Marienberg, Erzieher des Grafen Brandis, ein Mann von un-

---

* Die Worte passen hier wieder, wie gewöhnlich, gar nicht zur Sache. Wir wurden nicht so fast durch die Allgemeine Zeitung, als vielmehr durch Beda Weber und seinen Nachtrag aufgeklärt, daß Streiter der Verfasser der Poetischen Regungen sei. „Die Irrgewinde des Skandals" hat Beda doch selbst gewunden. „Der ganze Angriff mißlungen" — Angriff? mißlungen? Dr. Streiter hatte ja seinen Zweck, die draußen in der Welt mit dem Stande der tirolischen Dichtung bekannt zu machen, vollkommen erreicht und andres war ja nicht beabsichtigt.

befleckтem Namen und gutem Klang in Kirche, Schule und Literatur.

Sein Vortrag wurde berühmter, als ihm jetzt selbst lieb sein wird. — Der Eindruck, den seine Vorlesung gemacht, ist ein Ereigniß in Tirol, das die Feinde der Kirche mit innigem Behagen ausbeuten, das alle redlichen Katholiken aufrichtig beklagen, im edlen Mitgefühl für den Mann, dem nur Mißverstand schaden kann. — —

Ein Brief aus der Nähe des Verfassers, auf öffentlichen Plätzen in Südtirol, wie einst eine Siegesnachricht über die Türken verlesen, erklärt, die Aufregung gegen die Jesuiten sei durch diesen Vortrag so groß geworden, daß es nur eines Wortes des Redners bedurft hätte, um das Jesuitengebäude dem Erdboden gleich zu machen. Erinnert solche Aufschneiderei freilich nur an den plumpen Schildknappen des Ritters von der traurigen Gestalt, so hat sie gleichwohl für P. Albert Jäger und das Land eine ernsthafte Seite. — —

Die Jesuiten sind von den Landständen verlangt, von der Regierung gewährt worden. Sie bestehen gesetzlich, ohne alle Verletzung irgend eines Rechtes oder Verhältnisses im Lande. Das müssen selbst ihre Feinde fühlen, sonst würden sie ihnen gewiß nicht die Sünden der Vergangenheit aufbürden."

IX.

Briefe von Beda Weber und Johannes Schuler.

Hier scheint eine geeignete Stelle, um in dem Flusse der Erzählung eine längere Unterbrechung eintreten zu lassen. Da ich unsre Helden möglichst klar zu stellen wünsche, so habe ich im letzten Herbste, als ich wieder in Tirol verweilte, fleißig nachgefragt, ob nicht da und dort noch schriftliche Reliquien derselben vorhanden seien. Am nächsten lag es mir aber in dem befreundeten Hause zu Paiersberg mich nach den hinterlassenen Papieren meines seligen Freundes umzusehen. Herr Dr. Friedrich Streiter, dessen ältester Sohn, kam mir in diesem Betreffe sehr verbindlich entgegen und überließ mir den ganzen Speicher zur freiesten Forschung. Dort lagen die Schätze zum Theile zerstreut auf Tischen und Bänken, zum Theile füllten sie in reizender Unordnung einen Kasten, der etwa vier Fuß hoch und eben so breit ist. Man hatte nämlich wegen andringender Miethparteien die untern Räume damals so schleunig leeren müssen, daß die Damen des Hauses zuletzt alle alten staubigen Schreibereien, Steuerquittungen, Postscheine, geschäftliche Zuschriften, darunter aber auch die Briefe der berühmtesten Männer unausgeschieden in kleine Bündel zusammenbanden und es der Nachwelt überließen, sich, was sie brauchte, herauszusuchen. Ich stellte mir nun die Aufgabe, jeden Tag etliche solche Bündel vom Speicher in meine Stube herunterzutragen,

sie dort aufzulösen, durchzusehen und zu sortiren. So gelang es denn, die Briefe Bedas, Schulers, meine eigenen, — wenn auch nicht alle, doch sehr viele — dann die der Familie, der andern Freunde u. s. w. zusammenzufinden und in leidliche Ordnung zu bringen. Der Kasten enthält übrigens vier Fächer, von denen ich zunächst das oberste und das unterste angieng, da diese die meiste Ausbeute zu versprechen schienen. Und nachdem ich gegen tausend Briefe gelesen und vierzehn Tage daran gesetzt hatte, war ich müde geworden und schloß meine Arbeit. In den beiden mittlern Fächern habe ich allerdings ein bischen herumgestöbert, aber sie nicht ausgeräumt. Es fanden sich da zumeist handschriftliche Papiere in Folio, die alle etwas nach der Kanzlei rochen und Konzepte zu geschäftlichen Aufsätzen sein mochten. Möglich, daß auch unter diesen noch erhebliche Briefe versteckt sind. Von Ludwig Tieck habe ich nichts gefunden; freilich kann man auch die Frage stellen, ob jener überhaupt einmal Anlaß hatte, an seinen Bozner Freund zu schreiben. Von diesem selbst sind nur die Briefe vorhanden, welche er auf seinen Reisen nach Hause sandte, und diese sind oben schon verwerthet worden; außerdem auch einige Schreiben aus seiner Badekur zu Kissingen, die jedoch nur die Familie berühren. Seine Briefe an Beda liegen wohl in Frankfurt, die an Schuler in Innsbruck. Letztere sind nicht zugänglich, ob erstere, hab' ich nicht gefragt.

Es sollen nun Bedas und Schulers Briefe auszugsweise hier mitgetheilt werden. Da wir in Deutsch-

land nach und nach die Briefschaften unsrer großen Männer bis auf die letzte Schneiderrechnung veröffentlichen, so dürfen sich wohl auch die Herzensergießungen jener großen Tiroler, am sichersten freilich bei ihren Landsleuten, eine freundliche Aufnahme versprechen. Vorher ist aber noch zu bemerken:

Ein guter Theil des Inhalts ist rein geschäftlich und bezieht sich, wenigstens in den ersten Jahren, auf den Leseverein, den die drei Freunde mit fünf andern Genossen gegründet hatten. Schuler, der zu Innsbruck im Bereich der Wagnerschen Buchhandlung saß, bestellte die Bücher und besorgte die Versendung. Er verfolgte eine sehr ernste Richtung; Belletristik war zwar nicht ausgeschlossen, aber am meisten wurde doch auf philosophische und historische Werke verwendet. Es ist höchst erfreulich, zu gewahren, welcher Eifer sich da entwickelte, wie rasch die Bücher aufgelesen wurden, welche Ungeduld sich zeigte, wenn die erwarteten Leckerbissen nicht rechtzeitig eintrafen. Letzteres kam namentlich in Meran nicht selten vor, da die Verbindung zwischen unserm Beda und seinem Freunde zu Bozen zumeist durch die „Tragerin“ unterhalten wurde, die, wie es scheint, nur alle acht Tage hin und hergieng.

Alle die Aeußerungen, die sich auf den Geschäftsverkehr des Lesevereins beziehen, sind nun, wie sich von selbst versteht, gestrichen und nur dann mitgetheilt worden, wenn dabei irgend eine charakteristische Wendung hervortritt. Manche Stellen sind jetzt nicht mehr verständlich, weil sie sich auf vorausgegangene Besprechungen, Verab-

redungen, auf längst verschollene kleinstädtische Ereignisse beziehen, und mußten daher gleichfalls weggelassen werden. Ebenso, wenn auch nicht alle, die Urtheile, welche die Freunde mitunter über die gelesenen Bücher abgaben, Beda Weber meistens kurz und bündig, Schuler zuweilen, was auffallen könnte, sehr ausführlich und gründlich, woraus eben zu ersehen, daß er das Schreiben, so ungern er daran gieng, doch nicht so bald wieder aufgab, wenn er sich einmal in die Hitze geschrieben. Uebrigens ist das Mitgetheilte kaum ein Fünftel, vielleicht kein Zehntel* des Vorhandenen. Es sollten ja, um das Buch nicht zu überladen, nur solche Bruchstücke aufgenommen werden, welche dem Leser interessant zu sein versprachen — zunächst solche, die zur Charakterisirung des innern Lebens und des äußern Treibens der Korrespondenten und überhaupt der damaligen Zeiten dienen.

Viele Stellen sprechen von den obwaltenden leiblichen und geistigen Zuständen. Beda Weber erkältet sich sehr oft und leidet fast immer an Magenbeschwerden, namentlich zur Fastenzeit. Sehr viel ist auch, wie in Rahels Briefen, von Stimmungen die Rede; bald ist der eine, bald der andere verstimmt. Beda Weber ist zuweilen seelenvergnügt, lebt aber gewöhnlich in einer Art von

* Eine genaue Berechnung wäre fast unmöglich, da namentlich Beda Weber bald breit und weitgezogen, bald knapp und eng, bald auf kleinen Oktav-, bald auf großen Quartblättern schreibt.

Galgenhumor, der die ganze Welt zum Teufel wünscht. Einmal, am 14. Dezember 1830, also in seinem zweiunddreißigsten Lebensjahre, schreibt er: „Mein Alter und die damit verbundenen Schwachheiten machen mich sehr vergeßlich!“ Streiters Wesen zeigt sich, da seine Briefe fehlen, nur aus dem Schatten, den es in die seiner Freunde wirft. Auch er verfällt zuweilen in Schwermuth und wird dann von diesen liebevoll getröstet. Schuler ist derjenige, der den Horazischen Gleichmuth der Seele am seltensten verliert. Beda Weber malt seinen eigenen Charakter mit photographischer Genauigkeit — einerseits steht die sich überall vordrängende Gesinnungstüchtigkeit, sein pompöses Pathos, der „unermeßliche“ Hoch- und Edelsinn in Wort und Phrase, anderseits sein empfindliches, argwöhnisches, schnüffelndes, intrigantes und wetterwendisches Wesen, das an einen alten Fiedelbogen die ganze Seelenruhe setzt. Ebenso deutlich zeigt sich eine lieblose wegwerfende Beurtheilung seiner Mitmenschen, da er kaum einen Namen nennen kann, ohne „Esel“ oder „Schuft“ hinzuzusetzen.

Im Ganzen nehmen sich die drei Freunde ungefähr aus, wie eine kleine Herde, die mit einander fröhlich spielt und sich ihres Lebens freut, über der aber unausgesetzt wie ein Lämmergeier der große Freiherr von Giovanelli schwebt, zu dem sie alle scheu hinaufblicken, dessen Schnabel und Klauen sie stets in unheimlicher Spannung halten.

Ein anderer Zug, der jenseits des Fichtelgebirges freilich mehr auffallen wird, als diesseits, ist die göttliche Grobheit, die alle beseelt und beherrscht. Es kommt oft

heraus, als wollten sie viel lieber die gröbsten als die größten ihrer Zeitgenossen sein. In diesem Fache ist, wie es scheint, Josef Streiter als der jüngste, gesündeste und kräftigste unter den Dreien der primus inter pares gewesen. Johannes Schuler verläugnet auch da seine Johanneische Natur nicht. Er ist nur derb um zu versöhnen. Gienge es mit Milde und Weichheit, so wäre er viel lieber mild und weich. Wir Baiern dürfen uns über solche Art gewiß nicht wundern, denn sie ist ja das theure Erbe unseres Stammes, nur daß die gemeinsame Anlage auf dem rauhen und erhabenen Boden der Alpen sich viel reicher entwickelt hat, als auf unserem schlichten und anspruchslosen Flachland.

Beda Weber hat übrigens seiner alpenhaften Manier selbst ein Denkmal gesetzt, indem er irgendwo* sagt: „Mein Ausdruck war von jeher entschieden und derb. Ich wollte meine Art nicht allzu sehr zwingen; wer weiß, ob sie es überhaupt hätte erlernen können. Den Teufel nenne ich Teufel und Christus meinen Gott und Herrn. Was mir an Höflichkeit abgeht, hoffe ich durch Aufrichtigkeit einigermaßen zu ersetzen."

Wegen dieser dreiseitigen Derbheit artete aber das fröhliche Spiel unserer geistreichen Freunde mitunter in Neckereien aus, die ziemlich einrißig wurden. Da werfen nun die beiden andern gewöhnlich ihrem Streiter vor, daß Er wieder angefangen. Beda Weber liest ihm ein

* Vorrede zu den Predigten ans Tiroler Volk. 1851.

paar Male kategorisch den Text über sein unberechenbares, leidenschaftliches, vulkanisches Wesen. Leider sind, wie gesagt, Streiters Briefe nicht zur Hand und es ist daher schwer zu beurtheilen, ob ihm da nicht zu wehe geschehe, ob nicht Bedas hyperbolische Art zu sehr sich geltend mache. Immerhin erscheint er als ein fast dämonischer Halbgott, wie er seine Freunde immer wieder anzieht und immer wieder abstößt, wie diese, unter den entschiedensten Protesten gegen seine Manier, ihn doch immer mit Schmeicheleien überhäufen und seine Ueberlegenheit unbedingt anerkennen. Ich kann meinerseits dagegen feststellen, daß Streiter zu der Zeit, da ich ihm näher trat, ein ganz anderer Mensch geworden war. Er kam zwar zuweilen etwas „fürig“ aus der Kanzlei, aber nach einer kurzen Weile, nach kurzem freundlichem Gespräch war er wieder ruhig und heiter geworden und dies blieb sein ständiges Wesen, so lange ich ihn kannte. In dem Briefwechsel, den wir fast dreißig Jahre lang mit einander führten, finden sich wohl manche Schalkheiten und ironische Scherze, aber nie ein ernsthaftes Mißverständniß. Möglich, daß diese Aenderung gerade mit seinen beiden Bildungsreisen nach Norddeutschland zusammenhängt!

Der geographische Mittelpunkt unsres Kleeblatts war, wie der Augenschein lehrt, Streiters Wohnort und Geschäftssitz, die Stadt Bozen. Dieser zeigen sich nun Beda und Schuler nicht besonders geneigt, wie denn auch Streiter mit ihr bekanntlich nie recht zufrieden war. Die verständigen Männer dieser angesehenen Handelsstadt sind

nun schon lange gewohnt, von überspannten Poeten und unpraktischen Schöngeistern schief und unrichtig aufgefaßt zu werden, und es wird sie daher so manche ungünstige Aeußerung um so weniger verletzen, als sie, was ich immer zu bedenken bitte, nicht von mir, sondern von ihren Landsleuten ausgeht.

In Bedas Briefen zeigt sich allenthalben eine große Erbitterung über Albert Jäger. Es wäre allerdings feiner, wenn sich diese Erbitterung etwas mystisch hielte, allein sie tritt so unverschleiert auf, daß jedes Mysterium ausgeschlossen ist. Da jener, sein ehemaliger Amtsbruder, jetzt noch lebt, so sind von solchen Stellen nur einige wenige, gleichsam als Proben, aufgenommen worden.

Beda Webers Handschrift ist sehr verschieden; am Anfang der Briefe oft kalligraphisch schön, gegen das Ende aber meist sudelig, kaum mehr zu kennen und schwer zu lesen. Er hält noch eine altfränkische Orthographie ein, schreibt: beyde, zwey, greiffen, nahmentlich u. s. w., läßt auch, wenn er zu eilen anfängt, manche Redetheile ganz aus und konstruirt unrichtig, so daß seine Briefe nicht selten einer diskreten Nachbesserung bedurften.

Also öffnet die Schranken!

Beda Weber an Josef Streiter. Ohne Datum; doch sichtlich aus Meran, im Sommer 1827.

Dieser Brief bespricht hauptsächlich Streiters bevorstehende Heirath und enthält nur eine für uns bemerkenswerthe Stelle, nämlich:

„Herr von Giovanelli hat mich in der Vorbeireise

besucht und ich ermahne Sie schon vorläufig, den guten Fuß, auf dem Sie mit ihm stehen, allzeit fleißig zu behalten."

B. W. an J. St.

Meran, den 27. Sept. 1827. *

L. F.! Ich erwarte Nachricht Ihrer Heirath wegen; es wäre mir außerordentlich lieb, wenn Sie einen Donnerstag wählten. Dann könnte ich ungehindert erscheinen und Schulern cum cæteris wieder sehen. Ich bitte Sie aber recht sehr, theilen Sie an Hanny** nicht alle Hindernisse mit, die aufstoßen könnten, malen Sie ihr nicht Ihr Bozen zu abenteuerlich vor. Sie würden es einmal, wenn wieder Ruhe in Ihrem Herzen, sehr bereuen. Wir müssen leben in der Welt, suchen Sie's so gütlich zu machen, als möglich. — —

Nachschrift: Soeben erhielt ich durch den Präfekten*** Nachricht von Ihnen. Sie beklagen sich, daß ich Ihnen nicht geantwortet habe. — — Ferner sei in Ihrem Briefe eine heftige Stelle wegen meines gegen Giovanelli ge-

---

* Dieser und der vorhergehende Brief sind die einzigen, in welchen Beda Weber seinen Freund mit Sie anredet. Die Adresse ist gewöhnlich: An Seine Wohlgeboren und Gnaden, Herrn Joseph Streiter, der Rechte Doktor in 2c.

** Streiters Braut.

*** Der Präfekt ist der Vorstand der Lehranstalt, der Superior der Vertreter des Abts und der oberste des ganzen Hauswesens.

äußerten Urtheils über den Almanach.* Was ich da gesagt habe, wiederhole ich unverholen, nämlich, daß der Almanach hie und da mit Liebeleien zu seinem großen Nachtheil befleckt ist und daß namentlich Ihre sogenannte Novelle beinahe nichts so gediegen ausspricht, als die letzte Stelle, wo ein unverdorbenes Geblüt sich entfärbt,** und daß zweitens eine gewisse Uebereilung dem Buche anzuerkennen ist, und daß drittens ein Student der untern Klassen das Buch ohne Nachtheil nicht lesen kann. Sie werden das nicht einsehen, und ich verlange es auch nicht und will mich gerne mit dem Titel eines Schuftes und Pedanten brandmarken lassen. Aber die Richtigkeit

* Die oben besprochenen „Alpenblumen aus Tirol", deren erster Jahrgang 1828 erschien.

** Damit die Leser nicht etwa dieses Citates halber mühsam auf die jetzt fast unfindbaren „Alpenblumen" fahnden, bemerken wir lieber gleich, daß in jener Stelle der Komiker einer wandernden Bühne sich etwas betrunken an Minnas Busen wirft und mit bacchantischem Muthwillen ihr Halstuch wegreißend die Hälfte ihrer weißen Brust entblößt. Die Stelle ist wohl in der deutschen Literatur seitdem schon mehrmal überboten worden, aber doch bleibt räthselhaft, wie sie dem sittenstrengen Streiter entkommen und der geistlichen Censur entgehen konnte. Sie zeigt nur, daß der damals noch sehr unweltläufige Dichter weder die Sitten der gebildeten Menschen im Allgemeinen noch die der Schauspieler insbesondere kannte. Die besagte Novelle heißt übrigens „die Schauspieler", ist aber nichts weniger als eine Novelle, da es an aller Handlung fehlt, sondern ein sehr jugendlicher, jedoch ganz gut geschriebener Dialog über den moralischen Werth der Bühne.

Ihres Urtheils müssen Sie mit der Gediegenheit Ihres Wissens und mit dem Glanz Ihrer Werke beurkunden, was noch nicht, und namentlich nicht im Almanach, geschehen ist. Daß Sie die Tyrannei so weit treiben, hätt' ich nicht gemeint. Mein Urtheil muß mir frei bleiben so lange ich Odem habe, und was ich sage mag man von den Dächern predigen, und wenn eine Genossenschaft diese Denkfreiheit aufhebt und nur ihre kurzsichtigen Träume für rechtgestempelt ausgibt, so verschmerz' ich es gerne, daß ich kein Mitglied derselben sein kann, weil ich nun einmal auch leben will, und ohne meine Träume nicht leben kann. Das Glück des Almanachs in dieser Tendenz werden Sie selbst noch erleben und selbst noch einsehen, daß nicht alles nothwendig gut und wahr ist, was den Titel Novelle an der entweihten Stirne trägt. Ich lasse aber auch hierin Ihnen und allen Andersdenkenden ihre Meinung; daß Sie aber mit den Hörnern leidenschaftlicher Befangenheit meine Ueberzeugung mir aus der Seele stoßen wollen, ist mir nicht verdaulich und nöthigt mir diese Erklärung ab, wenn sie auch die letzte sein sollte. — —

Zu Ihrer Ehe wünsche ich Ihnen tausendmal Glück und Segen. Es ist mir sehr schmerzlich, daß mir die Hoffnung, Schulern bei dieser Gelegenheit zu sehen, nicht vergönnt ist. —— Schuler ist mir besonders lieb und werth durch seinen Aufsatz im Almanach,* der vielen an-

* Es ist eine Novelle unter dem Titel: Liebeswahnsinn.

stößig sein wird, der aber das Schönste darin ist, und ich empfehle mich ihm schon vorläufig als gehorsamen Leser für einen ähnlichen Genieflug.

B. W. an J. St.

Meran, ohne Datum. Sommer 1828.

„L. F.! — — Endlich beliebe nicht, wie es Deine Sitte seit einiger Zeit ist, auf folgende Fragen karthäuserhaft zu schweigen, sondern den Mund aufzuthun: Wie lebt Deine Frau mit ihrem Kindlein? Ich bitte Dich, Dein Fleisch und Blut vor dem verzweifelten mörderlichen Thee zu behüten. — — Komme doch bald herauf! Es ist hier so lieblich und rosenlicht, daß mir Deine Nähe recht tief am Herzen liegt. Wollest mein gedenken, wo und wie Du gehst und stehst. Ich stehe auf einem einsamen Flecke des menschlichen Daseins und bedarf des freundlichen Anhauches von Dir, um Wärme und Lebensluft im vollen Maße, wie sichs gebührt, zu erobern. Grüße mir vielmal Deine Frau und das Fräulein in Deinem Hause. Der Name ist mir entfallen. Er thut aber nichts zur Sache.“

B. W. an J. St.

den 5. Februar 1829.

„L. F.! Ich werde Dir bald einen langen Brief schreiben und Deine tiefe Stille unterbrechen. — — Giovanelli hat mit seiner Frau wieder für gut befunden, an mir seinen Zorn auszulassen; aber ich bin doch gesund, Gott sei Dank.“

J. Schuler an J. Streiter.

Innsbruck, den 1. April 1829.

„L. F.! — Dein hitzköpfiger Brief, den ich heute erhielt, hat mich so sehr in Schrecken gesetzt, daß ich mich stracks zum Schreibtisch begebe, um das freundschaftliche Donnerwetter, das über meinem armen Haupte schwebt, womöglich abzuleiten, ehe es einschlägt.

Ich habe geflissentlich einige Zeit hindurch nicht geschrieben; Trostworte konnte und wollte ich Dir nicht geben, weil ich Deine Gefühle und meine Zeit nicht mit leerem Stroh verderben wollte,* und so beschloß ich zu warten, bis Deine Briefe mir die Versicherung geben würden, daß Dein Gemüth wieder etwas ruhiger und empfänglicher geworden. Also nichts vom „dummen und stummen Fisch!“ — Ich fange nun meinen wegen Fülle des Materials endlos zu werden drohenden Brief in chronologischer Ordnung an. — —

Deine „Schützenbraut“ ** hat mich in mannigfacher Beziehung angeregt und mir eine sehr vergnügte Stunde gewährt. Dies Gedicht ist offenbar ein bedeutender Fortschritt auf der Bahn Deiner Produktivität; und ich muß aufrichtig gestehen, daß mir die rhythmische Form besser als die prosaische für Dich zu passen scheint und daß Du

---

* Es ist nicht klar, warum Streiter damals Trost bedurfte.

** Eine gereimte Erzählung, später nach einiger Ueberarbeitung im Jahrgang 1830 der Alpenblumen erschienen; damals noch Manuskript.

Dich in der ersteren leichter und freier bewegst als in der letzteren. — — Du scheinst es durchaus darauf angelegt zu haben, dem Gedichte wahre Nationalität zu geben — auch im Nuanciren des Ausdruckes. Dadurch ist aber an vielen Stellen die Sprache so nachlässig geworden, daß die Würde des Gedichtes offenbar darunter leiden muß. Manchmal fällt der Ton der poetischen Erzählung zu sehr in den der Prosa. Ich wollte Dir die einzelnen Stellen am Rande bemerklich machen; da ich aber höre, daß ich im Mai die Freude habe, Dich selbst hier zu sehen, so erspare ich mir das Detail bis dahin, wo wir mündlich uns darüber verständigen werden. — —

Ein Exemplar der Geschichte von Trapezunt habe ich Dir schon gesendet. Ich danke Dir im Namen des trefflichen Fallmerayers für Deine Verwendung wegen Ankauf dieses Werkes, das verdient gelesen und beherzigt zu werden. In Oesterreich hätte er es nicht geschrieben. — — Bei dieser Gelegenheit muß ich noch nachholen, daß Deine Schützenbraut, so wie sie jetzt ist, die Censur nicht passirt und daß sie durch bedeutende Umänderung erst katholisch werden muß. — — Und nun habe ich gewiß ausführlich und akkurat genug geantwortet und die Invektiven und Vorwürfe, daß man bei mir mit seinen Gefälligkeiten zu Schanden werde ꝛc. faktisch abgelehnt. Du bist überhaupt nur auf dem Papier so bärbeißig. Ich freue mich, Dich wieder zu sehen, weil man sich mündlich leichter verständigt, und weil Du Dich

dann schämst, einen ohnedieß geplagten Redakteur mit groben Redensarten so zu mißhandeln."

B. W. an J. St. in Innsbruck.

Meran, den 22. Mai 1829.

„L. F.! Die Politik des Schuler ist mir längst bekannt. Ich bin weder so eitel, noch so dumm, um nicht schon längst zu fühlen, daß er mich in seiner Gesellschaft bloß als Mastrind begünstigt und mit Phrasen wacker füttert, weil er nun einmal es seinem Interesse, besonders für Tirol, angemessen findet, meinen Namen auch aufzuführen. Ich bin aber einer solchen Sache ernstlich müde und habe überhaupt mehr als einen Grund, den schlechtbetretenen Fechtplatz zu räumen. Verwende daher Dein Ansehen, damit ich aus den Reihen komme, und man von mir gar nichts in den nächsten Jahrgang (der Alpenblumen) aufnimmt. Ich werde an Schuler, bevor ich nach Italien reise, ein förmliches Verbot ergehen lassen und bin bereit, es auch mit Unglimpf aufrecht zu erhalten. Diesen Plan habe ich schon lange gehabt. An Dich habe ich wirklich schon mehrere Briefe darüber geschrieben, aber aus menschlicher Unschlüssigkeit deren keinen abgesendet. Deine Schützenbraut läßt sich Schuler gewiß nur aus Höflerei gefallen; das glaube mir. Du wirst selbst noch zu dieser Einsicht gelangen und Dich überzeugen, daß man's nicht so gerade und redlich nimmt."

B. W. an J. St. in Innsbruck.

Meran, den 1. Juni 1829.

„L. F.! — — Also bei meinem vorigen Briefe hat es sein festes Verbleiben, ich trete aus Eurem Bunde, und damit habt Ihr mehr als eine Ursache zufrieden zu sein. Es versteht sich von selbst, daß weder Prosa noch Poesie, weder Altes noch Neues im Taschenbuche stehen darf. Ich führe dieses an bloß um mich vollständig zu erklären, nicht als ob ich von Eurer Seite einen Widerstand vermuthete. Ihr empfindet schon lange am besten, daß ich in Euren Kreis nicht tauge, und diese Erkenntniß macht Eurer Einsicht Ehre und bringt mich um den Schaden trostlos verlorener Zeit. Meine Kraft kann ich in einem andern Kreis weder gedruckt noch geschrieben, aber still und segensreich anwenden, und bejammere nichts mehr als meine Eitelkeit oder Nachgiebigkeit, daß von mir jemals eine Zeile gedruckt worden ist. Folglich schickst Du mir Alles, was etwa zur Zeit noch draußen liegt von mir, zusammengepackt herein, oder nimmst es mit Dir; ich will es als eine lächerliche Verirrung meines Jünglingsalters am Altare meines dreißigjährigen Lebens niederlegen und bei jedesmaligem Anblicke den Vorsatz erneuern, das errungene Glück meines Lebens durch diese mißlungenen Strebungen nach außen nicht zu verwüsten. — — Ihr werdet die Liebe haben, einen Menschen, der Euch nie etwas zu Leide that, nicht als Lückenbüßer zu parodiren, weil man nie wissen kann, wohin so ein Ding führt. — — Ich bin jetzt wieder ganz hergestellt und hoffe bis

am Ende des Schuljahres eisenfest zu sein, um mit freier offener Seele Italien zu sehen. Schulers Benehmen gegen mich würde mich zu einer andern Zeit gekränkt haben, jetzt aber bin ich mit ihm ganz ausgesöhnt, und sein Andenken ist mir lieblich und hold."

B. W. an J. St.

Meran, den 11. Juni 1829.

„L. F.! Ich schreibe hiemit an Schuler mein unabänderliches Ultimatum und bin auch nicht gesonnen, weder mündlich noch schriftlich auch nur eine Zeile oder ein Wort zu verlieren oder auf dies bezughabende Briefe zu beantworten. — — Jetzt habe ich wieder solche Beschwerde auf der Brust, daß mir gar manches unmöglich wird, was bei weitem weniger Anstrengung kostet, als eine solche Reise. Wie schmerzlich für mich eine so gewaltsame Unterbrechung meines liebsten Planes wäre, kann ich nur allein ganz empfinden. Sollte ich auch nicht gut werden und die Reise ganz unterbleiben, so glaube ich doch Dich in Bozen zu sehen, weil ich wenigstens Ratzes* brauchen will. Indeß ist der letzte Funke der Hoffnung noch nicht erloschen. — — Ich sollte aber billig für meine Gesundheit sorgen und nicht gar zu viel begehren; vielleicht bin ich bald aufgeklärt, daß ich viel weniger brauche als ich jetzt zu verlangen Lust habe. Wenigstens sind schon seit längerer Zeit die Symptome

* Ein hochgelegenes Bad in der Nähe von Bozen.

meines Lebens bedenklich und es muß geholfen werden, oder es bricht."

B. W. an J. St. in Innsbruck.

Meran, den 26. Oktober 1829.

„L. F.! Ich bin einsam wie der Tod und keine einzige Seele der Entfernten gedenket mein. Spanisch habe ich daher mehr aus Verzweiflung als aus Neigung und Ueberlegung studirt; ich bin auch in genannter Sprache kein Fremdling mehr; da sei Gott gedankt, daß ich auch hierin einen eigenen Boden habe und von keinem Eselskopf um Sinn und Bedeutung betteln darf. Aber es treibt mich unstät und verdüstert wie ein wahnsinniges Kind im Kreis umher, mir ist auf dem erkämpften Boden nicht wohl, es reißt und zuckt mich hinüber ins Land der Portugiesen wie vor Jahren, und Camoens will nicht ablassen von seinen Rechten; da fehlen mir nun wieder Bücher, und das macht mir das Leben verteufelt bitter und die Bürde des armseligen Athmens zu schwer in dieser zerstückelten heillosen Narrenschule der unlustigen, gottvergessenen Welt. Ferner redet alle Welt von der neuen Heloise von Rousseau und das schon lange; und ich sehe nicht ein, warum ich sie nicht auch lesen und darüber philistern soll, wie jeder bemooste Bursche auf Erden. Hat sich dieses heillose Buch französisch irgend einmal in den Kreis Deiner Geruchs- und Lesenerven verloren, so bin ich Dir mit Leib und Seele zugethan, wenn ichs auf kurze Zeit kriege. In Bozen liegt aller

D * * und Teufelei, die Geist und Ungeist, Mönch und Freimaurer ausgebrütet, in wilder babylonischer Unordnung untereinander; klaube heraus, was möglich ist, und schicke mir das Weib des Abelard."

B. W. an J. St.

Meran, 11. März 1830.

„L. F.! Pius* nimmt an solchen Blättern** keinen Antheil, weil von Rom oder von seiner Schriftstellerei nichts drinn steht. Was mich betrifft, so trete ich ohne Anstand bei; die Zeitschrift verlange ich erst dann, wenn alle andern sie gelesen haben. — — Soeben komme ich vom P. Präfekten, welcher auch dem Vereine beitritt. — — Er sagt, die Blätter für literarische Unterhaltung seien so ekelhaft protestantisch, daß Du gut thun würdest, auch in dieser Hinsicht zu sorgen. Wir dulden jede Meinung und jede Religion; aber schnöde Parteigänger, die bloß die Waffen nichtsnutziger Gassenbuben zu führen verstehen, sind uns widerlich und des Geldes nicht werth. Wir wollen belehrt und nicht gehudelt und mit Koth geworfen sein. Du wirst als Billigdenkender das sehr gerecht und aufgeklärt finden."

---

* Pater Pius Zingerle, damals Professor am Gymnasium zu Meran.

** Es sind die Blätter für literarische Unterhaltung gemeint.

B. W. an J. St. in Innsbruck.

Meran, den 22. Mai 1830.

„L. F.! Ich bin um Deinen Brief recht froh gewesen. — — Ich machte mich schon auf Deine Vorwürfe gefaßt und hatte im Sinn, Dir zu sagen, wenn manche Aeußerung in meinen Briefen impertinent wäre, so hätte ich das in Deiner Schule gelernt, und was ich noch weiter sagen wollte. Aber gottlob, Alles war leere Einbildung. — — Die Ferien werde ich also zu Dir kommen, und ich bitte Dich und Deine Frau um Obdach; ich will verbannt und unbekannt leben und viel studiren und keine auswärtige Menschenlarve sehen, die mir ein Gesicht schneidet. Ich habe viel angefangen und muß viel vollenden. Bedecke mein Geheimniß mit Deinen Flügeln und sage niemanden etwas davon. Man wird es doch vielleicht erfahren, und dann ist es auch recht. Ich bin ein freies deutsches Menschenkind! — — Schreibe mir auch von Innsbruck, wenn Du willst. Dein Brief hat dann ein Interesse mehr. Frage, was die Redemtoristen thun? Sogar hieher erstreckt sich ihr Unsinn; ein paar verrückte Mädchen sind hier, die draußen (bei den sogenannten Bußpredigten) vom Verstand gekommen sind. — — Ich stelle Dich bei Schuler und überall als meinen Redner und meine Vollmacht auf; was Du thust und versprichst, ist mir recht. Du bist ja mein Oberer und hast Dich selbst dazu gemacht."

B. W. an J. St.

Meran, den 20. Juni 1830.

„L. F.! — — Ich bitte Dich, schreibe mir während der Ferien öfter; ich kann ohne Deine Briefe nicht leben, und in Marienberg* ist mir der Ausdruck Deiner Gesinnungen und Deines Lebens doppelt nothwendig und süß; denn die Einsamkeit begehrt nach solcher Herzenskost am meisten. Sage Deiner Frau, daß ich mit allen meinen Wünschen bereit bin, ihr ein freundliches, segenvolles Leben und Weben auf den Bergen** zu erflehen, und daß ich mit inniger Freude theilnehme an allem Guten, das Euch begegnet. Mir ist dieser Brief etwas schmerzlich, da ich ihn schließen will. Von allen meinen Träumen, die ich auf die kommenden Ferien hinauf geträumt habe, sind also diese Zeilen das einzig Wirkliche, das letzte Zerplatzen einer farbigen Seifenblase, die ich so brünstig umarmt habe! Ein klares Bild unseres Daseins auf Erden!"

B. W. an J. St.

Marienberg, den 12. August 1830.

Ich bin wieder beinahe völlig gesund. Dr. Mazegger*** hat mich zur Salzquelle nach Trasp geschickt, und

* Einen Theil der Ferien brachten die Meraner Professoren gewöhnlich in Marienberg zu.

** D. i. Oberbozen oder Ritten, wo Streiter mit seiner Familie die Sommerfrische zu verleben pflegte.

*** Dr. Bernhard Mazegger, ein strebsamer, geistreicher, wenn auch etwas phantastischer Mann, Homöopath und Dichter, hatte wenige Jahre vorher eine einträgliche Praxis in Mailand aufgegeben, um sich wieder in seinem Vaterlande, auf den son-

ein Aufenthalt von acht Tagen hat mir daselbst gut angeschlagen. Der Husten ist ganz verschwunden und der lang entbehrte Schlaf hat sich wieder eingestellt. — — Ich freue mich, daß ich Dir wieder näher bin. Im Engadin habe ich mancherlei gesehen und, soviel es thunlich war, auch genossen. Das Thal ist wunderschön und lieblich; eine alte wunderliche Sprache, die ich zum Theil fleißig studirt und bis aufs Verstehen auch erlernt habe, lebt im Munde eines Volkes, das wie eine Runensäule dasteht aus alter Zeit und mit alten Sitten und Gebräuchen behangen ist. Das Volk ist sehr gutmüthig; die Religion ist kalvinistischer D * * und genügt ihnen selbst nicht recht. Ich bin nie unduldsam gewesen, aber nicht sagen und aussprechen kann ichs, wie schmerzlich mir beim Anblicke des gehudelten Volkes gewesen. Ihre Pfaffen sind Leute wie Metzger und Hausknechte in Bozen, breit und ungeberdig, dumm und anmaßlich, wohlberitten auf dem Rücken des unwissenden Haufens. Ihre Kirchen sind herzzerreißend; von außen haben sie Farbe und Gestalt der katholischen Vorzeit, von innen stellen sie eine unreine, verdammte Garküche auf den römischen Dörfern vor.

---

nigen Höhen von Obermais niederzulassen. Dort errichtete er einige Jahre später, von seinen Landsleuten mehr belächelt als gefördert, das erste eigentliche Fremdenhaus, die erste Pension in der Meraner Gegend, ja in ganz Tirol und deßwegen kann diese seine Anstalt, die „Völkerrast", als der Punkt betrachtet werden, von dem das ganze Meraner Kurwesen seinen Ausgang nahm.

Das türkische Fatum ist allgemein herrschend; fließt das Wasser nicht von selbst in die Wiesen, so mag es ungeschoren niederstürzen in die Wogen des Inns. Alles läßt man wachsen, wie's der Natur gefällt, und an Ausbildung und Verschönerung der Produkte, sowie des Lebens ist gar nicht zu denken. Viele Besitzer sind sehr reich, aber ein häßlicher ausgehungerter Geiz schleicht wie ein Wolf um all ihr Trachten und Treiben. Eine unaussprechliche Wehmuth, eine Traurigkeit wie über den Tod der Geliebtesten liegt auf dem Gesichte der Bewohner, schwimmt in ihrem freudelosen Auge. Eine auf den ersten Anblick kenntliche Scheidegrenze ist zwischen Katholiken und Kalvinisten gezogen. Die ersten haben die helle Freude und einen unversieglichen Frohsinn zum Erbtheil, die letzteren sind die Herren des Erdreiches und haben keine Hoffnung, die zum Himmel schaut und vertrauen darf.

Lebe wohl, lieber Freund! und gedenke mein. Es regt sich in mir wieder neue Lebenslust, und die aufwachende Kraft streckt ihre Glieder aus. Ich hoffe wieder, und in der Hoffnung liegt doch ein süßes himmlisches Labsal!"

B. W. an J. St.

Meran, den 27. Dezember 1830.

„L. F.! Meine Tauben haben heute das erste Ei gelegt* und das ist für mich eine weit größere Freude,

---

* Beda Weber beschäftigte sich damals nebenbei mit Tauben- und Blumenzucht. Er hatte viele Freude daran und kommt in seinen Briefen öfter darauf zurück.

als wenn ein absoluter Kronprinz mit 101 Kanonenschüssen in die Welt zum Unheil der freien Völker eingeschossen wird.* Ich werde zwar nicht zu Ehren dieser glücklichen Begebenheit wie der König von Spanien eine Akademie der Stierfechterei stiften, aber wohl in heimlicher Herzensfreude frohlocken, daß ich nicht nöthig habe, für klafterlange Civillisten die armen Bauern wie den hl. Bartholomäus zu schinden, damit der hochgeborne Fratze sich jede Woche vierzehn Maitressen halten und den Sinn und den Verstand, Mark und Leben und Menschlichkeit aus den Knochen lumpen kann. Dir traue ich zu, daß Du meine Freude theilen wirst! — — Ich dächte übrigens, die rechtgläubigen und puritanischen Bozener thäten besser, zur Ehre seiner erzapostolischen Majestät das Stempelpatent und das Viehsalz und den Tabakfrohn in der Stille ihres loyalen Herzens zu ruminiren.** Die Verkleidungen sind sonst ganz gut zu diesem Zwecke, unnatürlich, geistlos und fratzenhaft, wie es sich nun schickt, wenn man einmal das Hochentzücken einer monarchischen Fratze seiner eigenen Langeweile zum Besten geben will. Ich sehe Dich

* „Spät kommt ihr, doch ihr kommt!" könnte man sagen, wenn sich diese Stelle wirklich auf eine gewisse, im Sommer 1830 erfolgte Geburt beziehen sollte.

** Dieser wie die folgenden Sätze beziehen sich auf ein beabsichtigtes, auf den 12. Februar, den Geburtstag Kaiser Franz I., anberaumtes Maskenfest, an welchem Streiter wohl nur seiner jungen Frau zu Liebe Theil nahm. Der Text ist, obgleich sehr gut zu lesen, doch nicht allenthalben zu verstehen.

ungern in einen solchen luktifikabeln Handel verwickelt. Laß doch die Todten ihre Todten begraben und bleibe ferne, wo es gilt, einen ledernen Zeitungsartikel auszubrüten und das Mastroß zu schmücken, das an seinem erlauchten Schwanze seine eigenen Kinder blutig schleift. Ich kann Dir nicht sagen, was Du für eine jämmerliche Figur machst, wenn die Dilettanten von Bozen aus Deinem Schnappsacke den 12. Februar herausrüßeln und sich in dieser Narrenjacke einen Punschabend bereiten. Ich würde ja doch mich lieber aufhängen oder die Marseillerkantate glossiren, als mich von einem solchen Fliegengeschmeiß anstinken lassen. Was gibt Dir denn der Herr Fleischhacker und seine Zunft für einen Kranz? Gewiß eine Bürgerkrone, die Du Dir auf Deine goldne Hochzeit aufsparen magst. Ja wohl eine Bürgerkrone! Ihr Blinden und Führer der Blinden, ihr verdient von Pfaffen und Aristokraten um euern eigenen Herd gepeitscht zu werden für euren schellenlauten Unsinn. — — Ich bin heute verteufelt böse über all die Tyrannei, die auf der Menschheit lastet, und freue mich von ganzer Seele, wenn nur Alles drunter und drüber geht und alle Lüge und Tücke der Kongregation, alle Anhänger der Camarilla, alle Speichellecker des angebeteten Aases zum Teufel fahren. Ich habe etwas gedichtet, ein Lied, oder was der D** ist. Ich studire fleißig und übersetze den Chrysostomus."

J. Sch. an J. St.

Innsbruck, den 1. April 1831.

„L. F.! — — Und nun habe ich ein personalissimum, eine für mich höchst wichtige Bitte. Ich habe um die ständische Archivarstelle angehalten; sie wäre gar zu köstlich für mich; ein genügliches Auskommen und die herrlichste literarische Muse! So viel ich höre, ist gar kein gefährlicher Mitkompetent, als — risum teneatis — der ständische Registrant * *! Die Sache wäre lächerlich, wenn sie nicht so ernsthaft wäre, da unsere Stände den Grundsatz zu haben scheinen, lieber dem Esel Haber zu geben, als ein edles Roß in ihrem Stalle zu füttern, vorausgesetzt, daß der Esel von jeher ständisch war. —

Du könntest nun hier vielleicht etwas, vielleicht viel wirken, wenn Du die Bozner Landtags-Deputirten bearbeiten wolltest, entweder mittel- oder unmittelbar. Es wäre ihnen begreiflich zu machen, daß ein Archivar, der kein wissenschaftlich gebildeter Mann, sondern ein bloßer Manipulant ist, keinen Sinn hat; daß man dann bloß einen Registranten, aber keinen Archivar anzustellen und zu bezahlen brauchte; daß ich mich auf diesem Posten in honorem et decus patriae mit vaterländischer Geschichte befassen könnte und würde. Die weiteren Details überlasse ich Deiner Freundlichkeit und Deinem Scharfsinne."

J. Sch. an J. St.

Innsbruck, den 29. April 1831.

„L. F.! Endlich haben mich die Stände nach langen Debatten zu ihrem Archivar mit einer Besoldung von

900 fl. Konventionsgeld ernannt. Die Stelle ist herrlich für mich; der eigentlichen Kanzleigeschäfte sind nicht viele, daher volle Muße zu eigener Ausbildung und Arbeit. Ihr sollt, hoffe ich, noch in diesem Jahre etwas davon sehen. Nimm meinen aufrichtigen Dank für die freundschaftlichen Bemühungen, womit Du mich unterstützt hast. Du scheinst vom Schicksale bestimmt, bei den angenehmsten äußern Ereignissen, die mich betreffen, helfend einzuwirken; so bei der Ueberkommung der Redaktion (des Tirolerboten), so jetzt. Ohne die Bozner wäre es nicht gegangen. Giovanelli und Kinsele haben sich mit einer Wärme meiner angenommen, die ich nimmer erwartet hätte. — — Giovanelli hat sogar in öffentlicher Sitzung ein scharfes Wort gegen die unduldsame Heuchelei gewisser Menschen fallen lassen, das ihm diese so leicht nicht verzeihen werden. Ich weiß, wie freundlichen und innigen Antheil Du an meinen Schicksalen nimmst; deßhalb war ich in der Freude meines Herzens hierüber so umständlich."

B. W. an J. St.

Meran, den 27. Mai 1831.

„L. F.! Du hast kein Wort, keinen Laut. Was fehlt Dir? Ist es Lauigkeit, Faulheit, stumpfes Hinbrüten? Ich verbitte mir ein für alle Mal solche unerträgliche Gewohnheiten und fordere Seine Lordschaft auf, vernünftiger zu werden. — — Verstehst Du mich? Ich kann nicht begreifen, wie Du so verstockt, stöckisch und besessen sein kannst. Mach das Ding anders, und wo-

möglich besser. Schuler ist also Archivar durch die Gnade Giovanellis? Hat er endlich einen Schunken für sein elendes Sünderleben sich von seinem Todfeinde erbettelt und erhöfelt? Ich kann Dir nicht sagen, wie jämmerlich und niederträchtig mir das Alles vorkommt. Seine Freiheit, seine Thätigkeit ist verscherzt und allen Einflüssen der Kongregation muß er Thür und Thor offen lassen. Da wäre ich doch lieber der erbärmlichste Ofenheizer geworden, den es auf Erden gibt, als mich so hundemäßig auf die Gasse zu werfen. Es ist doch ein großes Unglück, wenn man gar keinen Charakter hat und die Eselohren nach allen vier Weltgegenden ausstreckt, um allen zu gefallen. Du bist auch nicht viel besser, das muß ich Dir sagen. Wenigstens hab' ich das Recht, mir über Dich zu denken, was ich will, weil Du kein Wort schreibst. Glaube nicht, ich meine, Du studirst Jus! So weit geht mein Glauben nicht, ungeachtet ich in dieser Tugend am stärksten bin. Du wirst faullenzen und nichts weiter. Du wirst meinen, ich sollte artiger sein und hätte allen Grund dazu. Mich kümmert aber weder das Heute noch das Morgen, und am allerwenigsten kümmere ich mich um Deine Untugenden. Es wäre mir überhaupt nichts lieber, als wenn Du eine zornige Epistel aus dem Stegreife über meine Unarten verfassen könntest.

Ich habe Hamlet studirt, seit Ostern Chrysosthomus*

* Beda Weber schrieb gewöhnlich Chrysosthomus, also um ein h zu viel, und ließ den Namen auch auf dem Titelblatte seiner Uebersetzung so drucken. Das Buch kam erst zwei Jahre

übersetzt (es geht ans Ende), Wilhelm Meister durchgearbeitet und allerlei andere Thorheiten gemacht. Was etwa Deine Herrlichkeit ausgebrütet hat? — Schreib an Schuler, er soll uns unsere Sachen zurückschicken. Mit solchen Dingen schafft derjenige nichts mehr, der sich zum Dünger des hochadeligen Stammbaumes für Giovanelli vermäckeln läßt. Machs nur recht giftig; ich kann das höllische Zeug nicht ausstehen. Uebrigens bin ich auf die Welt ganz erbost. — — Keine Treue, keine Wahrheit, kein Glauben; alles Höfelei, Lug und Trug, Saus und Braus, ist das nicht verflucht? — Was doch das Heirathen und der Ehestand für ein miserables jämmerliches Fratzenwesen und toller Spuck ist. Es wäre tausendmal besser zu leben wie Tasso, Ariosto, Dante, Boccaccio. Keinem kam das Heirathen in den Kopf. Ich segne das Chorhemd und Gregor VII. Das sind meine Brautführer und Bettgenossen, und so hab' ich doch wenigstens von diesen Teufeleien Ruhe. Um den Unsinn voll zu machen, sag' ich noch, daß ich ganz gut lebe und Du mir gar nicht gefällst. Sei bald ein anderer Mensch, sonst weiß ich nicht, was es absetzen wird!

---

später ans Licht unter dem Titel: Johannes Chrysosthomus, Sechs Bücher vom Priesterthume. Aus dem Griechischen von Beda Weber. Innsbruck in der Wagnerschen Buchhandlung. 1833. Die Uebersetzung scheint mir übrigens sehr gelungen; sie zeigt eine kräftige, würdevolle Sprache. Das Büchlein läßt aber leider ersehen, daß der Priesterstand schon damals, im vierten Jahrhundert, bedauerlich aus der Art geschlagen hatte.

Der Tauberich der Frau Direktorin ist ein unverschämter Esel, seit er meine Kost erreicht hat; sie muß ihm zu wenig zu fressen gegeben haben. — — Unser Schuljahr geht zu Ende und ich bin froh; meinethalben mag Krieg werden oder die Welt untergehen. Ich habe dabei nichts zu thun, als alle Kongregationisten wohl treffend unter die fallenden Trümmer einzuschieben. Leb' wohl und genieße Deine Weisheit."

B. W. an J. St.

Meran, den 13. Juni 1831.

„L. F.! In Betreff des Schulers bist Du ein wahrer Mephistopheles. Wenn Du den Menschen nur durch Lob und Tadel zu Grunde richtest, so ist's Dir recht. — — Aber sage ihm, er sei vor Gott und allen Heiligen verflucht, wenn er sein höfelndes Windleben nicht ändert. — — Noch ist's mit den Polen nicht aus. Du bist ein kleingläubiger, verzagter Mann von der äußersten Linken. Sei nur nicht so kleinmüthig, ich bitte Dich! Die Reformbill geht durch; das ist allein beachtenswerth."

B. W. an J. St.

Meran, den 19. September 1831.

„L. F.! P. Pius ist seinem Verlangen gemäß wieder in Platt.* P. Albert vertritt seine Stelle; der

* Ein kleines Dorf in Passeier mit Kuratie, welche vom Stift Marienberg versehen wird. Die Herren Professoren wurden mitunter, wenn sie sich etwas überstudirt hatten, auf ein oder zwei Jahre nach Platt versetzt, um auszuruhen und sich zu erholen.

ist aber ganz irre, unerträglich, verwüstet; das verdankt er dem unseligen Einflusse des Giovanelli. Daß Du mit diesem zerfallen bist, wundert mich nicht. Wir können und dürfen seiner Meinung nicht werden, und das verzeiht er nie und nimmer. Aber Esel sind wir, daß wir noch so lange erträglich mit dem Unverträglichen stehen wollen. Wir lassen ihn gehen, und somit ist der Handel aus. Ich möchte freilich gerne mündlich mit Dir reden, aber ich sehe nicht, wie das kommen soll. — —

Was sagt man in Bozen von der Cholera? Ich bin sehr furchtlos und gleichgiltig gegen dieses Uebel, und ist die Zuversicht die Schwester der Hoffnung, so hoffen wir mit Grund das Beste. — — Ein Gedicht, „die Braut" *, hab' ich geschrieben, das nachfolgen wird, sobald sichs fügt. Es ist das Produkt eines Augenblickes, ohne Gefühl, kalt und todt hingeschrieben. Einige Freunde verwundern sich über das Kindlein; ich fasse es nicht und bin stille. — Herr Thaler** ist jetzt hier Direktor und Katechet an der Normalschule, ein fleißiger Mensch, aber ohne Geist, Gemüth, Kraft und Impertinenz und — solche taugen zu nichts als zu Alltagsmenschen."

---

* Jetzt „Lieder aus Tirol" S. 66, ein Muster jener wohltönenden Ueberschwänglichkeiten, wie er sie in seinem chronischen Liebesrausch so gerne von sich gab. Vgl. S. 146.

** Der oben erwähnte Dichter, Geschichtschreiber und Sprachforscher, der dann später Pfarrer in Kuens bei Meran wurde.

B. W. an J. St.

Meran, den 28. September 1831.

„L. F.! — Daß die Cholera kommt, daran zweifle ich nicht mehr. Aber wie gesagt, ich fürchte mich nicht davor, und das Weibische des Verzagens ist mir an allen unausstehlich. Kommt es hier so weit, daß sie wirklich heranrückt und die Studien eingestellt werden, so komme ich zu Euch. Nehmt Ihr dadurch auf einige Zeit eine Last ins Haus, so habt Ihr doch auch einen kleinen Zuwachs von Muth und Entschlossenheit, der in solchen Zeiten nie ganz zu verachten ist. Paiersberg wird strenge cernirt und ich führe darüber die oberste Aufsicht. Wir versehen uns mit den nothwendigen Theen, Geistern, Bandagen für den Fall des Ausbruches und heilen uns selbst. Die Doktoren sind Esel und wissen nichts; in jedem Falle kommen sie zu spät, man muß also selbst Hand anlegen und die Narren nicht erst abwarten. Seitdem die Cholera auf dem europäischen Boden ist, habe ich alle Berichte in der Allgemeinen Zeitung genau studirt, alle angedeuteten Medizinen erlernt und die Behandlungsweisen erwogen. Zugleich leg' ich mit großer Entschlossenheit bei jedem Kranken selbst Hand an und fürchte mich vor dem Teufel selber nicht. Was doch für diesen Cholerahandel die Pfaffen für übermüthige, niederträchtige und saudumme Esel sind! Auch hier predigen sie ihr kopfloses, unchristliches, ungehobeltes Wesen. Ich sage mich aber feierlich von allen Götzen und Göttern los, die das Racheschwert von den Händen der Kapuziner, Mönche und Bonzen

annehmen, um das Gebilde ihrer Hand erbarmungslos niederzumetzeln. Wer mit diesen impertinenten Eseln nicht gleich denkt, wer mehr Verstand, Freiheitsliebe, Gefühl für Menschenwürde hat als sie, der ist ihnen ein Dorn im Auge, den soll die Cholera fressen, damit ihre verzweifelte, niederträchtige H****** und Buhlschaft mit der Tyrannei Recht behalten möge. Aber da sei Gott für und seine Heiligen! Sie, diese Esel, sind von der Cholera am allerwenigsten sicher, wie denn überhaupt diese Krankheit eine königliche heißt, weil alle daran verrecken, die vom wahren lebendigen Gott abfallen und von abgefallenen Brosamen der Tyrannen ihr Schneckenleben fristen. Konstantin, Diebitsch, Rudnay, Stutterheim u. s. w. sind redende Zeugen. Dagegen leben noch alle freien und dichtungsfähigen Seelen und ich muß Dir sagen, denen thut die Cholera nichts. Aber während der Mortalität, bis die Menschheit gesäubert ist, schreiben wir einen Dekamerone. Ich bin sehr rüstig und unverzagt und so oft ich als Prediger auftrete, predige ich den Bonzen zum Verdruß den wahren alleinigen Erlöser, den sie nach Art eines ehebrecherischen Gewaltherrschers verkrüppeln."

B. W. an J. St.

Meran, den 20. Oktober 1831.

„L. F.! Dr. Mazegger hat Dich besuchen wollen, fand Dich aber nicht und that mir Deine Hinausreise kund. Er kam im allerwildesten Geiste herauf und konnte Bozen nicht genug vermaledeien. Da sei eine Stickluft,

die wahre Mördergrube der Cholera, und wie die Litanei weiter hieß. Im Grunde aber hatte er sich mit Giovanelli zerworfen und wurde nicht satt ihn auszueseln. Einmal wollte ihn derselbe zu seinem politischen Glaubensbekenntnisse zwingen, und das ist bei Mazegger ein Crimen laesae. Sodann gieng der ekle Tanz über mich an und über Marienberg, so wie wir durch unsern Albert bei ihm angeschrieben sind, und das war dem Mazegger vollends unerträglich. — — — Ich muß lachen über den unsinnigen Handel, und Du hast abermal ein trauriges Beispiel, wie weit die Anmaßung des Giovanelli geht. — — Aber was ist die Folge? Alle Marienberger haben den größten Haß gegen seinen (Alberts) Verführer, und es ist das der beste Weg, auf einmal das Giovanellische Katzengift zu verbannen."

B. W. an J. St.

Meran, den 9. November 1831.

„L. F.! Mittlerweile war Dein Onkel* hier und leider ist er seitdem Bischof geworden. Ich muß recht lachen, wenn ich mir ihn als Bischof denken soll. Er ist ein Student, der die Humaniora studirt. An Widmann, den schwarzen unheimlichen Doktor, sage, daß mir der Herr von Giovanelli es sehr übel nimmt, daß ich mich mit Heiden und Publikanern melire, und grüße mir ihn

* Ein Herr v. Tschiderer aus einer tirolischen Adelsfamilie, der damals Bischof von Trient wurde.

sein zum Troste dabei. — — Wie Du mit Giovanelli stehst, füge wohl verständig und sinnig bei. — — Der „Wiener Poet" ist unvergleichlich. Deine zwei Gedichte* sind, wie man meinen möchte, nicht von Dir, so klar, der früheren Empfindung entfremdet, gewiß zu Deinem großen Vortheil. — — Lebe indessen wohl und erwarte mich; an Muth und Tyrannenhaß fehlt es mir nicht."

B. W. an J. St.

Meran, den 4. Dezember 1831.

„L. F.! — — Solche Händel könnten mich wirklich teuflisch erbittern. Ich thue, was ich immer kann, frage die Tragerin, ob sie vor Neujahr nach Bozen geht, sie bejaht es heilig, übernimmt die Bücher und ich ärgere mich über Deine Liederlichkeit, mir nicht mit nächster Post zu antworten. Heute bekomme ich nun Deinen Brief, oder besser gesagt, Deine impertinente Schattenfechterei und muß mich hudeln lassen umsonst und um nichts und aber nichts. Ist das nicht verflucht? Ich bitte Dich ums Himmelswillen mir kein Buch mehr zu schicken, so hab' ich nicht Ursache, giftig und bitter zu werden. — — Das ist mir zu arg. Spielt und dudelt was ihr wollt, nur mich laßt in Ruhe mit eurer Stierfechterei und mit der Tollhäuslerei vom 12. Februar. Ich weiß auch nicht, was aus den Büchern geworden ist, hat sie der Teufel geholt oder sind sie bei Dir eingelaufen. Fragen werd'

* Nicht zu errathen, welche gemeint sind.

ich lassen, aber ich weiß nicht, obs etwas nützt. Ich bitte mir ein für alle Mal aus, mich ungeschoren zu lassen."

B. W. an J. St.

Meran, den 15. Dezember 1831.

„L. F.! Wagner* hat mir 50 fl. Honorar versprochen für meinen Chrysosthomus, welcher fertig in Brixen zur Censur liegt und nächstens in Wagners Händen sein wird. — — Ich habe Wagner um ein Jahr gesäumt. Viele Arbeit, die erst unter der Hand entstand, und meine kranke Vakanz vor einem Jahre hat mich an der Vollendung gehindert. Ich weiß nun nicht, ob Wagner beim Vertrage bleibt. — — Antwortet er mir nicht gerade wie ich es will, so breche ich gleich ab und thue mit ihm gar nichts weiter. — — Wegen Giovanelli finde ichs gescheidter, mich in nichts zu meliren."

J. Sch. an J. St.

Innsbruck, den 8. Februar 1832.

„L. F.! Die hiesigen Pfaffen sind über Webers Uebersetzung des Chrysostomus hergefallen wie bissige Hunde; besonders können sie ihm nicht verzeihen, daß er in der Vorrede Shakespeares Hamlet** nicht nur neben,

---

* Wagner, Wagner'sche Buchhandlung und Schuhmacher, deren Eigenthümer, in Innsbruck, bedeuten dasselbe.

** Es ist auffallend, daß in dem Buche, wie ich es von der Hof- und Staatsbibliothek und von der Universitätsbibliothek zu München erhielt, zwar eine Vorrede, aber in dieser Shakespeares Hamlet eben so wenig als der heilige Augustinus zu

sondern sogar vor dem heiligen Augustinus citirt hat. Das kann ihm der heilige Augustinus auch nimmermehr vergeben! Ich fürchte, Schuhmacher wird mit dem Buche schlechte Geschäfte machen, denn sie heulen alle aus Einem Loche."

B. W. an J. St.

Meran, den 19. Februar 1832.

„L. F.! Mein Buch ist in Brixen sehr gut durchpassirt. Man theilte mir die gutächtliche Bewilligung mit der Bemerkung mit, daß man bald wieder eine so schöne und fleißige Arbeit aus dem christlichen Alterthume von mir erwarte. Nur einzelne deutsche, etwas seltnere Wörter bat man mich sehr artig in der Uebersetzung wo möglich zu ändern. — — Nun erhielt Habtmann das Buch, las, wie Inama sagt, nur die Vorrede und weiter gar nichts und ließ folgende Aeußerung schriftlich an ihn gelangen: „Nach der Ansicht des Censors wäre es mit dem Inhalte des Ganzen mehr im Einklange, wenn in der Dedikation und besonders im Vorworte weniger Deklamation vorkäme und ein ernstreligiös gehaltner Ton herrschte."

---

finden ist. Ich wandte mich auch an die Universitätsbibliothek zu Innsbruck, welche mir aber den Bescheid ertheilte, daß in der Vorrede ihres Exemplares Shakespeares Hamlet und der heilige Augustinus ebenfalls nur durch ihre Abwesenheit glänzen. Es muß also die frühere Vorrede herausgenommen und durch eine andre ersetzt worden sein. — Beda behauptet übrigens, wie man sehen wird, den heiligen Augustin gar nicht citirt zu haben.

Natürlich waren hiebei Moriz und Schnitzer* sehr thätig, ihren Angriff auf mich gut anzulegen. Indeß ist, wie Du selbst siehst, alles eitle Schattenfechterei; sie können dem Vorworte und der Uebersetzung nichts aufbringen und nur der verbissene Ingrimm über die unangreifbare Uebersetzung hat Obiges veranlaßt. Ich glaube das Gegentheil von Schuler. Schuhmacher wird gute Geschäfte machen. Das Geheul wird das Buch nur noch bekannter machen und bewirken, daß man es fleißiger liest. Man kann dem Vorworte nicht das Mindeste anhaben, es ist mit der größten Umsicht geschrieben. Uebrigens ist es wohl richtig, daß ich mit Hamlet einmal sage: Die Welt ist aus den Fugen, weh mir, daß ich geboren bin, sie einzurichten — anspielend auf die damals in Frankreich ausgebrochene Revolution, aber von Augustin weiß ich nichts. Ich habe ihn nie citirt. Indeß hellt dieser Bericht des Schuler die gespannte perfide Kritik des Habtmann auf. Natürlich ist den genannten Dreien mein Name tödtlich verhaßt, aber der gewaltige Geist von Shakespeare hat sie nun vollends konsternirt und ihr dummes Müthchen niedergeschlagen. Ich bitte Dich, an Schuler zu schreiben, die Partei meines Buches zu nehmen

---

* Professor Moriz, Beichtvater bei den Ursulinerinnen, Schnitzer, Gymnasialdirektor zu Innsbruck, später Prälat von Stams, waren damals für die gefürstete Grafschaft Tirol als Censoren aufgestellt und als solche nicht sehr beliebt. Inama-Sternegg war Appellationsgerichtsrath; der strenge Habtmann Stadtpfarrer von Innsbruck.

und es nicht fallen zu lassen. Es ist seine Sache auch. Ich muß als Sündenbock für euch alle einstehen. Ich werde auf dieses lustige Spektakel im Fasching zu Dir kommen und neues Unheil anrichten."

J. Sch. an J. St.

Innsbruck, den 21. Februar 1832.

„L. F.! Ich habe Webers Uebersetzung des heiligen Chrysostomus gesehen. Ich habe von Weber etwas Vernünftigeres erwartet; aus dem Vorworte und der Schlußanmerkung räsonnirt ein ganz toller Pfaffengeist, ein pfäffischer esprit de corps, wie ich ihn von Weber nicht erwartet hätte. Ich fürchte, er wird mit dem Buche durchfallen; denn selbst den Pfaffen wird er zu ungestüm auftreten."

B. W. an J. St.

Meran, ohne Datum; etwa Anfang März 1832.

„L. F.! — — Schuler steht nun in Schuhmachers Solde und als Söldling zu dienen ist ihm weniger hart als im gegebenen Falle wahr zu sein. Meine Vorrede hat nur mit den Meinungen des Chrysostomus zu thun und erklärt dieselben und spricht in seinem Geiste. Daß jenen treu geblieben werden mußte, ist klar, wenn sie auch nicht die meinigen wären. Schulers sind sie nun nicht. — — Daß er aber von mir verlangt, ich solle der katholischen Glaubenslehre untreu werden, wird wohl nicht anzunehmen sein. Und wenn ich nach den Grundsätzen unserer Kirche die unabhängige Kirchenfreiheit, die Chrysostomus ver-

theidiget, ebenfalls wünschenswerth finde, so ist das freilich eine Todsünde, aber nur vor den Gewissenlosen, die unserer Kirche nicht angehören und Knechte bleiben wollen. Ich will eine freie Religion und keine Polizei, wie Chrysostomus, und schäme mich dessen nicht. Was der Ungestüm ist, weiß ich nicht; aber dieser Beisatz Schulers beweist wieder, daß er im Solde steht. — — Wenn Du wüßtest, wie unbedeutend, kurz und überflüßig jene Vorrede ist, so würdest Du erst lachen, daß sich diese Helden hinter diesem Dinge verstecken mögen. Einen esprit de corps habe ich freilich, und der uralte Chrysostomus ist darin zum Verdrusse Doktor Schulers gestorben. Wenn man meint, ich halte das katholische Priesterthum für Hasend * *, so irrt man sich, ich bin noch ein Katholik. Schuler ist aber aus Söldnerei ein Esel, sonst könnte er mir nicht zumuthen, ich solle dem Geiste des Uebersetzers zuwider handeln und in einem Buche für junge Priester sagen: Ihr seid etwas geworden, was eigentlich gar nichts ist als Trug und Heuchelei."

J. Sch. an J. St.

Innsbruck, den 30. März 1832.

„L. F.! Weber hat an Schuhmacher einen impertinenten Brief über mich geschrieben, eine Folge Deiner Indiskretion, daß Du ihm meine letzte Aeußerung mitgetheilt hast. Das ist eine wahre Briefklatscherei! Ich werde ihm dieser Tage antworten, aber nicht in denselben Noten, da mir derlei Derbheiten zuwider sind. Er spricht von Verrath und Niederträchtigkeit; es ist zum Lachen!"

B. W. an J. St.

Meran, den 28. April 1832.

„L. F.! Ich bin von Bozen viel gesünder zurückgekehrt als dort angekommen, und namentlich viel ruhiger, da ich fast gar keine Visiten gemacht. Ich danke Dir und Deiner Frau für alle Liebe und Freundschaft und ich kann es aufrichtig gestehen, je einsamer, theilnahmsloser ich in meinem Stande dastehe, desto mehr rühret und verpflichtet mich zum Danke unverdiente Liebe.“

B. W. an J. St.

Meran, den 2. Mai 1832.

„L. F.! Meine Welt ist mit dem Fall des Ministeriums Grey aus; ich kann also um so ruhiger an meine eigene kurze Person denken, da alle meine Freuden vorbei sind. — — Mich wird den Juli noch Oswald* beschäftigen; eine Arbeit, die schwieriger ist als man denkt. Ich brauche daher eine tiefe Einsamkeit, wo ich ruhig endigen kann. — — Ich bin übrigens ganz trostlos. Meine Stiftsverhältnisse sind betrübt, meine Weltfreuden gehen unter, ich versinke mit ihnen. Mich drückt bisweilen

---

* Oswald von Wolkenstein; siehe oben Seite 179. Damals gedachte Beda dessen Lebensbeschreibung und Gedichte in Einem Werke herauszugeben; später besann er sich anders und ließ die Gedichte 1847, die Lebensbeschreibung unter dem Titel: „Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche“ 1850, beides in der Wagner'schen Buchhandlung zu Innsbruck erscheinen. Siehe unten den Brief vom 24. Jänner 1835.

Menschenhaß fast zu Boden, denn Meilenweit treffe ich keine gleichgesinnte Seele, wo ich mein Herz ausschütten könnte. Das schimpfliche Philisterwesen ist überall grell und schamlos herrschend und da ist es vielleicht am kürzesten und besten, wenn ich an mir selbst und der Welt zum Narren werde; da hat man endlich für das Schlechte keine Besinnung mehr."

B. W. an J. St.

Meran, den 12. Mai 1832.

„L. F.! Die Reformbill ist durch und ich habe nichts als Gutes davon zu sagen. — Was man von Wellington zu erwarten hat, das liegt klar am Tage. Ebenso vom Pabste und der deutschen Bundesversammlung. Diese Esel sammt und sonders werden nicht nachgeben, bis ihnen nicht das Haus über dem Kopf einfällt. Sieh nur, wie sich die Fürstlein und Aristokraten geberden, kaum die Gefahr scheinbar vorüber ist. Diese werden nie klug."

J. Sch. an J. St.

Innsbruck, den 28. Mai 1832.

„A propos! heute habe ich den großen Unbekannten, Sir Walter Scott, von Angesicht zu Angesicht mit Andacht gesehen. Eine Menge Menschen war versammelt, als er in den Wagen stieg, und grüßte ihn ehrerbietig; diese fast unfreiwillige Huldigung seines Talentes hat mich gerührt."

B. W. an J. St. in Imst.

Meran, den 29. Mai 1832.

„L. F.! Gegen Imst habe ich nichts.* Aber Du wohnst im Wirthshaus und ein längerer Aufenthalt daselbst wird mir von den Pfaffen gewiß mißdeutet. Das ist kein kleiner Punkt und für meine Ruhe nicht geeignet. — — Meine Verhältnisse fordern genaue Rücksicht, ohne daß man gewiß weiß, was man thun kann und will!“

B. W. an J. St.

Meran, den 1. Oktober 1832.

„L. F.! Ich bin glücklich hier angekommen. In Terlan merkte ich, daß Caro bei mir war. Da ich ihn lange und vergeblich zur Heimkehr bewogen und beredet hatte, nahm ich ihn in den Wagen, und so ist er bei mir einstweilen gut verpflegt. — — Seine außerordentliche Anhänglichkeit an mich hat mich gerührt und ist mir weit menschlich edler als das dumme unplebejische französirende Geschwätz einer läppischen Baronesse. Dahin sind wir gekommen, daß wir uns veranlaßt fühlen, dem Thierreiche vor dem gänsehaften aristokratischen niederträchtigen Pöbelwesen den Vorzug einzuräumen.“

B. W. an J. St.

Meran, den 9. Oktober 1832.

„L. F.! Ich empfehle mich Deiner Frau gehorsamst und würde ihr gerne etwas sagen, was zu ihrem Seelen-

---

* Streiter hielt sich damals mit seiner Frau in Imst auf und hatte seinen Freund eingeladen, zu ihm zu kommen.

heile absolut nothwendig ist. Aber sie folgt mir nicht. Sie möchte nämlich einmal alle Herzensgüte bei Seite legen und keine hochadelige Bestie in Schutz nehmen. Alle diese sind giftig wie die Schlangen in Afrika. Die Heiligkeit, die Pfaffenheuchelei ist eitel nichtig an diesen Kindern des Belial, und ich gebe ihnen weder für ihre Keuschheit noch Tugend einen Heller. Weise zu ihrem Vortheile sind sie, um ehrliche Leute zu verachten und zu verspotten, und über Narren und Weise zu herrschen. Das ist ihr Heil, das ihr Geschäft und am Gerichtstag ihre Verdammung. Für mich war die Bettel eine wahre Wohlthat. Ich bin für immer und ewig radicaliter von aller Höferei kurirt, so wenig auch an mir war. Das alles und noch mehr wirst Du nicht ermangeln, Deiner Frau einzuschärfen."

B. W. an J. St.

Meran, den 30. November 1832.

„L. F.! Ich war nicht wenig erschrocken, als Deine dreizehn Tauben hier anlangten. Ich ließ sie aber sofort, da es mir zu viele sind, durchs offene Fenster wie aus der Arche Noä ausfliegen, in der Hoffnung, es würden wohl einige sich fortverlieren. Deine Tauben sind aber so knechtischen Sinnes, meine Taubenanstalt so trefflich eingerichtet, daß sie alle sich meinen Tauben beigesellten und nicht fortzubringen waren. Nun richtete ein Deiniger Tauber im Schlage ein gräuliches Unwesen an. Er mißhandelte alle Jungen, sperrte den Eingang und zer-

zauste alle Bewohner tödtlich. Somit schoß ich ihn gestern feierlich nieder. Die andern sind bis jetzt ordentlich und deßhalb können sie das Recht der Gastfreundschaft genießen. Du kannst selbst denken, was aus meinem Schlage geworden wäre, wenn alle Deine unbändigen Rabenviecher darin wären zu hausen gekommen."

J. Sch. an J. St.

Innsbruck, den 22. Februar 1833.

„L. F.! Heute habe ich von Beda Weber einen Brief und sein Gedicht, die „Mandelblüte"*, erhalten. Beides hat mich auf eine lange nicht gefühlte Weise ergriffen und hingerissen. Wenn ich nur diesen genialen Geist seiner unangemessenen Sphäre entreißen und hieher verpflanzen könnte! Ich bin aber im Begriffe, wieder in dieser Beziehung einige Schritte zu machen, und werde ihm in einigen Tagen über deren Erfolg Bericht erstatten. Ich klage mich an und zürne mir selbst, daß ich so säumig bin, mit ihm Briefe zu wechseln. Ich will das aber bessern."

B. W. an J. St.

Meran, den 1. März 1833.

„L. F.! — — Ich habe bereits ein Gedicht, „die Mandelblüte", verfertigt und werde Deinem kritischen Geiste dasselbe vorlegen, um Ostern, wo ich hinabkomme

---

* Jetzt in den Liedern aus Tirol. S. 129 ff. Es ist wohl Schulers größte Geistesthat, wenn er dies zehn Seiten lange Gedicht verstanden hat.

— wenn Dir's nicht unbequem ist — auf acht Tage, da ich in der Gegend etwas für Oswald zu thun habe und den Tristan in Runglstein aufnehmen muß. Sodann möchte ich auch nach Trient gehen und überhaupt alle Boznergärten genau studiren und das Fehlende acquiriren."

J. Sch. an J. St.

Innsbruck, den 2. März 1833.

„L. F.! Sei so gut und grüße mir Beda Weber herzlich. — — Ich lasse ihm sagen, daß Professor Rost seines Lehramtes entsetzt ist und daß der von Neustift gekommene Professor der Literatur so wenig entspricht, daß er wahrscheinlich mit Ende dieses Schuljahres für immer seinen Abgang nehmen wird. Soll sich denn in Gottes Namen keine menschliche Regung in des Prälaten Seele erwecken lassen? — Es stehen ihm ja sonst Rekruten genug zu Gebote; muß er denn den edlen Titanen fortwährend an die Schulbank anketten? — — Von Dir möchte ich unter Anderem wieder einmal ein vernünftiges Wort; Dein letztes Hiersein hat wenig davon gezeigt. — — Es steht geschrieben: didicisse fideliter artes emollit mores; aber was soll man von einem Literatus denken, der seiner Frau den Shakespeare und den Calderon exponirt und doch manchmal so vierschrötig wird, daß man ihn füglich für seinen eigenen Hausknecht halten könnte. Freund, bessere Dich! sonst müßte ich glauben, Deine allmählich ins Viereck sich ausbreitende Gestalt habe auch Deine Seele in ähnliche Form gequetscht.

Valeas, nichts für ungut."

B. W. an J. St.

Meran, den 9. März 1833.

„L. F.! Ich freue mich auf Ostern doppelt, weil ich Euch in Paiersberg weiß. Ich bin in allen Dingen ein Kind, und in manchen besonders. Am Palmsonntage muß ich nach Tisens gehen, um im Beichtstuhle und Nachmittags auf der sogenannten Kanzel auszuhelfen, da der Herr Dechant mit dem Ralinger und einem noch größeren Kalb schlecht befrachtet ist. — — Ich bin sehr erbost über Deinen Haß gegen den Namen Oswald;* daß Du einen so abgedroschenen wie Fritz haben magst! Heiße ihn doch wenigstens Tristan; ist doch besser. Ich sage Dir, der Tristan ist ein prächtiger Held. Du wirst erstaunen, wenn ich Dir seine Geschichte erzähle.“ — —

B. W. an J. St.

Meran, den 10. Juni 1833.

„L. F.! Ueber meine Professur in Innsbruck weiß ich nichts zu sagen. O, es wird nichts daraus; der Prälat entläßt mich nicht und kann mich nicht entlassen, und wenn er's thut, so ist er ein Esel. So muß ich selber reden gegen mich; entläßt er mich aber, so gehe ich. Doch sage ich über diesen Punkt nichts mehr, es muß mir von ihm angetragen werden.“

---

* Bezieht sich auf den Taufnamen, den Streiters zweitgeborner Sohn erhalten sollte. Am Ende zog Friedrich hin, wogegen Oswald dem dritten vorbehalten blieb.

B. W. an J. St. in Imst.

Meran, 26. Juni 1833.

„L. F.! Vorgestern mußte ich im Namen des Stiftes zum Collegialgerichte in Bozen. Ich sah da auch Dr. Mazegger und dieser bestand darauf, dem Herrn von Giovanelli wäre es gewiß sehr angenehm, wenn ich ihm einen Besuch machen würde. Was ich am Ende gethan hätte, weiß ich nicht; mein fester Sinn war für das nicht. Glücklicher Weise begegnete ich mit Mazegger Herrn von Giovanelli, der mit seiner Frau in die Kirche gieng. Sie war freundlicher als vorher, ungeachtet mit Zwang, er selber ignorirte mich ganz. Mazegger wurde darüber etwas erbittert. Ich lachte ihn aus und war froh, so leichter Dinge von allen Anwandlungen kurirt zu sein. Indeß ist mir doch nicht alles klar. — — Frau v. ***, bei der ich über Nacht lag, war grenzenlos gefällig und fast vertrauter als in alten Tagen. — — Ich bin wieder heim, ohne stärkere Anflüge des Bozner Geistes mitzubringen.“

B. W. an J. St. in Imst.

Marienberg, den 15. Juli 1833.

„L. F.! Was Deinen Imster Aufenthalt betrifft, so bemitleide ich Dich von ganzem Herzen; denn ich weiß aus Erfahrung, was das sagen will, in Sibirien leben. Die Juden waren doch aus besonderer Gnade Gottes nach Babylon verbannt, wo die Oelbäume wachsen und die baumartige Aloe; aber in Imst — neun Meilen weit

kein Gedanke von Vernunft und Geist, ein steifes, gelbfarbiges Beamtenthum, ein Dechant wie der große Vestris auf dem Tanzboden, gerade vor dem Auge der dumme empfindungslose Spitzberg* — kurz das ganze Material zur Menschenpeinigung so am Halse haben — ist eine Sisyphusarbeit. Gehe fort, sobald Du es kannst; es taugt nicht für Dich; Deinen Kindern könnte es nachgehen, und Deiner Frau. Führe sie nach Süden; da ist Gesundheit, im Norden haust der eiskalte Tod. — — Ich bin einsam in der Nacht und gedenke mit der ganzen Kraft meiner Seele an Euch. — — Kehrt die Flucht nach Egypten um und kehrt zurück nach Nazareth, wo ich Euch sehen werde unter reifen Trauben und einem schönen blauen Himmel, zwischen den schönsten Felsen der Welt."

B. W. an J. St. in Imst.

Marienberg, den 20. Juli 1833.

„L. F.! Du bist in Bezug auf meine letzthin in Bozen begangenen Sünden ein unermüdlicher Prediger, so daß ich allzeit im Ernste auflachen muß, wenn ich den Zuspruch vernehme. Ich halte alles für überflüssig: denn mit Giovanelli und Anhang ändert es sich bei mir nicht mehr. An ein Vertrautwerden, an ein Anschmiegen ist nicht mehr zu denken. Und ein erlogenes Lächeln, eine

* Ist wohl der Tschirgant gemeint, der, von dem nahen Imst aus gesehen, eine mächtige Pyramide bildet.

schlaue Heuchelmiene, Wörtchen, honigsüß ohne Sinn und Wahrheit, und einige Knickse kann man immerhin zum besten geben.* — — Daß Du zu Pater Peter zur Beichte giengst, war sehr Unrecht von Dir. Ein verständiger Mensch soll einem verständigen Menschen sich anvertrauen, sonst wird die Beichte eine jämmerliche Faschingsfratze. Aber leider ist die Welt blind und liebäugelt mit der Dummheit, wenn es das Heilige gilt.

Mir ist angst und weh wegen meiner Blumen, wenn ich bedenke, in welchen tölpelhaften Händen ich sie lassen muß. Es übersteigt allen Glauben, wie ungeschickt eine Magd ist. Schon von ihrem Athem fallen die Blätter ab. Wenn ich nun noch obendrein denke, wie ungelenkig und sinnlos das Wasser über die Pflanzen ausgegossen wird, so befällt mich kalter Schauder. Ich hange mit ganzer Seele an den Kindern meines Herzens. — —

Hier lebe ich gut und fröhlich in der Einsamkeit. — Ich bemühe mich täglich in der Weltverachtung vorwärts zu schreiten, aber es geht nur langsam. So lebe denn zum Abschied unsere weiße Camelia! Um Ostern lächle sie uns an aus ihrer phantastischen Blumenkrone und kränze uns mit den Geistern des kühnsten Liedes."

---

* Der aufmerksame Leser wird die zahlreichen Widersprüche in Bedas Briefen wohl selbst herausfinden, so gewiß auch den großen Gegensatz zwischen der bedenklichen Nachsicht, die er hier sich selbst gewährt, und der strengen Tugend, die er im Briefe vom 27. Mai 1831 von Schuler fordert. Dazu der beständige Jammer, daß hienieden keine Treue und Redlichkeit mehr zu finden!

B. W. an J. St. in Imst.

Marienberg, den 22. Juli 1833.

„L. F.! Heute war ungeachtet des entsetzlichen Zephyrs von Marienberg meine Seele heiliger Freude voll, denn Pater Superior hat mir von Meran berichtet, meine Cactus ständen trefflich und hätten nicht das Mindeste gelitten. Darüber habe ich mich aus allen Kräften erlustiget und Gott gedankt! — — Du kannst kaum denken, wie blumenhaft ich geworden. Tag und Nacht sind die Blumen mein innigsüßer, heiligkeuscher Lustgedanke. O, wie sehr bedauere ich Deine Imster Gefangenschaft und die allerwunderlichste Grille Deiner Frau!* Hätte sie ein kernhaftes Christenthum, wüßte sie zu achten auf die prophetischen Worte eines Einsiedlers, wie ich es bin, sie würde gewiß nach dem schönen theuren Süden ziehen, und die Imster Thorheit an den herrlichen Blütenkronen der Augustsonne vergessen! In mir klingt schon der Hahnenschrei des Trostes und der Erlösung, fern und leise, aber unendlich erwünscht und wunderselig. Ich will an Euch gedenken mit den Thränen der Freude und des Entzückens, wenn ich meine Kamelienschößlinge abmesse. Daß ich Euch schreibe mit Glut und Flammen, könnt Ihr denken. Schuler hat mir in diesen Tagen geschrieben mit aller Inbrunst und Süßigkeit. Darunter heißt es: „Und nun bitte ich Dich herzlichst, wenn es Dir anders

---

* Welche nämlich immer an ihrer Heimat hielt und nicht fortziehen wollte.

möglich ist, komme diese Ferien auf einige Zeit zu mir. Ich hätte so vieles mit Dir zu besprechen. Es thäte noth, daß wir uns gegenseitig ermunterten, gemeinsame Pläne für ein künftiges Wirken entwürfen und vor allem Ideen austauschten, wozu der Briefwechsel zu lang und langweilig ist. Ich bleibe bis ersten August hier; den ganzen Monat August aber bin ich auf dem Rock;* wenn Dich die Stadt nicht zu sehr anzieht, so dürfte es Dir in vieler Beziehung angenehm sein, auf dieser schönen Berghöhe bei mir zu wohnen u. s. w." Ich gestehe meine Schwachheit, daß ich ihm auf ein paar Tage gern einen Besuch machte. Da aber meine Verhältnisse so knapp angezettelt sind, so wird es leider bei einem frommen Wunsche bleiben. — — Sonst schreibt Schuler manches über die „Mandelblüte". Es ist ruhmredig größtentheils und eben deßwegen etwas unangenehm für mich. Aber sein Tadel ist sehr klug, und ich habe dies nur zu deutlich gefühlt. Er ist immer ein sehr gescheiter Mensch, der unsere ganze Achtung verdient. Ich bitte Dich, sei in Imst von ganzer Seele lustig, dem Teufel zum Trotz und seinem bestialischen Anhange. Du kannst die Imster nicht besser auszahlen. — — Sage Deiner Frau meine gehorsamste Empfehlung und sie möchte mir doch einmal schreiben, von der Zehnemesse wenigstens; mir ist alles lieb und angenehm, was von Imst kommt. — — Sodann bitte ich Dich, Deine Kinder nicht zu lange in Imst zu lassen;

---

* Berghöhe mit Sommerfrischen bei Innsbruck.

es könnte ihnen ihr ganzes Leben nachgehen, so viele gelbe Häuser anzuschauen."

B. W. an J. St. in Imst.

Marienberg, den 10. August 1833.

„L. F.! — — Um auf Deinen Brief zu kommen, bist Du ein gar gestrenger hochwürdiger Pater Superior mit Frau und fünf Kindern und lassest Deinen armen und einzigen Konventpater Beda das ganze Gewicht Deines scharfrichterlichen Armes empfinden. Ich meine, über Schuler sind wir beide gut einverstanden und bei Anerkennung seiner Schwächen weit entfernt, ihn für einen Esel zu halten; und da ich nun keine andere Meinung habe als diese, so nimm mit Deinem alten Schildknappen vorlieb wie Don Quixote mit Sancho Pansa. Daß mich Schuler durch sein Lob in eine gute Stimmung und zu ganz wunderneuen Ansichten über den Lobredner gebracht, glaubst Du wohl selbst kaum. Schulers Lob ist selten ohne Tadel, und sein Tadel ist gewöhnlich gründlicher als sein Lob; und wenn das wahr ist, so steht es mit der guten Stimmung schlecht. Allenfalls den Wunsch, ihn zu sehen, wirst Du doch auch nicht gar in Verdikt erklären, da Du ihn allzeit gern heimsuchst. — — Zarte Verhältnisse unsanft berühren, das kann ich nicht, wie Du selbst weißt. Selbst die erklärte Sünde in der Gestalt eines schwachen Menschen hat ein Recht auf mein Herz und mein Beileid; ich kann nicht derb und ungebunden wehe thun. Also, lieber Freund, sei gnädig mit Deinen

Unterthanen und mache es nicht wie alle unsere liberalen Freunde, die Geduld predigen aber keine üben. Ich bin froh; meine Verbannung ist bald aus, noch höchstens acht Tage und ich habe mein Paradies wieder gesehen. Ich begreife nicht, wie Deiner Frau das Imst so auf dem Herzen sitzen kann, bis zum 4. September! Für mich wäre das ein Todesurtheil!"

B. W. an J. St. in Imst.

Marienberg, den 18. August 1833.

„L. F.! Mir hüpft heute das Herz vor Freude im herrlichen Gedanken, morgen um zwei Uhr in Meran zu sein. Gedenke meiner Freude und hänge Deine Harfe, wie die Israeliten an den Flüssen von Babylon, an den Thränenweiden Deiner Phantasie auf. Und dann wird wohl auch für Dich ein guter Tag der Erlösung aufgehen!"

B. W. an J. St. in Imst.

Kollern,* den 26. August 1833.

„L. F.! — — Am 21. Nachmittags gieng ich zu Fuß über Lana nach Andrian und blieb beim Kuraten Unterhauser über Nacht. Früh Morgens, ohne meinen Gastgeber zu wecken, gieng ich still und nüchtern nach Kaltern, um meinen Freund Guggenberg** zu besuchen.

---

* Hochgelegene Sommerfrische, ganz nahe bei Bozen.

** Wohl derselbe „edle Freund Josef von Guggenberg, Domicellarkanonikus des Erzstiftes Salzburg," dem Beda Weber seinen „Johannes Chrysosthomus" gewidmet hat.

Nachdem ich dort Messe gelesen, besuchte ich das Wunderfräulein, ebenfalls in Gesellschaft Guggenbergs und mehrerer sehr aufgeklärter Freunde, ohne sonderliche Erwartung, ja, mit offenbar ungläubigem Sinn. Indeß wurde ich bald hart dafür gestraft und auch unendlich beglückt. Die Erscheinung der Heiligen ist über allen Ausdruck erhaben und himmlisch. Ich habe ein verstocktes Herz und die Thräne ist bei mir theuer. Da ward sie aber wohlfeil, meine Seele wurde tief erschüttert, ja vernichtet im Anschauen eines dem Irdischen entronnenen Wesens, das man gewiß nur einmal im Leben sieht. Es ist alles Reden und Schwatzen überflüssig; man muß sie sehen, und dann ist jeder zufrieden und unendlich entzückt." *

B. W. an J. St. in Bozen.

Meran, den 13. September 1833.

„Mazegger ist ein herzensguter Mensch, indeß eine innige Lebensliebe kann ich ihm nicht weihen, wie Dir; er muß mit der Lebenstreue vorlieb nehmen, wo mehr der Verstand als die Empfindung im Spiele ist. Ich habe keinen Freund auf Erden, dem ich so mit ganzer Seele angehöre, der für mein Leben so unentbehrlich ist als Du."

---

* Ueber die Heilige von Kaltern ist sehr viel geschrieben worden. Der Besuch, den ich ihr mit Streiter 1844 abgestattet, ist in den Drei Sommern, 2. Auflage S. 35 geschildert.

J. Sch. an J. St.

Innsbruck, den 21. September 1833.

„L. F.! Höchlich interessirt haben mich die Mittheilungen über die Somnambule in Kaltern. Der Brief des Dr. Widmann hierüber verräth einen geistreichen und scharfen Beobachter und ist mit solcher Vorsicht und Unbefangenheit geschrieben, daß man durch ihn eine sehr vollständige Ansicht des Zustandes der Kranken erhält. Ewig Schade, daß durch Unverstand und Eitelkeit alles verdorben wurde; unter einer umsichtigen magnetischen Behandlung hätten sich gewiß die interessantesten Phänomene und selbst für die nun geopferte Kranke die besten Wirkungen ergeben. Jetzt wird Dir vielleicht auch die Seherin von Prevorst zugänglicher und verständlicher sein. Von Betrug ist bei der Kranken in Kaltern gewiß nicht die Rede; aber viele Erscheinungen würden sich ohne die bestimmte Richtung und das voreilige Eingreifen ihres unwillkürlichen Magnetiseurs* reiner und freier gestalten.

Die religiöse Richtung ist übrigens nicht blos durch das frühere Leben der Kranken und den Einfluß des Guardians bedingt; sie ist allen Somnambulen eigen. Ich weiß deren, die im Leben sehr frivol, in der Clairvoyance aber gerade das Gegentheil waren. Wenn das Reich der Willkür gebunden ist, tritt das höhere Gesetz der freien Nothwendigkeit ein und die Sonnenblume folgt wieder dem Zuge zur Sonne."

* Ist wohl ihr damaliger Beichtvater, der Franziskaner P. Capistran, gemeint.

B. W. an J. St.

Meran, den 10. Oktober 1833.

„L. F.! Du erhältst heute einen Brief, den ich Dich bitte wohl zu lesen. Vor zwei Tagen kam Julius Max Schottky, der weltbekannte, gehaltloseste Kompilator, den man je gesehen, mit zwei Zeilen von Schuler. Nun denke Dir den ganzen Gräuel! Er ist aus preußisch Schlesien, einst Professor der neueren Sprachen an einem kleinen Gymnasium. Nach einer höchst unverbürgten Aussage hat er von Preußen 400 Thaler Pension, ein Bedeutendes geerbt und ein Bedeutendes in der Lotterie gewonnen. Jetzt kam er nach Tirol, für seine unverschämten Kompilationen einen gutmüthigen Verleger zu finden, und wird so lange in Tirol sein Unwesen treiben, als Schuhmacher ihn füttert. Du kennst wahrscheinlich seine Mischmaschereien über Wiens und Prags Topographie, sowie sein jammervolles Geschwätz über Paganini. Die literarischen Blätter haben ihm bereits das Endurtheil gesprochen. Jetzt übertrug ihm Schuhmacher das Reisebuch für Tirol, und deßwegen reist er herum in der Heimat. Er will eine malerische Reise über Tirol und die Fortsetzung des Taschenbuches* herausgeben. An Materie ist kein Mangel bei ihm und Gedanken braucht er keine. Du wirst ihn selbst sehen, und es wäre mir leid um Dein Herz, wenn Du an diesem gehaltlosen Schwätzer Behagen fändest. Er ist ein Gelehrter, wie

* Der Alpenblumen.

er selber sagt, ein Preuße, wie er selber sagt. Dipauli ist seit achtzehn Jahren sein Gönner, wie er selber sagt; er hat viele tausend altdeutsche Verse selbst um Lohn abgeschrieben, und das ist sein schönster Ruhm, wie er selber sagt. Er kompilirt Tag und Nacht, wie er selber sagt. Was am Ganzen wahr ist, mag folgendes sein: Er kennt das Bücher-machen, oder -pressen, wenn Du willst, und daß diese Bücher schlecht sind, weiß die ganze Welt. Die ganze faule Seite der deutschen Literatur kennt er; daher ist er bloß für Titel zu seinen Werken, aber nicht für zwanzig Druckbogen Text verlegen. Er ersuchte mich um einige Zeilen an Dich; die soll er haben. Aber diese Zeilen mußte ich der Gerechtigkeit wegen voraus-schicken. Schau und urtheile selbst; am Ende dieser Woche kommt er. Es ist wirklich weit mit uns gekommen, wenn wir solche niederträchtige Kreaturen als Führer des Reigens anbeten sollten."

J. Sch. an J. St.

Innsbruck, den 10. November 1833.

„L. F.! — — Schottky beurtheilt Ihr mir zu hart; Ihr wollt mit Gewalt einen Schriftsteller aus ihm machen, und er selbst gibt sich keinen höhern Anspruch als ein Büchermacher zu sein. Das Reisehandbuch ist bei ihm in guten Händen; von einem Taschenbuche ist wohl nicht die Rede. Vor uns Allen hat er das voraus, daß er eben so emsig ist, als wir faul. Was nutzt es der Welt, wenn wir ganze Iliaden im Kopfe herumtragen

— woran ich mir jedoch zu zweifeln erlaube — wenn nie etwas zum Vorschein kommt? Weber ist noch der bestrebsamste unter uns; er hat mir vor Kurzem einen sehr schönen historischen Aufsatz für den Boten zugeschickt."

J. Sch. an J. St.

Innsbruck, am 7. Dezember 1833.

„L. F.! — Neulich gab es hier einen Hauptspaß. Ich habe seit vier Jahren die Theatercensur über mir gehabt. Es gibt ein kleines Vaudeville, das den Titel führt: „Der alte Feldherr," eine Anekdote aus dem Leben Kosziuskos und zugleich eine kleine Huldigung vor diesem edelsten Charakter des achtzehnten und bis dato des neunzehnten Jahrhunderts. Obwohl das Stück etwas polnisch, mithin ärger als Schwefel und Pech roch, so konnte ich es doch nicht über mich gewinnen, die Aufführung desselben zu verbieten. Was aber das Uebel am ärgsten machte, war der Umstand, daß am Ende des Stückes ein französischer General — freilich als bloßer Comparse, ohne ein Wort zu sprechen, über die Bühne geht. Vannini hatte als solcher die Maske Napoleons gewählt und denselben ziemlich treu, wenigstens auf den ersten Blick kenntlich, dargestellt. — Hilf Himmel! was war das für eine Hetze am andern Morgen! Die ganze Polizei war bis ins Innerste erbebt ob solcher Kühnheit; der frevle Censor wurde schnurstracks seines Amtes entsetzt, der Pseudo-Napoleon mußte auf vierundzwanzig Stunden ins Loch wandern, und die Censur wurde sogleich dem feinnasigsten

Polizeikommissär übergeben, damit solcher Skandal auf ewig verbannt bleibe von unsern unschuldigen und polizeigerechten Brettern. Künftig wird man kein historisches Stück mehr geben lassen; es spielte denn zur Zeit der Präadamiten."

B. W. an J. St.

Meran, den 24. Februar 1834.

„L. F.! — — — Uebrigens freue ich mich wie ein Kind auf Ostern, wo ich Euch alle wiedersehe, vorzüglich, damit Du mir die politische Nacht von den Augen nehmen kannst, woran ich jetzt ganz grausam laboriren soll. Ich bin fleißig, damit ich um Ostern froh sein kann. Das Heldenbuch beschäftiget mich jetzt, das uns Rungelstein* noch besser aufklären muß. Um Ostern gehe ich dann auch nach Brixen alles aufzusammeln. Mein Nibelungenlied vom Jahre 1323 ist wunderschön, auf Pergament, hat viele höchst bedeutende Zusätze am Ende und ist zu den sechs bekannten Handschriften in Europa die siebente und eine der älteren. Auch allerlei andre alte Werke vom Jahre 1480 rc. habe ich angekauft und dadurch für Oswalds Literatur viel profitirt."

---

* Altes Schloß bei Bozen mit Malereien aus dem fünfzehnten Jahrhundert.

B. W. an J. St.

Meran, den 11. März 1834.

„L. F.! Ich habe Dir gewiß schon geschrieben, daß ich ins Schloß Montani im Vintschgau gegangen bin und daselbst allerlei alte Bücher gekauft habe.

Darunter befindet sich nun eine sehr schöne Handschrift der Nibelungen auf Pergament von 1323, eine sehr kostbare deutsche Uebersetzung des Decamerone, gedruckt 1480, eine Prachtdruckauflage der Statuten des deutschen Reiches, alles im schönsten Altdeutsch, ebenfalls von 1480, sodann eine Handschrift auf Pergament, die Evangelien in allemanischer Sprache enthaltend, wunderschön, von 1300; eine andere gleich alte allemanische Handschrift ascetischen Inhaltes und sprachlich sehr wichtig. Endlich eine Prachtausgabe vom seltenen Werke Petrarcas de vita solitaria; eine eben so schöne vom berühmten Lactantius und ein Riesenfolio, „Altdeutsche Kriegskunde," alles sehr alt, nebst mancherlei Anderm. Ich kaufte das nach der jetzigen Weltansicht und nach der Ansicht des dummen Verkäufers um den theuern Preis von 10 fl. R. W.! Indeß tröste ich mich doch über die Dummheit der Welt, die solche Sachen nicht achtet und nicht versteht, denn das Nibelungenlied ist allein weit mehr als zehn Louisd'or werth; woraus Du also Stoff schöpfen wirst, Dich mit mir zu freuen. — —"

B. W. an J. St.

Meran, den 7. Juni 1834.

„L. F.! Der Herr Prälat hat mir mein Ansinnen mit Vergnügen erlaubt, doch ist dabei etwas Charakteristisches vorgefallen. Er war ohne allen Zweifel schon genau von meinem Plane in Bozen unterrichtet, ohne das Mindeste davon zu verlauten. Als ich auf seine Frage: „Wo halten Sie sich in Bozen denn auf?“ sagte: „Herr Streiter hat mir sein Haus angeboten,“ so brach er etwas heftig los, als wenn er einen Gegner vor sich hätte, und sagte hastig: „Das ist recht, da kann kein Mensch mit Vernunft etwas dagegen sagen.“ Aber schnell faßte er sich wieder und gieng in einen ganz ruhigen Ton über. Es kann sein, daß ich mich betrüge, aber moralisch bin ich gewiß, es hat Giovanellischen Einflüsterungen gegolten.“

B. W. an J. St.

Meran, 12. Juni 1834.

„L. F.! — — Rosmini ist ein sehr großer Esel, ohne alle Einsicht in Kunst und Wissenschaft, und ich werde ihm sein Recht schon angedeihen lassen.* — —

---

* A. Rosmini, berühmter italienischer Philosoph, 1797—1855, dessen sämmtliche Werke zu Mailand in 17 Bänden erschienen sind. Er war Priester, galt als freisinnig, war 1848 Kultusminister unter Pius IX., wurde aber von den Jesuiten verfolgt, gestürzt und mit Gefängniß bedroht. Seine Schriften konnten der Verdammniß um so weniger entgehen.

Eine andere sehr lustige Geschichte. Hier vagirt ein gewisser Dr. Lewald herum, ein Mensch von der Art des Schottky und sein Freund, übrigens beweibt. Er macht Bücher wie Schottky. Hier exkurrirt er überall hin und sammelt Belege für seine Völkerschilderungen oder Völkerlügen. Lustig genug kenne ich den Menschen gar nicht, und er macht in der Stadt ein großes Wesen von seiner Bekanntschaft mit mir und von seinen Besuchen bei mir; hat mich aber nie besucht und wird mich auch schwerlich treffen. Er gibt sich für einen Geschichtschreiber aus, und die dumme Meraner Welt nennt ihn schlechtweg den Geschichtschreiber Lewald, ohne auch nur zu wissen, ob der Mensch jemals etwas Geschichtliches geschrieben. Im Kaffeehause ist er am häufigsten; deßwegen kennt er auch das miserabelste Volk am besten. Unlängst sagte er zu A** von J**.: Ich schreibe jetzt am Werke „die Münchnerinnen" und das fertige Werk werde ich Ihnen zur Durchsicht mittheilen. — Ich mußte laut lachen, denn J** ist ein Erzesel ohne alle Kenntnisse, ohne allen Menschenverstand. Ich erinnere mich etwas von Lewald in den literarischen Blättern gelesen zu haben. Schottky gab ihn für ein großes Talent aus, ich kann ihn aber nicht achten nach Allem, was ich von ihm höre."

August Lewald verlebte 1834 den Sommer in Tirol, zunächst in Innsbruck, Bozen und Meran, wo ihm seine gefällige Art allenthalben freundliche Aufnahme verschaffte. Er sammelte da für ein Buch, welches unter dem Titel: „Tirol vom Glockner zum Orteles und vom Garda- zum Bodensee"

1836 in der literarisch-artistischen Anstalt zu München erschien. Es erlebte schon im zweiten Jahre eine zweite Auflage, während die Drei Sommer, wenn sie überhaupt damit verglichen werden dürfen, fünfundzwanzig weitere Sommer darauf warten mußten. Lewalds Buch ist ohne viele Mühe zusammengestellt, aber leicht und angenehm zu lesen; es ist eines der ersten, die dem deutschen Publikum die unbekannte Herrlichkeit des Landes und die Liebenswürdigkeit seiner Bewohner darzustellen unternahmen, und in diesem Streben vielleicht eben so verdienstlich als Webers „Land Tirol.“ An Zuverläßigkeit dürfte Lewald ungefähr auf der Höhe unsers Beda stehen, wenigstens stellt sie der Benefiziat Vian zu Gröden gleich nieder, wenn er in seinem Büchlein* vorredend sagt: „Zugleich wollen wir die Gegend mehr und richtiger bezeichnen, damit ein wißbegieriger Tourist sich nicht von einer geschwätzigen Kellnerin anplauschen lasse und unrichtige Sachen in sein Tagebuch aufnehme, was einem Herrn Lewald und sogar einem Beda Weber begegnet ist.“

Später wird August Lewald in der tirolischen Geschichte noch einmal erwähnt, nämlich am siebenten Wonnemond im Jahre 1838, als der Bürgermeister Maurer im Landtage zu Innsbruck gegen die Vertreibung der

---

* „Gröden, der Grödner und seine Sprache. Von einem Einheimischen. Bozen 1864“. Der Verfasser ist jetzt gestorben, nicht ohne mir noch schmerzlich anzuvertrauen, daß er bei dem Büchlein 200 fl. eingebüßt, weil es in Tirol kein Mensch kaufe.

Zillerthaler sprach, und der Herr von Giovanelli, der sie beantragt hatte, im heiligen Zorne auffuhr und dem erschrockenen Bürgermeister zurief, seine freigeistigen Reden habe man nur dem Weihrauch zu danken, den ihm der Jude Lewald gespendet. August Lewald war einer der ersten jener „Eindringlinge," die nach des Herrn von Giovanelli Meinung das alte, heilige Tirol mit seiner ehrwürdigen ständischen Verfassung und seinen Unverständlichkeiten untergraben, Licht und Aufklärung verbreiten und andere solche Unthaten verüben wollten. Ihm war er zunächst als Protestant zuwider, während unser Beda, wie obige Zeilen zu erkennen geben, schon mehr den unangenehmen Konkurrenten witterte. Später wurden gleichwohl die beiden letzten noch die besten Freunde und wahre Brüder in Christo. August Lewald war nämlich, um alle Religionen zu probiren, letzlich auch Katholik geworden, und zwar ein so heftiger, daß er jeden Abend auf offenem Platze zu München vor der Mariensäule knieend seine Andacht verrichtete. In solcher Stimmung konnte er auch nicht umhin, dem hochverehrten Stadtpfarrer von Frankfurt, als er dahingegangen, einen poetischen Nachruf zu widmen, der damals durch die Zeitungen lief. Er lautet in seiner letzten Strophe:

Und wie zum letzten Mal ich ihn erblickt —
Wir dachten Beide nicht, es sei das letzte —
Wie er die Hand so freundlich mir gedrückt,
Wie ich durch solchen Freund mich glücklich schätzte!

Im Herzen stehn die Worte eingeschrieben,
Die er bei diesem Abschied zu mir sprach:
„Ich liebe Sie, weil Sie mein Land so lieben.“
Dann blickt' er lange mir wie segnend nach.

J. Sch. an J. St. und B. W.

Innsbruck, den 8. Juli 1834.

„An die Ungestümen und Trotzigen! Ich habe mit dem Abdrucke des fraglichen Aufsatzes* absichtlich gezögert, weil ich die innigste Ueberzeugung habe, daß die unveränderte Einrückung desselben später und in ruhigeren Momenten Beda selbst unangenehm gewesen wäre, so wohl seinem Herzen, als seinem Kopfe. Beda wird mir selbst zugeben, daß er ein tüchtiger Hitzkopf ist, den ein kühlerer Freund nicht selten zu seinem eigenen Besten zurückhalten muß; seine Worte fallen wie Keulenschläge, und es kann in der Hitze des ersten Anlaufes leicht geschehen, daß sie einem armen Teufel völlig das Lebenslicht ausblasen, oder auch hie und da einen Theil treffen, auf den der Keulenträger selbst nicht zielen wollte. Beides würde ihm hinterdrein gewiß schmerzlich fallen. Ich glaubte anfangs, Beda würde mir freie Hand lassen, zu mildern, da aber dies nicht der Fall ist, so muß ich mich wohl zu näherer Begründung in das Einzelne mehr einlassen. Durch den ganzen Aufsatz durch finde ich den Ton zu grell und zu schneidend, nur die gereizteste Pole-

* Er enthielt eine Schilderung des Friedhofs zu Bozen mit einer Kritik der dortigen Malereien und Statuen.

mik könnte eine solche Derbheit entschuldigen, aber nie rechtfertigen. Wer einen so kernigen und saftigen Stil hat, wie Beda, muß da besonders schonend auftreten, wo er sich gegen Einzelne wendet; öffentlicher Tadel ist immer schmerzlich, auch wenn er sehr gemäßigt ausgesprochen wird, um so mehr, wenn es mit so zermalmenden Worten geschieht. — — So sagt er z. B., der Johannes habe, wenn er nicht absichtliche Parodie sei, die Stäupe verdient; die Mutter des Erlösers sei ein grämliches Pfründnergesicht, schmollend, schwerfällig, nimmersatt, ein würdeloses Stubenmädchen, in seltsamen Wehen begriffen u. s. w. — — Das, glaube ich, ist offenbar zu weit gegangen; zudem dürfte dieser Ton vielen schon um der Gegenstände willen, die besprochen werden, anstößig erscheinen. — — Ich habe so viel Patriotismus, daß ich meine Landsleute nicht öffentlich dem argen Gespötte Preis geben möchte, wenn sie draußen erführen, daß es noch Dummköpfe unter uns gebe, die eine Thränenweide auf dem Kirchhofe als Triebe des Lutherthums ansehen.

Das könnte leicht zu dem Mißverstande Anlaß geben, als gehöre die einzelne Bozner Dummheit auf Rechnung des Landesverstandes. Man hat uns in dieser Beziehung ohnedies ein wenig im Verdachte, wie Heine sagt, unergründlicher Geistesbeschränktheit. — — Das Bisherige dürfte genügen, um mich zu rechtfertigen, warum ich den Aufsatz, so wie er ist, nicht aufnehmen will. Es genügt mir nicht, daß Beda seinen Namen darunter setzen und alle Verantwortung auf sich nehmen will; ich bin zu sehr

sein Freund, um ihn nicht von einem unbedachten Schritte zurückhalten zu wollen. — — Nichts für ungut! Lieber Beda! thu mir doch die Liebe, und komme mit Streiter oder noch besser früher heraus; ich bin um diese Zeit auf dem Rock. Ziehe zu mir, und wir werden dort herrliche Tage zubringen. Es wird Dich gewiß nicht gereuen, ich erwarte Dich mit einem Herzen voll Liebe und Sehnsucht.“

J. Sch. an J. St. und B. W.

Innsbruck, am 12. Juli 1834.

„Ich hatte den vorigen Brief bereits geschlossen, als ich den Euern vom 10. d. M. eröffnete, der mich in ein hohes Erstaunen setzte und mir einen abermaligen Beweis von Eurer Hitzköpfigkeit gab. Wer Teufel hat denn Streiters Frau weis gemacht, daß ich Lewald zum Vermittler zwischen ihm und mir bestellt habe? Welcher dumme Teufel hat Beda inspirirt, mich für so dumm zu halten? Was braucht es denn da für Vermittlung? die Sache ist doch wahrlich so einfach als etwas. Das Ganze ist: ich habe Lewald, als er hier durch nach Meran reiste, einen Brief an Beda mitgegeben; in diesem Briefe habe ich ihm geschrieben, ich wünschte Modifikationen in dem fraglichen Aufsatze, und seither habe ich vergebens auf eine Antwort gewartet, da ich natürlich nicht wissen konnte, daß Lewald ein so fahrlässiger Briefbote gewesen.

Das ist die ganze Geschichte, über die sich Beda unnöthig so sehr ereifert! Und wie kann man sich ärgern,

daß der Pfarrer von Mais im Morgenblatte paradirt? Sollte man sich nicht vielmehr freuen, daß der würdige Mann noch bei Lebzeiten eine Celebrität erlangt, die er nicht geträumt hat? Wenns doch auch mir so gut würde, so leichten Kaufes in die Unsterblichkeit der Journalistik einzurücken! Ich habe den undankbaren Lewald hier mit Schinken und gutem Wein gefüttert, und er erwähnt meiner mit keiner Silbe! Ah, l'ingrato traditore! (mit Cadenzen).

Streitern erwidere ich, ich wisse besser als er, daß die Bozner so gar stupide nicht sind, indem man ziemlich allgemein zugibt, daß die fraglichen Bilder nicht entsprechen. — Nach Allem, was ich höre, wird in zwanzig Jahren von allen Stationen wenig mehr existiren und man wird diese durch andere, nach Bedas zweckmäßigem Vorschlage, durch Oelgemälde ersetzen müssen. Jetzt aber sind die meisten bereits gemalt und daß C** die noch nicht vollendeten nicht besser machen wird, wird der Erfolg erweisen. Ultra posse nemo tenetur; und ich bin überzeugt, er kanns nicht besser. Er ist auch eines von jenen unglücklichen Subjekten unseres Landes, die man vorzeitig zum Genie präkonisirt hat, das unfehlbare Mittel, auch das Talent zu ersticken."

B. W. an J. St.

Marienberg, den 7. August 1834.

„L. F.! Ich sende Dir einfach als Bedürfniß meines Lebens die Geschichte meiner Wanderung nach Marienberg. Um 8 Uhr morgens kam ich in Meran an, in so kalten

Lüften, daß ich gleich mich erkältete und auf mehrere Tage die gute Laune, das freie Dasein einbüßte. Ich arbeitete viel an meinen Pflanzen, aber ohne Freude, wie ich überhaupt jetzt dafür todt bin. — P. Albert war in Passeier; ich sandte ihm zwei Zeilen, ob er mit mir nach Marienberg gehen wolle. Er kam sogleich und Dienstags Morgen zogen wir von Meran ab. — — Hier bin ich nun einsam. Es ist kühl, und meine Erkältung noch nicht ganz überstanden. Ich mache jetzt mit großem Eifer die Handschrift zurecht, damit der Druck sogleich mit Oswalds Gedichten beginnen kann. — — P. Albert hat sich bei der Zusammenkunft in Meran und seither sehr zuvorkommend gegen mich benommen, und ich muß glauben, daß es nicht ohne anderweitigen Einfluß geschieht. Ich bin gern für die Aussöhnung, aber nicht für innigere Verbindung. — — Ich wünsche Dir jene nöthige Ruhe, die jeder braucht, um eine Appellationsprüfung* zu machen. Dein Sieg ist mein Sieg und das glückliche Ende der Prüfung befreit mich von meiner eigenen Last. Paiersberg und unser Stillleben stehen lebendig vor meiner Seele."

B. W. an J. St. in Innsbruck.

Marienberg, den 11. August 1834.

„L. F.! Ich danke Dir vielmal für Deine schnelle und löbliche Unterhandlung mit Schuhmacher. Wer so

---

* Streiter stand damals vor dieser Prüfung.

lange und so angestrengt an einer Lieblingsarbeit sich abmüht, empfindet am besten Deine treuen Freundesdienste, und ich werde Dir mein ganzes Leben dafür dankbar bleiben. — — Ebenso werde ich durch P. Albert Giovanelli zu gewinnen suchen. Du bist gewiß mit mir dahin einverstanden, daß er, vernachlässigt, uns viel schaden, daß er weise benützt, sehr viel nützen kann. Seine Familie und Verwandtschaft allein ist ein weit verzweigtes Feld für ein Unternehmen dieser Art. Ich meine, eine solche Annährung ändert am alten nichts, am allerwenigsten an unserer Denkweise, und wenn er sie auch für einen Sieg seiner Macht betrachtet, so ziehen doch wir eigentlich des Sieges Früchte."

B. W. an J. St. in Innsbruck.

Meran, den 25. Oktober 1834.

„L. F.! Vor einiger Zeit erhielt ich anliegenden Brief von Schuler, wo er seiner lächerlichen Eitelkeit auf das weiteste Luft macht. Du wirst wohl bemerken, daß ich seine Ungnade besonders dadurch auf mich zog, daß ich mich in Betreff Oswalds nicht an ihn wandte. Ich schrieb ihm nun von Bozen aus einen redlichen Brief und machte ihn aufmerksam auf die Ungebühr seines Angriffes auf einen ganz Unschuldigen. Ob er besänftigt ist, weiß ich nicht, mir gilt es aber ganz gleich. Ich bin seiner Prätensionen und seiner faulen eifersüchtigen Oberherrschaft müde. — — Der zweite Brief ist von Schuhmacher und eigentlich noch mißlicher. Du siehst daraus,

daß man alles anwendet, meinen Oswald in die Hände des Ferdinandeums zu bringen. Ich wendete mich nach Wien um eine Abschrift der Oswaldischen Gedichte. Man versprach mir sie nächstens. Nun scheint Dipauli etwas davon gewittert zu haben und will das verhindern, und sie, die Mitglieder, wollen in meinen Oswaldischen Text hineinsudeln, ohne alle Kritik und Verstand. Ich schrieb nun an Schuhmacher: dieses letztere könne ich mir durchaus nicht gefallen lassen, weil mein kritischer, auf Grimms Grammatik gebauter Text zu Grunde gehe. Wolle daher Dipauli darauf bestehen, falls es ihm glückt, meine Wiener Abschrift zu hintertreiben, selbst in meinen Text zu sudeln, so zöge ich alle meine Arbeiten und Handschriften zurück. — — Wagner hat mich wieder ums Nibelungenlied angeredet für Asher in Berlin. Ich sandte es ihm nach Innsbruck, weil an einen Abdruck nicht zu denken, und er nur den Preis des Buches herabdrücken würde. Ich ersuche Dich also, mit Schuhmacher zu unterhandeln über den bestmöglichen Preis. Wenn es nicht hoch abgeht, so verkaufe ich es gar nicht. Unter 24 Louisd'or kann ich mir nur dann ein Angebot gefallen lassen, wenn das Buch nach genauer Untersuchung kritisch weniger Werth haben sollte. Am liebsten hätte ich dafür 300 fl. Wienergeld, da man mir erzählt, die übrigen Handschriften stehen im Preis von 150 Dukaten. Du hast Vollmacht, über diesen Punkt zu verhandeln. Doch so, daß die Berliner nicht Gelegenheit finden, während des Hin- und Herschreibens das Buch zu benutzen."

(Es folgen nun die beiden im vorhergehenden Schreiben erwähnten Briefe:)

J. Sch. an B. W.

Innsbruck, am 6. Oktober 1834.

„L. F.! — — Geradezu hämisch muß ich den Zweifel nennen, ob ich dies oder jenes von Dir aufnehmen werde. Du weißt, welche Achtung ich vor Dir habe, vor Deinem Charakter und Talente und kannst Dich so äußern! Aber aufrichtig gesprochen, ich will lieber einen offenen Gegner als einen grollenden Freund; daher trete ich vor Dich, wie Popilius, mit der Frage: Freundschaft oder Feindschaft? Entweder sei mein offener Gegner und geberde Dich als solcher, oder sei was Du warst, mit Hand und Herz mein Freund. Ich will wissen, wie ein Herz jenseits dieser Berge, das ich liebe, gegen mich schlägt, in Groll oder Liebe. Ich fände es unwürdig, wenn zwei Freunde, die vom Markte des Tages entfernt über die höchsten Fragen einig sind und sonst noch über so Vieles des Wichtigsten übereinstimmen, die das laute Geschrei des Tages ohnedies gegen sich haben und um so mehr verbunden sein sollten, sich über eine solche Kleinigkeit entzweien würden; aber nochmal, ich will wahre und ganze Hingebung, wie ich wahr und ganz mich hingebe. Ich denke zu groß von der Freundschaft, um auf den Freund den kleinsten Schatten fallen zu lassen. Seine Flecken selbst sind mir nur Sonnenflecken, aber eben so will ich im Herzen des Freundes stehen. So viel und nicht mehr.“

J. Schuhmacher an B. W.

Innsbruck, den 16. Oktober 1834

„Werthester Freund! — — Ist das Manuskript vollendet und zum Drucke geeignet, so glaube ich, daß es am besten wäre, selbes in die Hände des Museums zu legen und die Ankündigungen von diesem Verein privatim nebst eigenen Einladungen zur Subskription (deren Druck ich besorgen werde) an

die Mitglieder ergehen zu lassen. Wir wollen vereint, ich in Nord-, Sie in Süd-Tirol Subskribenten sammeln, und eine ziemlich ausführliche Ankündigung in dem Tiroler Boten inseriren lassen. Während dies geschieht, kann im Museum und auf dessen Kosten die Vergleichung des Manuskriptes mit dem durch Seine Excellenz von Wien requirirten Exemplare vorgenommen werden, welches Herr von Dipauli nicht aus den Händen geben will.

Der Vergleich ist nicht nur zweckmäßig, sondern sogar sehr wünschenswerth."

B. W. an J. St.

Meran, den 18. November 1834.

„L. F.! Ich bitte Dich, Dich zu schonen nach überstandner Prüfung. Den Erfolg sah ich allzeit voraus, so wie ich Deine Anstrengung zu würdigen verstand. Dessen ungeachtet kann ich Dir meine Freude nicht ausdrücken, daß alles gut vorüber ist. Du bist erst jetzt wieder ein ganzer Mensch. Ich segne im voraus unser Wiedersehen."

B. W. an J. St.

Meran, den 26. November 1834.

„L. F.! Jetzt mache ich Dir ein Geständniß, das ich früher aus Aerger verschwieg. Die Giovanellische Partei hat ganz gewiß Dein Durchfallen bei der Prüfung erwartet. Sogar P. Basily hat, von Deinem intimen Freunde P. Albert begeistert, so etwas erwartet, und als ich triumphirlich Deinen Erfolg verkündete mit den Worten: „Streiter hat nun seine Prüfung gemacht!" hat er mich bedenklich gefragt: „Ist er passirt?" und kann sich noch vor Erstaunen nicht erholen, wobei jedoch sein eigner Herzensantheil nicht gegen Dich ist, wie

es sich von selbst versteht. — Die Bemerkungen der Frau von Z. bei meiner letzten Anwesenheit in Bozen waren allerliebst und freuten mich sehr, weil ich fest überzeugt war von ihrer gänzlichen Niederlage. Habe ich einmal Gelegenheit mit Dir zu reden, so werde ich auf einen früheren Text zurückkommen, wo Du mir sagtest, alle Annäherung dieses Volkes ist nur um unsere Gutmüthigkeit zu mißbrauchen. Ich bin gut überzeugt von dieser Wahrheit auch durch allerneueste Beweise. — —"

B. W. an J. St.

Meran, den 7. Dezember 1834.

„L. F.! Deinen Brief habe ich hart erwartet und mit großer Andacht gelesen. Vor allem andern hat mich Deine bevorstehende Richterprüfung nur gefreut. Du bist in der Lage, Dich zu allem zu befähigen, und ich sehe es sehr gern, wenn es geschieht. Es kann Dir dann da oder dort nicht fehlen. Du weißt, ich hänge mit meiner ganzen Seele an Dir, und Dein Glück ist mir eben so sehr am Herzen gelegen, als mein eigenes. Können innige Freundeswünsche zu Deinem allseitigen Gedeihen etwas beitragen, so lasse ich es nicht daran fehlen, und Du mußt mir meine Schwachheit verzeihen. Ich habe den Aberglauben, daß der Gedanke eines fremden Geistes für den Geliebten wirksam sei. —

Das Buch von Hagen hat mich sehr durchdrungen. Ich lerne immer mehr, daß ich mein Element gefunden, und daß ich als romantischer Lieder- und Sprachnarr sterben werde. — —

Mir ist es unendlich leid, daß mein nach Bozen-gehen* an einem so schwachen Faden hängt.

Anschauen mag ich Euch nicht, ich will Euch genießen, und das vollauf! Wenn daher der gute Gott es so stellt, daß ich am Heiligen Dreikönigstage abkomme, so will ich den Ausflug gewiß machen."

B. W. an J. St.

Meran, den 14. Dezember 1834.

„L. F.! Ich bin seit einiger Zeit ganz vernichtet, und ein Gang nach Bozen kommt mir vor wie eine Reise nach Palästina. Viel macht schon auch ein seit langem, durch vieles Arbeiten ruinirtes Verdauungssystem und die schrecklichste Abneigung vor allen schändlichen Windbeuteleien der Aerzte. Du wirst also an mir gewiß den alten Freund, aber einen zerstörten Menschen antreffen, und ich bitte Dich vorläufig Geduld mit mir zu haben. Eine blühende Kamelie macht auf mich jetzt eben soviel Eindruck, als ein Bischof auf die Katzenwelt. Alles Blumenwerk liegt darnieder, alles Interesse ist dahin. Ich gebe auch alles auf, bis auf die schönsten Stücke von Aloen und Kaktus, weil sie kein Wasser nöthig haben, und ich im Winter Monate lang nicht nachzusehen brauche. Gelehrter werde ich aber jeden Tag, daß es wahrhaftig zum Erstaunen ist. Lebe wohl, habe Mitleid mit Narren und Kindern."

---

* Eine Konstruktion, die in diesen Briefen öfter wiederkehrt.

J. Sch. an J. St.

Innsbruck, den 18. Dezember 1834.

„L. F.! Mit der Oper* gehts rasch vorwärts; der zweite Akt ist beinahe fertig. Die Arbeit wäre mir eine Gemüthsergötzung, wenn ich nur die Reime nicht so verflucht mühsam zusammenleimen müßte; ich habe in dem Technischen gar so wenig Uebung, und doch hängt der Flügelschlag des Geistes so viel von der technischen Gewandtheit ab. Ich sehe schon, mein Fach sind die Novellen, die spinnt man so bequem nach der Elle herunter, wie der Taschenspieler die endlosen Bänder aus dem Aermel. Ich bin heute muthwillig, scheint mir, und so ist es gerade recht, daß das Papier zu Ende geht, sonst müßte noch mein eigener Kopf unter die Lauge."

B. W. an J. St.

Meran, den 23. Dezember 1834.

„L. F.! In Innsbruck hast Du für mich nichts mehr zu thun. Ich bin des Handels müde. Ich lernte bei dieser Gelegenheit Schulern kennen und bedaure, daß ich so lange eine Verbindung aufrecht erhielt, die mir stets geschadet hat.

Für immer ist mir die Lust vergangen, sie noch einmal anzuknüpfen."

---

* Es ist Schulers Text zur Oper: „die zehn glücklichen Tage" von Schindelmeißner gemeint.

B. W. an J. St.

Meran, den 24. Januar 1835.

„L. F.! — — Ich überdachte Alles mit kaltem Blute und meine nun Folgendes. Am besten wäre es, mit dem Museum ganz abzubrechen. Da aber dieses schwerlich Deinen Beifall erhält, so schlüge ich Folgendes vor: Sobald Oswalds Gedichte mit Einleitung, Erklärung und Wortbuch ganz im Reinen sind, so gehe ich selbst nach Innsbruck und mache alles aus. Am besten und liebsten gebe ich dann dieses Opus dem Ferdinandeum als Eigenthum, wofern es mir eine kleine Entschädigung geben will. „Oswald und seine Zeit“ behalte ich mir für anderweitige Bekanntmachung bevor. Es gehört überhaupt nicht zu den Gedichten, und hätte ich gleich anfangs mich zu dieser Trennung verstanden, so wären tausend Schwierigkeiten beseitigt worden.“ (Vgl. S. 241.)

B. W. an J. St.

Meran, den 3. Februar 1835.

„L. F.! Asher hat mir einen sehr freundlichen Brief geschrieben und läßt Dich besonders galant grüßen. Er findet die 50 Louisd'or zwar enorm, ist aber ins Buch*

---

* D. h. in die oben erwähnte Handschrift der Nibelungen. Hierüber heißt es im Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Tirols 1. S. 100: Beda Weber verkaufte die Handschrift, für die er leider in unserem Vaterlande keinen Käufer fand, um ungefähr 200 fl. an einen auswärtigen Buchhändler, dieser um 2000 Thaler nach England, von wo sie endlich um eine große Summe Geldes nach Berlin kam. Vgl. oben S. 261.

verliebt. Er deutet so ungefähr auf 25—30 Pfund Sterling. Ich schrieb ihm sogleich rückwärts und stellte den Preis etwas mäßiger: „damit er uns Tirolerfreunden stets gewogen bleibe.“ Unter anderm führt er lustig genug an: Solche Alterthümer hätten jetzt in England weniger Werth, „da eine alles umwälzende Revolution bevorstehe.“

B. W. an J. St.

Meran, den 13. Februar 1835.

„L. F.! — — Habe also mit der Unart meines vorigen Briefes Geduld wie mit vielen andern Schwachheiten, die mir ankleben. Gegen Dich ist nichts gemeint, als meine unveränderliche Liebe, die ich Dir schuldig bin, die ich Dir zugewandt, seit meiner frühesten Jugend, weil sie Bedürfniß meines Lebens und meiner Lebenslust ist. Ueber alles Uebrige ein anderes Mal. Mein Hinuntergehen die nächste Fasching unterliegt großer Schwierigkeit. Erstlich ist mir in Bozen alles zuwider außer Dir und den Deinigen. Ich habe daher nach meiner bekannten unwilligen Weise allzeit den allerschlechtesten Humor und an nichts Freude. Ich bin mir und andern lästig. Das verleitet selbst Dich zu Fehlschlüssen, indem Du wirklich meinst, meine Abneigung für alle neuere Literatur und meine Verzweiflung an den Blumen sei in der That entschieden. Für den Augenblick hast Du ganz recht, aber für mein Leben urtheilst Du ganz falsch.

Ich bin ein ganz anderer als ich gewöhnlich in

Bozen werde. Schon das Messelesen in Euren Kirchen macht mich muthlos. Ich begegne lauter verdammten Gesichtern, die mir die Morgensuppe segnen und diese Abtödtungen mag ich mir nicht theuer in Bozen holen. Sie sind allerwärts und wohlfeil zu haben. — — Daß Deine Kinder krank sind, ist abscheulich; das fehlt an der Erziehung. Härte sie ab und lasse sie nichts studiren; das hilft für alle Gebrechen des Leibes und der Seele. Sogar das Lesenlernen nutzt zu nichts als frühzeitig Liebesbriefe und Romane zu verstehen.. Rousseau hat Recht."

B. W. an J. St.

Meran, ohne Datum, Mitte März 1835.

„L. F.! — — Zu Deinem Namenstage (19. März) wünsche ich Dir alles Heil. Ich hoffe dort (in Paiersberg) wieder Messe lesen zu können und werde alle Glieder des Hauses dem Herrn empfehlen. Ich ende, weil ich mit den Augen sehr hart thue."

J. Sch. an J. St.

Am Aschermittwoch 1835.

„L. F.! — — Gott sei Dank, daß heute Aschermittwoch ist; ich war die letzte Zeit des Faschings tüchtig liederlich. Ich lebte Reminiscenzen voriger Freiheit. Es hat wohl gethan, aber die Ordnung thut nun auch wieder wohl. Meine Oper ist seit 14 Tagen fertig. Mit dem Schlusse bin ich zufrieden, dagegen ist der dritte Akt sehr matt. — — Meinem heutigen Briefe wirst Du doch

nicht vorwerfen, er sei gemacht; — es geht darin noch ganz zu, wie auf einem Balle. Wie bin ich froh, daß mir das konfuse Leben wieder recht behagte; ich glaubte schon, der Teufel der Philisterei habe mich ganz und gar besessen, aber Nein!

In dem lange finstern Herzen
Flammten plötzlich helle Kerzen;
Plötzlich grünt und sproßt es wieder,
Treibet neue Liebeslieder.
Wie die Flur, die öd' gelegen,
Fühlt der Blüten Keim sich regen,
Und es lacht der alte Himmel
Mild auf blühendes Gewimmel!"

B. W. an J. St.

Meran, den 14. April 1835.

„L. F.! — — Diese Fasten war eine heilige Zeit. Vor zwölf Uhr kam ich nie schlafen. Ich machte gar keinen Besuch, erschien Abends nie beim Essen, und so konnte ich mit einer Riesenarbeit (risum teneatis, amici?) fertig werden. Das Mechanische der Arbeit allein ist schon ungeheuer, dabei mußte ich Grimm oft durchlesen, sage dreimal tausend Seiten klein gedruckt oft wiederholen. Aber dafür habe ich auch in Sprache und Sprachentwicklung viel, sehr viel profitirt. Du wirst über meine Ruhmredigkeit nicht wenig ärgerlich sein, aber mit Deinem Freunde Nachsicht haben; er ist exaltirt; es ist bald zwölf, die Geisterstunde, und am Ende bleibt uns vom Leben doch nichts als der kecke jugendliche Traum des Lebens,

dessen ich vollauf genieße. Ich war nie so gesund als diese Fasten, was einen Beweis liefert, wie viel der Mensch braucht, um sich zu Grunde zu richten. Ich werde Dich um Ostern mit so größerer Freude wiedersehen. — — Paiersberg steht mir als die schönste Sommermondnacht vor der Seele und zieht mich abwärts. Bozen selbst ist gräulich."

B. W. an J. St.

Meran, den 1. Mai 1835.

„L. F.! — — Ich kränkelte die ersten Tage nach meiner Heimkunft eigentlich an meinem Magen. Jetzt ists aber besser, obgleich nicht ganz. Mir scheint das übermäßige Essen und Trinken hat mir nicht gut angeschlagen. Ich halte kein Uebermaß aus."

B. W. an J. St.

Meran, den 13. Mai 1835.

„L. F.! — — Ich habe jetzt wieder allerlei stiftischen Verdruß, der mich bisweilen im Arbeiten laß macht. Es ist doch übel, mit einem ganz gemeinen Gesindel unabwendbar zu thun zu haben."

B. W. an J. St.

Meran, den 2. Juni 1835.

„L. F! — — Ich habe alle Verbindung mit der Welt aufgegeben. Mich kümmert gar kein Gerede, weder Lob noch Tadel; denn die Welt ist eine Bestie ohne Sinn

und Gerechtigkeit. Daß Du deßgleichen handelst und Deine lüsternen Sinne und Gedanken von Isolde in Runglstein abtödtest, ist sehr klug und hat meinen Beifall. Wofern Du aber an meiner Geliebten Dich in Gedanken erlustigest, so wisse, daß die excommunicatio major für verstockte Sünder Deiner harrt".

B. W. an J. St.

Innsbruck, am 9. Juli 1835.

„L. F.! Ich bin sehr beschwerlich nach Innsbruck gekommen. — — Die Angelegenheit mit dem Taschenbuche ist seltsam. Schuhmacher übertrug es nach Schottkys Abgang an Schuler, welcher nie daran kam. Im Unwillen darüber machte jener mir den bekannten Vorschlag, ohne davon etwas zu sagen. Als er meine Einwilligung Schulern eröffnete, machte es auf diesen einen tiefen Eindruck, obwohl er nichts dagegen vorbrachte. Bei meinem ersten Besuche war Schuler und seine Frau freundlich, aber nicht ganz zutraulich. — Aber bald kam es anders. Schuler nahm mich ins Nebenzimmer und machte mir etwas dringlich den Antrag, wir sollten das Buch mit einander schreiben. Ich lehnte dieses Anerbieten nicht ab, ohne jedoch stark hervorzutreten, weil ich mit Schuhmacher darüber noch gar nicht geredet hatte. Ich fand nun im Verkehr mit diesem den Schlüssel zur Sache und nahm im Einverständnisse mit ihm Schulers Theilnahme mit Freuden an. Er übernahm Nordtirol, ich Südtirol; dadurch ist mir ein Stein vom Herzen, die Arbeit viel

erleichtert und doch auch einige Ruhe gestattet. Wirklich scheint es, Schuler will arbeiten. — — Ich werde ihn sehr treiben. Nun klärt sich sein Verhältniß zu mir immer mehr auf. — — Gestern redete auch seine Frau vom Taschenbuche, und ich merkte leicht, daß auch sie diese Anordnung gut aufnahm. — — Ich bin der Kombination mit inniger Ueberzeugung und herzlich gerne beigetreten, weil das Buch nur gewinnen kann. Aber gearbeitet werden muß."

Hier, am 9. Juli 1835, wird also das Buch, das später als „das Land Tirol" ans Licht trat, zum ersten Male erwähnt. Man sieht, daß allererst Julius Max Schottky mit demselben betraut gewesen, daß es anfangs „Taschenbuch" heißen und daß Schuler den schlesischen Professor ablösen sollte. Im Juli 1835 kamen nun Schuler und Beda Weber überein, das Taschenbuch gemeinschaftlich herauszugeben, so daß dieser Südtirol, jener Nordtirol übernehmen würde. Indessen scheint Schuler nicht viel gethan und Beda Weber bald das Ganze an sich gezogen zu haben, wobei das Taschenbuch sich in ein „Handbuch" für Reisende umbildete. Eigenthümlich ist dabei, daß Beda von der Aufgabe überhaupt nur selten spricht, irgend eine Beschwerlichkeit der Arbeit, einen Mangel an Material und Mitarbeitern nie hervorhebt. Er redet in der kritischen Periode nicht ein einziges Mal von einer kleinen oder großen Wanderung, um Autopsie zu gewinnen oder neuen Stoff zu sammeln; er sagt auch nie, daß er sich nach Innsbruck oder anderswohin gewendet habe, um

Notizen oder Beiträge zu erhalten. Zwei Jahre darnach, also im Jahre 1837, erschien der erste Band, 800 klein gedruckte Seiten stark, dem bald die nächsten beiden, die nicht viel dünner, folgten. Die Vorrede vom 1. März 1838 — es waren nämlich mehrere Lieferungen schon vorausgegangen — sagt unter anderm: „Angeborne Liebe zu den schönen Bergen Tirols, innige Vertrautheit mit fast allen, auch den abgelegensten Theilen des Landes, mehrjährige Vorarbeit in verwandten Fächern mit der Aussicht reger Nachhülfe standen ermunternd und tröstend zur Seite, so wie nicht minder die allregsame, dankbar benutzte Theilnahme gleichgestimmter Freunde in allen Thälern der Heimat.“ Am Schlusse dankt der Verfasser auch noch dem „kenntnißreichen und willfährigen Freunde Dr. J. Schuler für die rege und werkthätige Theilnahme, die er dem Buche vom Anfange bis ans Ende geschenkt.“ Trotz alle dem erscheint mir die leichte, beschwerdenlose und schnelle Genesis dieses wuchtigen, wenn auch etwas flüchtigen Werkes fast ein Räthsel.

B. W. an J. St.

Meran, den 4. November 1835.

„L. F! — — Dein Stillschweigen war mir schon lange nicht recht und es that noth, wieder einmal etwas von Dir zu hören. Ich kann ohne Dich nicht mehr leben, sei es in Liebe oder Haß, denn im Grunde läuft doch beides auf den nämlichen Gegenstand hinaus. — — An mich schrieb Schuler fast das nämliche über Schottky.

Mir scheint Schuhmacher und Schuler brauchen ihn als die dritte göttliche Person in ihrem Schlenderleben. Nach den Aeußerungen Schottkys gehts lustig zu."

J. Sch. an J. St.

Innsbruck, am 4. November 1835.

„L. F.! Daß Weber mit Görres und Philipps umgegangen ist und sich mit großem Wohlgefallen über beide äußert, verdenke ich ihm nicht nur nicht, es freut mich vielmehr. Derlei ausgezeichnete Männer können, auch wenn sie Einen nicht zum Proselyten machen, nur bildend einwirken und sind unsere Lichterscheinungen in der dunkeln Nacht des Philisterthums, das uns allenthalben umgibt. Ich wollte, es fände sich auch für mich eine Gelegenheit, ihnen näher zu treten.

Flir, der neue Professor der Aesthetik, macht hier durch seine geistvollen und begeisterten Vorträge Aufsehen. Es ist viel Streben, besonders nach der Tiefe, in ihm, und er weiß seine Zuhörer mächtig anzuregen. Ich hoffe die besten Erfolge von seinem Wirken auf die Jugend. Wie wenig wird davon bleiben, wenn einmal die Brotstudien und dann die über alle Beschreibung dürren und trostlosen Praktikantenjahre kommen! Ich glaube, es ist aus Furcht vor dem Ertödtenden unseres Staatsdienstes, daß sich gerade die besten Köpfe meist der Theologie zuwenden. Als wenn unsere Brixner Theologie nicht auf jedes hohe wissenschaftliche Streben wirkte, wie Schwefeldämpfe auf den Körper!"

J. Sch. an J. St.

Innsbruck, am 5. Januar 1836.

„L. F.! Ich muß Dir nur gerade sagen, daß ich über Dich sehr indignirt bin, mein Freund! Dein langes unbegründetes Stillschweigen hat mir schon sonderbare Gedanken gemacht, und nun erhalte ich heute ein Packet mit einem Manuskripte ohne eine Zeile von Deiner Hand. Das ist von einem Menschen, der keine Amtsgeschäfte und überhaupt auf der lieben Welt nichts zu thun hat, als seinem bon plaisir zu leben, eine unverzeihliche und schmutzige Faulheit, und ich kann nicht anders, als Dir darüber tüchtig den Kopf waschen. Schämst Du Dich nicht vor Dir selbst? Sind das die Vorsätze und Versprechungen, die Du mir mehrmals mündlich machtest? Sag mir nur ums Himmelswillen, was machst Du denn die ganze Zeit, daß Du nicht einmal einen Brief an einen Freund zu schreiben die Mühe findest!"

B. W. an J. St.

Meran, den 3. Mai 1836.

„L. F.! — — Ich frage Dich um Rath, was in vorliegender Sache zu thun sei. Ich erhalte nämlich von Schuhmacher einen Brief, anscheinbar harmlos, mir aber verdächtig und ganz bedenklich. Darin heißt eine Stelle: „Zillerthal ist ohne Makel aus der Censur herausgekommen. Am Ortsregister zum zweiten Theil wird gearbeitet. Ich frage hiemit an, ob Sie sich nicht auf dem Titel als Autor nennen wollen? Ich rathe dazu!" Ferner heißt es:

„Zugleich will ich Sie hiemit auch fragen, ob Sie nicht einverstanden sind, daß ich die Partie von Innsbruck und nächster Umgebung separat als eine Beschreibung der Stadt abdrucken dürfte. Als Buchhändlerspekulation wäre es mir nicht unkonvenable." Diese beiden Stellen waren mir fatal. Das erstere war mir gar sonderbar. Ich wünschte nun Deine Meinung darüber zu wissen, erstens ob ich mich nenne? und zweitens was den Schuhmacher veranlaßt haben mag, mir so wunderlich zu schreiben. Das zweite ist mehr als bedenklich. Im Vertrage ist eine solche Bedingung, daß Schuhmacher meine Einwilligung haben muß. Aber wenn ich sie so gratis gebe, wie er sie verlangt, so ist das dem Buche der größte Schaden. Viele Baiern reisen bloß nach Innsbruck und gehen wieder zurück. Von diesen kauft niemand das theure Buch selbst. Was räthst Du also? Wäre es unartig, wenn ich wenigstens die Kreuzzüge von N. N. als Honorar für diesen Entgang mir bedingte, da ich es wohl nicht abschlagen darf, oder Raumers Geschichte der Hohenstaufen? — — Ich bin übrigens Gott Lob dem Leibe nach gesund, aber der Seele nach ganz betrübt und zornig und menschenfeindlich. — — Unlängst sagte Basily beim Essen: „das Advokatenwesen des Streiter will auch nicht vorwärts rucken," und brummte nach seiner Art so unzusammenhängende Laute dazu. Kein Wort von der ganzen Gesellschaft! In der Stadt wurde ich von zwei Leuten dringend gefragt, was es mit Deinem Advokatenthum für eine Be-

wandtniß habe? Du kannst leicht denken, wie zornig und voll Haß mich das Alles macht."

B. W. an J. St.

Meran, den 12. Juni 1836.

„Ich schließe also und empfehle mich Deiner Frau, und wünsche gute Sommerfrische und eine ordentliche Zucht für Wilhelm, daß er ein rechter Mensch und Liberaler werde."

J. Sch. an J. St.

Innsbruck, den 22. Dezember 1836.

„L. F.! — — Ich bin von Beda unwürdig behandelt worden,* allein ich hege deßhalb keinen Groll gegen ihn und habe es ihm längst vergeben. In seiner unglücklichen Stellung ist ein hohes Maß leidenschaftlicher Uebereilung und unherzlichen Mißtrauens nur zu natürlich. Was übrigens meine wenigen Korrekturen in seinem Manuskripte des Reisehandbuches betrifft, so habe ich hierüber mit ihm gar nichts zu schaffen; ich bin allein gegen Schuhmacher verantwortlich, auf dessen Ersuchen ich handelte, und der hiezu von Beda selbst unbedingte Vollmacht erhalten zu haben behauptet. Basta! — —

Die ganze Welt hier wundert sich und heißt Dich

* Die Fertigung des Reisehandbuches war, wie schon gemeldet, allmählich ganz und gar in Bedas Hände übergegangen und dies hatte zu bitteren Erörterungen geführt.

einen Narren, daß Du nach Primiero kompetirtest.* Glaubst Du denn, dort werde Dir wohler sein, wenn Du mühselig ein paar hundert Gulden verdienst und gänzlich verbauerst und verlümmelst sammt Kindern und Kindeskindern? Ich weiß nicht, daß Deine Frau nicht gescheidter ist und wenigstens mehr Rücksicht auf die Kinder hat. Gott bessers und gebe Dir nicht, worum Du bittest; sonst muß man Dich ein andermal unter Kuratel setzen, so oft Du einen Stempelbogen zur Hand nimmst."

B. W. an J. St.

Meran, den 8. Januar 1837.

„L. F.! — — Noch lustiger ist Deine Klage über die Sehrgespanntheit meiner Briefe. Wenn Du durch nichts anders zur Aussprechung derselben veranlaßt worden bist als durch meine Briefe, so hast Du schlechte Beweise in Händen. Sie sind im Vergleiche mit den Deinigen noch immer sehr fleißig und erträglich. Da beiderseitige Briefe schon seit Jahren nichts behandeln als reine Geschäfte, so fällt es mir nicht ein, Liebeserklärungen und Brautscenen in den Deinen zu suchen. Wenn Du unter dem bekannten Streite den Wortwechsel verstehst,

---

* Nachdem Streiter seine Prüfungen überstanden hatte, suchte er eine Stelle als Rechtsanwalt. Damals dachte er also an Primiero, einen weltentlegenen Flecken zwischen dem Fleimser Thal und der Valsugana. Er wurde aber im nämlichen Winter noch nach Cavalese, dem Hauptort des erstgenannten Thales, ernannt.

der an Deinem Tische letzthin entstanden und in der Orangerie geendigt worden ist, ein Wortwechsel wie er in Deinem Hause und in Deiner Ungenirtheit alle Tage mehrmal vorfallen kann und in meiner Anwesenheit auch wirklich sehr oft vorfällt, so gebe i ch solchen Dingen stets nur ein halbstündiges Leben. Darüber hinaus liegt mir nicht nur nichts auf dem Magen, sondern ich rede und schreibe auch nichts mehr darüber. Das ist mein Benehmen und wars im gegebenen Falle. Thue auch Du desgleichen — dann werden Dir die Flausen und Nachwehen schon vergehen."

J. Sch. an J. St.

Innsbruck, den 21. Februar 1837.

„L. F.! Webern sage, ich sei durchaus nicht ungehalten gegen ihn; wäre er, wie ich es sehr gewünscht und gehofft habe, in der letzten Vakanz hieher gekommen, so würde eine Verständigung sehr leicht geworden sein. Allein er ist wirklich ein Doppelwesen. So lieb und freundlich er im persönlichen Umgange zu sein pflegt, so bissig und alles verdächtigend ist er in seinem Briefwechsel. Es ist wirklich, als ob da oft eine andere dämonische Natur aus ihm schriebe. Die wackern Leute seines Schlages sind zu selten, als daß man leichtsinnig mit ihm brechen sollte, was nie meine Absicht war. Sage ihm, er soll in der nächsten Vakanz hieher kommen und wir werden so glückliche Tage mitsammen verleben, wie jene vor zwei Jahren waren, an die ich noch immer mit wahrem Wohlbehagen denke."

B. W. an J. St.

Marienberg, den 23. Juli 1837.

„L. F.! Ich bin wie Du siehst in Marienberg züchtig eingezogen und ordentlich, wie es sich für einen frommen Ordensmann geziemt. Ob ich nach Fleims komme, kann ich noch nicht sagen. Seine gräfliche Eminenz* scheue ich nicht, sondern ich scheue eine ganz einfach adelige Eminenz in selbstgefälliger Aufgeblasenheit, meinen und Deinen Ankläger, der mir bei geistlicher Obrigkeit die Verleumdung aufgebracht, ich halte die H****** für keine Sünde."

B. W. an J. St.

Meran, den 5. November 1837.

„L. F.! Am wieder auflebenden Taschenbuche** nehme ich keinen Theil und die lebhafteste Indignation wohnt mir bei, so oft ich an Schuler und Schuhmacher denke. Ich werde ihnen überhaupt nicht mehr viel zu schaffen

---

* Graf Clemens von Brandis, damals Kreishauptmann zu Bozen, später, 1841, Gouverneur von Tirol.

** Hat anzudeuten, daß damals von einer Fortsetzung der „Alpenblumen" die Rede war. Diese kam zwar nicht zu Stande, allein man gab die Absicht noch lange nicht auf. So findet sich ein Schreiben der J. G. Cottaschen Buchhandlung vom 11. Juni 1842, welches das von Beda Weber ausgegangene Angebot eines tirolischen Taschenbuchs mit der Begründung ablehnt, daß die Blütezeit der Taschenbuchliteratur vorüber sei und der Geschmack des Publikums eine andere Wendung genommen habe.

geben. Sie sind für sich gar nicht unbesorgt, wohl mitunter egoistisch und da bin ich ein schlechter Mensch viel zu thun."

B. W. an J. St.

Meran, den 10. Dezember 1837.

„L. F.! — — Nach Bozen komme ich vor Ostern schwerlich. — — Dich sähe ich gern, denn ich hänge mit Leib und Seele an Dir und Deinen Kindern, wie wohl kaum an meiner eigenen Seele. Aber der Aufenthalt in Bozen ist mir allzeit schmerzlich. Deine Frau ist gestorben, ihre Freundlichkeit, ihre herzliche Güte hat mich beim Eintritte stets vieles vergessen machen außer dem Hause. Sie ist gestorben und die leere Stelle thut mir weh. — — Sodann bin ich nicht mehr meiner selbst fest seit Giovanellis letztem Angriff. Deine Verhältnisse zu ihm haben sich wenigstens pro foro gänzlich verändert, meine verschlimmert. Wer kann mich sicher stellen vor neuen Angriffen? — Es ist mir überhaupt ganz bitter, so oft ich nur an ihn denke oder seinen Namen nennen höre."

B. W. an J. St.

Meran, den 21. Mai 1838.

„L. F.! Dein Brief hat mich wieder ganz getröstet. Mir ist hie und da ein Wort von Dir zum Lebensbedürfnisse geworden, so kurz es auch sein mag. Ich suchte mittler Weile einige Deiner ältern Briefe heraus und unterhielt mich so gut es gieng. Mit Deiner Ansicht

über Johanna vom Kreuz* bin ich vollkommen einverstanden. Ich werde mir alle Mühe geben, so deutlich zu sein, daß mich alle leicht verstehen, und die Handschrift Dir zur Einsicht mittheilen, wobei es Dir dann freisteht, Verbesserungen im Ausdrucke anzubringen. — — Sie hat Visionen wie die Emmerich, aber viel geistreicher und liebenswürdiger. Man kann sie nicht so im Dunkel lassen. Es ist freilich nicht alles mittheilbar, aber es läßt sich eine sehr lesenswürdige Zusammenstellung machen. An Stoff fehlt es nicht."

B. W. an J. St.

Meran, den 4. September 1838.

„L. F.! — — Schuler hat gegen Dich nicht das mindeste. — — Daß er gegen Giovanelli erbittert ist, kann und will ich nicht läugnen. Man muß aber Schulern nur kennen, um zu begreifen, daß er einen rasenden Zorn nicht hat. Dazu fehlt ihm vor allem die Kraft, sodann wirklich auch die Böswilligkeit. Sein gutmüthiges Wesen ist in der Regel ohne Grenzen. — — Den Angriff Giovanellis auf ihn haben Leute von allen Farben mißbilliget, nicht des Schulers, sondern des Angreifenden wegen. Ich wünsche nichts herzlicher, als daß ein Schritt zurück geschehe. Dazu soll aber Giovanelli selbst den ersten Schritt thun.

---

* Erste Erwähnung des Buches, welches unter dem Titel: „Giovanna Maria dalla Croce und ihre Zeit" im Jahre 1846 bei G. J. Manz in Regensburg erschienen ist.

Ich glaube wirklich, daß er moralisch genug ist, ihn zu thun. Das allein kann helfen."

J. Sch. an J. St.

Innsbruck, am 26. September 1838.

„L. F.! — — Es ist ein süßes Gefühl, ungestraft fremde Ehre meucheln und einen Menschen zermalmen zu können, den man nicht zu seinem Helfershelfer machen kann, weil er nicht heucheln will. Das ist der wahre Grund der Verfolgung Giovanellis gegen mich! — — Herr von Giovanelli mag gegen mich noch so leidenschaftlich erbittert verfahren, er wird dadurch nichts anderes bewirken, als mich zu kränken, dagegen aber auch zu seiner eigenen Unehre seine leidenschaftliche Heftigkeit immer mehr zur Schau stellen — eine Heftigkeit, die jedes Maß und jedes Billigkeits- und Gerechtigkeitsgefühl überschreitet, wenn sie einmal aufgeregt ist. Sein Zorn gegen mich kommt daher, daß er glaubt, sich in mir getäuscht zu haben! Das verzeiht ein eitler Mann nie. Er hoffte in mir ein williges Werkzeug zu finden und mich immer fester an seine Partei zu ketten, darin hat er sich getäuscht. — — Für das, was er vor sieben Jahren für mich gethan hat, bin ich ihm immer dankbar gewesen, allein meine Ueberzeugungen kann ich diesem Gefühle der Dankbarkeit nicht opfern. Ich hasse alles Parteimachen, am meisten aber in religiösen Dingen. Ich habe zu viel Ehrfurcht vor der Religion, als daß ich glauben könnte, sie bedürfe zu ihrer Stütze solcher Winkelzüge. Daher

ist mir auch Giovanellis Treiben nie löblich erschienen, abgesehen von seinem leidenschaftlichen Hasse gegen die Gegenwart, den ich nicht theilen kann. — — Die satyrischen Sonette gegen Giovanelli sind nicht von mir; Kränkungen, wie er sie mir zugefügt, rächt man nicht durch Sonette. Sie sind von einem Manne, den G. durch brutale Aeußerungen, wie sie seinem Uebermuthe nicht allzufremd sind, zu dieser Rache reizte.* — — Wenn Beda Weber, den ich immer mehr lieb gewinne, nach Bozen kommt, so laß ihn diesen Brief lesen. Er hat zwar nie davon geredet, daß ihm solcherlei Gerüchte zu Ohren gekommen; allein ich zweifle nicht daran; und deßhalb liegt mir daran, daß er von mir keine schiefe und irrige Ansicht hege."

B. W. an J. St.

Meran, den 8. Oktober 1838.

„L. F.! Daß Du nun die Korrespondenz mit Schuler auf meine Rechnung fortführst, dagegen muß ich Einrede thun. Ich kann und will nur meine eigenen Briefe verantworten und das habe ich an Schuler auch ausdrücklich geschrieben. Ich glaube nicht, daß etwas Gutes herauskommt, wenn Du alle und jede Rede der zutraulichen Freundschaft auf eine Art mißbrauchst, die jeden Einfluß meinerseits rein unmöglich macht. Das in Bezug auf

---

* Sie sind von J. Senn, über welchen das Wiener Literaturblatt, 2. S. 707, eingehender spricht.

Schuler. Es kann sein, daß man auf Deine Weise Leute belehrt, ich aber zweifle aus Erfahrung. — — Was Du Geradheit nennst, ist ein Prügel ins Gesicht, und von diesem kann und darf ich nichts wissen. — Du hast einen gewaltigen Lärm über meine undeutliche konfuse Schreibart. Man gibt mir sonst das Gegentheil schuld, und ich bin sogar ein klein wenig stolz auf den Vorwurf, daß alles auf die äußerste Schneide gestellt sei. — Zum Ueberflusse also sei Dir noch eingestanden, daß ich an Dir oft eine Geschmeidigkeit bemerke, deren ich unfähig bin, und die in Erinnerung zu bringen, berechtigt mich nur der Stand der Anklage, in den Du mich zu versetzen beliebtest. Da Du mir meine vermeintlichen Fehler so scharf vorhältst, darf ich wohl auch Dich, den Mann aller Vollkommenheiten, dem nie auch das mindeste Fehlerchen anklebt, erinnern, daß man nur mit eigenen Augen allzeit recht sieht und nur vor sich selbst allzeit Recht hat. Da ich nun obendrein vierzig Jahre alt bin, so wirst Du vergeblich das Beugen meines kleinstädtischen Rückens nach dem unvergleichlichen Augenmaße Deiner großstädtischen hochherzigdenkenden Holzpantoffelherrschaft einrichten wollen. Gib das auf, es bleibt doch wie es ist. — — Ich konnte oft nicht begreifen, wie wir Freunde sein können, soviel hast Du in den allerschärfsten Ausdrücken ganz unerbittlich in der hundertsten Auflage an mir auszusetzen. Wer Dich von mir reden hört, war oft erstaunt, statt meines Freundes einen Scharfrichter der allergenauesten Art gegen mich anzutreffen, und bloß in der heutigen

Stimmung sage ichs Dir, daß man sich in Bozen in wohlbekannten Kreisen darüber lustig macht. Wie ist aber da zu helfen? Ich bin verliebt, unglücklicher Weise nicht in die E—r, sondern in Dich., der alle diese Gräuelthaten gegen mich ausübt. — — O, dieser Pius ist auch ein höchst fehlerhafter Mann, dem ein paar Duzend Verweise noth thäten. Er hat unter anderm die unverzeihliche Grobheit, als Individuum eine eigene, oft von Dir abweichende Meinung zu haben. Zur wohlverdienten Strafe soll man ihm nichts mehr leihen, man soll ihn im Thurm zu Saltaus einsperren. So wills jeder, welcher den Samen des Depotismus, der Geistestyrannei erzieht und außer seiner Meinung gar nichts gelten lassen will auf Erden. O, dieser Pius, dieser Todfeind aller Bildung, aller Aufklärung! Indem ich Dir dieses alles zu wissen mache, fordere ich Dich auf, diesem Gräuel eigener Meinungen schnellstens ein Ende zu machen."

J. Sch. an J. St.

Innsbruck, am 27. Oktober 1838.

„L. F.! — — Ob wahr ob falsch; wie weit wahr oder nicht, das kümmert Dich nicht, Du hältst Dich felsenfest an die Ueberzeugung: es kann nicht anders sein.*

* Es handelte sich um eine wahrscheinlich sehr unschuldige Galanterie, die man Schulern damals nachsagte. Giovanelli, Streiter, Beda Weber fuhren ihretwegen mit gleicher Furie über ihn her.

Es muß einmal so sein, wie jene sündenhungrigen Bozner Sykophanten gesagt, ergo muß alles, was ich Dir schrieb, „kalte Lüge“ und Falschheit sein. Das böse Boznerblut kannst Du doch nie verläugnen, wenn Du Dich auch im Ganzen ferne hältst von jenem nichtsnutzigen Pöbel, der so freudige Jagd auf fremde Schwächen macht, um sich die eigene Gemeinheit nicht vor Augen halten zu dürfen. — — Ich halte es für Gemeinheit der Gesinnung, nur im Kothe wühlen und sich nicht an das bessere Element, das überall vorhanden ist, wenn man es nur finden will, halten zu wollen. Darum gebe ich auch keinen Pfifferling um G.'s und seiner Gesinnungskonsorten Frömmigkeit, denn eben weil sie Alles verdächtigen, überall Sünde und Gemeinheit voraussetzen, zeigen sie klar, daß der Zusammenhang ihres Innersten mit Sünde und Gemeinheit viel fester ist, als der mit dem Edlen und Hohen. — — Unter anderm, man erzählte mir nun schon wiederholt, Du seist unter die enragirten Frommen gegangen. Was ist daran? wie steht es eigentlich mit Dir? zu welcher Fahne gehörst Du? das sind Fragen, um deren offene Beantwortung ich Dich bitten möchte, damit wir uns in Zukunft leichter verständigen.“

B. W. an J. St.

Meran, den 8. Dezember 1838.

„L. F.! Ich melde Dir den Empfang der Lebensquelle.* — Soweit ich gelesen, kann ich nicht umhin, weit

---

* Siehe oben S. 109.

mehr Geist und Poesie anzuerkennen, als ich erwartet habe. Von Epigrammen und Spott, wie ich nach Deiner Erklärung erwarten zu müssen glaubte, finde ich bisher nichts Tadelnswerthes. Das Ganze ist überhaupt nicht epigrammatisch. Ich finde darin so viel Bezug auf mir theures Leben, Unvergeßliches und Unzerstörbares, und kann und will nicht läugnen, daß ich dadurch auf die beste Weise aufgefrischt worden bin. Ich freue mich wie ein Kind, Dich um Weihnachten länger zu sehen und mich fürs Leben zu restauriren. Die Huldigung* ist jetzt schon bis über die Hälfte der Reinschrift vorhanden. — — Dann gehe ich an Johanna vom Kreuze, und die widme ich Dir, nicht dem Mazetti,** wie Dein Onkel meint."

B. W. an J. St.

Meran, den 11. Dezember 1838.

„L. F.! Ich muß feierlich gegen Deine nicht redlichen Zitationen aus meinen Briefen protestiren. Daß

---

* Kaiser Ferdinand war 1838 zur Erbhuldigung nach Tirol gekommen und allenthalben mit großen Feierlichkeiten aufgenommen worden. Beda gab nun die Beschreibung derselben sammt allen Anreden und Erwiderungen, Aufzügen, Festessen und Feuerwerken als „Denkmal der Erbhuldigung in Tirol" in ganz höfischem Stile heraus. Wenn dies der gute Schuler gethan hätte! Vgl. S. 228.

** Anton Freiherr von Mazetti, geboren zu Trient 1784, gestorben 1841 zu Mailand, einst Präsident des Appellationsgerichts der Lombardei, ein feingebildeter, hochverehrter Mann. S. v. Wurzbachs Lexikon.

ich in der Lebensquelle mehr Geist und Poesie gefunden, als ich erwartet habe, ist wahr, aber daß ich Dir Geist und Poesie abspreche, ist eine Kalumnie. Daß ein Buch unsere Erwartung übersteige, ist unerläßliche Bedingung des Wohlgefälligen. Stets, wo mir etwas gefällt, habe ich mehr gefunden, als ich erwartet, so im Anastasius Grün und Matzerath, mit denen Du Dich doch vergleichen lassen wirst, in allen Gnaden. — — Es sind im Briefe noch allerlei Unehren auf mich enthalten, ich widerlege sie aber nicht, sie sind mir sogar lieb als Zeichen Deiner Liebe. Wie ich mir herausnehme, Dir das zu sagen, was ich sonst keinem sage, so lasse ich mir auch Alles gesagt sein. — Pater Superior wollte mir durchaus eine Predigt auf den Stephanstag auflegen, aus Furcht ich könnte verreisen. Ich hatte aber den Starkmuth, sie standhaft abzulehnen, und das ist bei meiner Gemüthsart kein Kleines, woraus Du unzweifelhaft ersiehst, wie lieb ich Dich habe und Deine Kinder und Kapeller Nanni und Alles. — — Ich bin jetzt ganz wohlgemuth; die „Huldigung“ hat mich ganz erdrückt. Nun bin ich aufgetaucht und der Sache Meister, es geht alle Tage unverrückt ans Ziel. Du stehst mir beständig wie im Geist als Censor vor Augen und deine strengen Worte klingen und singen mir schon in den Ohren. Dein letzter Brief hat mich übrigens ganz gerührt durch die Schilderung freudelosen Lebens. Laß das Licht leuchten, Freund, und schau mich an! Ich stehe auch allein und habe keine Seele für mein übervolles Herz und muß allzeit mit mir selber reden.“

B. W. an J. St.

Meran, den 3. Januar 1839.

„L. F.! Die kleine Ankündigung, welche über Dein famoses Werk dem Tiroler Boten beigelegt war, wahrscheinlich von Schulers Hand, ist Beweises genug, daß meine Ankündigung nicht angenommen werden wird. Ich höre hier nichts, nur geheimnißvolles Flüstern, das mir nicht günstig scheint. Besonders spielt Basili nicht die beste Rolle. Ich habe es Dir aber früher gesagt. Mit Menschen ohne allen Charakter muß man nichts anfangen. Schuler, der mir früher so fleißig schrieb, daß sein Schreiben Dir verdächtig ward, hat nun ganz aufgehört, seit ich ihm das Skandal der Trutzsonette auf Giovanelli gemeldet. Mir ist nun sein Briefschreiben ganz klar; er wollte nur wissen, wie es abgeht, was er angesponnen. Nun das vorüber ist, ist auch sein Briefschreiben aus. Mir ist auch nicht viel drum. Ich kann ihn nicht achten und ich bin fest entschlossen, keine nähere Verbindung mehr mit ihm zu machen. Nur schade, daß er Redakteur der Zeitung ist und man in dieser Beziehung doch oft anstoßen muß."

B. W. an J. St.

Meran, den 14. Januar 1839.

„L. F.! Es war mir eine gewaltige Neuigkeit, daß Dein Drama so entsetzlichen Aufruhr angerichtet hat. Nun weiß ich aber nicht mehr, wo der Menschenverstand hingekommen ist. Ich finde überall die größte Allgemeinheit,

keine Anspielung, wo andere das Gegentheil wittern. Fast möchte ich Basilis Spruch anwenden: Castis omnia casta. Man muß wahrhaftig gewaltig eitel sein, wenn man meint, es könne gar nichts geschrieben werden von Andern ohne persönlichen Bezug auf die sich überall selbst hineinsetzende Person. Meine Anzeige wird mit dem Freitagsposttag richtig abgehen. — — Mir schiene es am besten, Du giengest selbst zu Giovanelli hin und sagtest ihm, was Du gehört, und suchtest ihn auf andere Meinung zu bringen. Ein Zerwürfniß um nichts und aber nichts, sähe ich hier sehr ungerne. Und Giovanelli läßt sich mündlich leicht berichtigen, weil er im Grunde selten bösen Willen haben kann."

Hier ist nun ein Brief unsres Streiters an seinen Beda Weber vom 17. Jänner 1839 einzuschalten. Er fand sich als Konzept versprengt unter den andern Papieren und lautet:

„Lieber Freund! Es ist mir sehr lieb, wenn Du mit Deiner Anzeige der Lebensquelle zu Tage kömmst, denn der Bozner Pöbel versteht sie nicht. Die eitlen klatschhaften Narren meinten, sie müßten alle persönlich drin vorkommen, die ganze Stadt müßte durchgezogen sein, auf Klatschgeschichten müßte es tausend Anspielungen enthalten, kurz sie erwarteten einen Kleinstädter Hauptspaß. Davon ist nun keine Silbe darin zu finden. Das Drama spielt in geistigen Regionen, die ihnen völlig fremd sind und die ihnen albern vorkommen, eben weil sie selbst

keinen Geist haben. Sie nennen's daher nur schlechtweg: „das kühle Brünnl."

Baron von Giovanelli scheint das Stück allerdings verstanden zu haben und daß die Scene zwischen dem Schah, Astrologen und Hofnarren eine Anspielung auf die Träumereien der Mystik enthält, ist klar* und bin ich weit entfernt zu läugnen. Er wird auch nicht so dumm gewesen sein, sich selbst, wie Du meinst, hineinzusetzen, sondern sieht sich durch Verspottung der Fahne, zu welcher er geschworen, verhöhnt. Eine Annäherung an ihn ist unter diesen Umständen unmöglich und würde, mein' ich, nur zu größerer Spannung führen. Du als Dritter und als zweiter Demosthenes kannst hier etwas wirken und es wird daher gut sein, wenn Du wenigstens auf einen Tag der Fastnachtsferien herabkömmst.

Der Stimme des Pöbels aber eine andre Richtung zu geben, wird eine erläuternde Anzeige im Boten, die sich über das Verständniß, Sinn und Deutung des Märchens verbreitet, sehr geeignet sein. Selbst Pater Dismas, der Direktor der hiesigen Humaniora, erklärte, nicht erfassen zu können, was ich damit gewollt habe, und scheint nur ein paar „lascive" Stellen, die er hiebei hervorhob, begriffen zu haben. (Hört!) Ich wiederhole deßhalb meine Bitte."

---

* Die Anspielung ist aber so versteckt, daß sie wohl nur dem Verfasser klar geworden ist.

B. W. an J. St.

Meran, den 18. Januar 1839.

„L. F.! Dein Brief hat mich wieder beruhiget. Ich sehe, daß die Sache viel besser ist, als Dein voriger gesagt hat. Der Vorwurf, daß es etwas schwer ist, aus der Lebensquelle den wahren Sinn herauszunehmen, ist nicht ganz grundlos. Das sage ich aber nicht. Ich rücke im Boten nur das ein, was ich darüber im Guten meine, stelle den Sinn heraus, wie ich ihn gefunden, und sage auch nichts von der lasciven Scene.* Im Vertrauen gesagt, weiß ich wahrhaftig nicht, warum Du sie hereinziehst, außer etwa um die Buhlschaft mit der reinen Liebe in schneidenden Kontrast zu bringen. Was den Spott über die Träumereien der Mystik betrifft, so ist er allerdings vorhanden, fast etwas zu breit, aber so unbestimmt und allgemein, daß keine Menschenseele sich dadurch getroffen fühlen kann, außer sie ist ohne Verstand. Ich sende heute mit dem Postwagen die kurze Anzeige."

B. W. an J. St.

Meran, den 23. Januar 1839.

„L. F.! — — Hier habe ich von der Lebensquelle kein Wort gehört. Nur scheint mir, P. Albert weiß

* Ein paar persische Marketenderinnen scherzen da nicht gar zimperlich mit dem Hofastrologen und andern. Die Scene ist sehr bald vorüber und was sie bedeuten soll, habe ich eben so wenig gefunden, wie Beda Weber. Freilich ist mir der Sinn der ganzen „Dichtung" verschlossen geblieben.

davon. Wahrscheinlich erhielt er den Auftrag, mich zu beobachten, was ich allenfalls darüber sage, ich habe aber nichts gesagt. Die Lebensquelle wird bei unserm Publikum nie Zug bekommen. Unter hundert Menschen ist kaum einer, der sie versteht. Daher ist eine Anzeige von mir auch bedenklich. Anstatt die Sache gut zu machen, fürchte ich sehr, daß ein neuer Sturm entsteht. Ich fordere Dich daher auf, mir mit umgehender Post zu sagen, ob es nicht vielleicht gar gescheidter ist, wenn ich meine Anzeige sistire? Ich persönlich halte es für ausgemacht, daß eine Geschichte herauskommt, die Dir und mir nichts nützt. Besser möcht' es sein, wenn eine solche Anzeige zuerst in ein österreichisches Journal eingerückt wird und von dort überwandert ins Tirolische. Das lege ich Dir in aller Wahrheit vor; ich bin sehr bereit andere Meinung anzunehmen, wenn ich sehe, daß die meinige nicht haltbar ist."

B. W. an J. St.

Meran, den 1. Februar 1839.

„L. F.! — — Sonst habe ich auch gar nichts gehört, nur bemerkt, daß Basili nach dem Empfange des Buches mit P. Albert mehrmal verkehrt hat. — — Ich bin seit einiger Zeit nicht ganz gesund. Ich halte das Essen und Trinken des Klosterlebens nicht aus. Darunter hat auch meine Thätigkeit gelitten und das macht mir mehr als Alles. Mir ist die ganze Welt verhaßt. Ich erschauere, wenn ich an einen Besuch denke, geschweige, daß ich ihn mache. Ich will sehen, wohin dieser Welt-

abschen führt. — — Von Innsbruck alles stille. Es ist jetzt Fasching, alles todt für die Pflicht, alles lebendig für die Sünde."

B. W. an J. St.

Meran, den 25. Februar 1839.

„L. F.! Beim Weggehen von Bozen habe ich Dich ganz unruhig verlassen. Du warst so sonderbar. Ich bemerkte sehr fleißig, daß Du beim Essen sehr wenig Wein getrunken, und Du warst wie verhext. — — Ich muß es Dir aufrichtig sagen, ich wünsche Dir alles Gute und Heilige und bitte Dich, sei mir nicht wieder so erstaunlich weltverhöhnend."

B. W. an J. St.

Meran, den 27. Februar 1839.

„L. F.! Herr von Vintler erzählte seiner Mutter, daß man in Bozen allgemein glaubt, Du hättest Dich sehr kompromittirt durch Deine närrische Arbeit. „Das Dichten solltest Du wohl sein lassen, dazu fehle Dir gar vielerlei." Er selbst kennt die Sache gar nicht und redet wie ein Blinder von den Farben. Frau von Vintler war darüber so begierig geworden, das famose Buch* zu lesen, daß ich nicht umhin konnte, es ihr zu leihen. Da wußte sie denn, wie zu erwarten stand, nicht wo aus und

* Beda nennt die Lebensquelle immer: Buch, obgleich es nur ein dünnes Heftchen von vier Bogen ist.

wo ein, kurz, verstand gar nichts. Darüber ist sich nicht zu verwundern. — — Die Anzeige von mir ist sehr kurz. Sie enthält bloß die Orientirung, so wie ich das Drama aufgefaßt, und lobt die Wahl des geistreichen Stoffes. Ich werde sie natürlich nicht zurücknehmen. Sie kann Niemanden wehe thun. Wie es aber draußen steht, weiß ich nicht recht."

B. W. an J. St.

St. Martin*, den 24. Oktober 1839.

„L. F.! Was ich mit Deinem Briefe machen soll, weiß ich wirklich nicht recht. Als Witz ist er mir zu wenig witzig, als Spott höchst ärgerlich und unanständig gegen Deinen ältesten Freund. Ich nehme ihn als eine Deiner Unarten, womit Du Deine Liebe zeigen willst. —

Zugleich, aufrichtig gesagt, mußt Du Deine Forderungen überhaupt herabstimmen. Wenn ich in Bozen Niemanden, namentlich Giovanelli, nicht besuchen soll, so kann ich unmöglich hinabgehen. — — Deine Vorwürfe über meine Besuche sind mir dann allzeit lästig und verbittern mir die Anwesenheit in Bozen. Du weißt nun alles, was mir anliegt. — — Widme mir auch einmal einen Tag und komme nach Saltaus.** Es freute mich

---

* St. Martin in Passeier, wie oben erwähnt, eine Pfarrei, die ebenfalls das Stift Marienberg zu besetzen hat. Beda hatte damals dort Aushilfe in der Seelsorge zu leisten.

** Ansitz und Wirthshaus am Anfang des Passeierthales.

sehr. — — Ich komme dann hinaus, und wir können einen Tag verschwatzen."

B. W. an J. St.

Meran, den 14. November 1839.

„L. F.! Ich danke Dir zuförderst ganz ergebenst für Deine Liebe und Freundschaft, die Du mir abermal auf meiner Bozner Reise erwiesen hast. Auch dem Fräulein Nanni meine Erkenntlichkeit für alles Liebe und Gute. — — Als ich von Bozen heimkam, fand ich ein Schreiben von Brixen vor, worin der Fürstbischof mir seine Zufriedenheit mit dem Reisehandbuche melden läßt. Er reise jetzt mit mir durch ganz Tirol, und ich sei ein guter Begleiter von viel Genuß und Aufklärung für ihn; er gratulire, daß das Werk so gut ausgefallen sei. Ich werde nächstens dem Fürstbischofe selbst meinen Dank sagen. — — Auf dem Platze in Bozen vor dem Einsteigen hast Du unter anderem gesagt, Schuler und ich hätten in Betreff einer Wiederverehlichung falsche Vorstellungen von Dir. Ich lasse mir die Zusammenstellung mit Schuler nicht gefallen. Seine Ansicht in diesem Punkte ist nie die meinige gewesen und wird es nie werden. Sie ist mir zu sinnlich und gemein. Meine letzte Anfrage an Dich war Mitgefühl; Du kamst mir einsam vor und bist doch sonst so gefühlvoll und theilnehmend. Ich bin geneigt zu glauben, daß es keine Einsamkeit für den Geist gibt bei Auserwählten."

B. W. an. J. St.

St. Martin, den 12. April 1840.

Unter diesem Datum erscheint ein langer, zwei Quart-seiten umfassender Brief, reicher als die vorhergehenden und nachfolgenden an Beschwerden, Vorwürfen, Anklagen, welche Beda Weber gegen seinen Freund zu Paiersberg richtet. Die Philippica mag wohl um so eher bei Seite bleiben, als die Thatsachen, die sie hervorgerufen, gar nicht ans Licht treten. Klar ist nur, daß ersterer in großer Gereizt-heit beweisen will, letzterer wisse ihn weder im persönlichen Umgange noch in seiner Abwesenheit so zu behandeln, wie er es verdiene.

B. W. an J. St.

St. Martin, den 13. April 1840.

„L. F.! — — Daß unsere Differenz ausgeglichen sei, kann ich leider nicht sagen. Sie ist erlediget, ja! Aber weiter nichts. Ich muß die Sachen nehmen, wie sie sind, zu streiten habe ich weder Lust noch Zeit. — — Uebrigens wirst Du bei mir stets die wohlwollendsten Gesinnungen antreffen und auch im herbsten Momente werde ich nie Gleiches mit Gleichem vergelten. Das ist mein letztes. Ich komme nie wieder darauf zurück."

J. Sch. an J. St.

Innsbruck, am 18. Mai 1840.

„L. F.! Deinem Wunsche gemäß habe ich zwischen Dir und Beda eine Art Vermittlung ausgeführt; es hätte

indessen derselben kaum bedurft, da Beda trotz allen Mißverständnissen und von Dir empfangenen Stößen Dich innerlich im Herzen immer gleich liebt und mir über Eure gegenseitige Annäherung erfreut zu sein scheint.

Wenn Du jedoch ein Freundesverhältniß mit Beda oder überhaupt erhalten oder auf würdige Weise kultiviren willst, so empfehle ich Dir dringend Ciceros Buch de amicitia zu studiren, und bis Du dazu Zeit findest, einige Bemerkungen von mir wohl aufzunehmen und zu erwägen. — — Beda hat Dich, wie ich mich neuerlich wieder überzeugte, herzlich lieb; Du mußt ihn sehr arg malträtiren und weder sein Herz noch seine Stellung nach Außen im geringsten respektiren, wenn er sich einmal nothgedrungen glaubt, einen Bruch mit Dir zu riskiren. Sei also künftig vernünftiger und milder; Du bist selbst guten Herzens und Sinnes, aber Du hast eine Kruste von Derbheit um Dich gezogen, die zu durchbrechen — wenigstens ohne Verletzung — selbst Deinen besten Freunden sehr oft schwer möglich wird. Warum setzest Du Dein Innerstes nicht mehr in Harmonie mit dem Aeußern? Du hast die zartesten Empfindungen in Deiner Brust; es wäre der verdammlichste Egoismus, wenn Du glaubtest, Gott habe sie Dir nur um Deinetwillen dahingepflanzt, nicht auch um derjenigen Willen, die Dir in Liebe und Freundschaft nahen. Ich kann mir überhaupt eine wahre Poesie des Herzens, die sich nur egoistisch in sich verschließen oder nur in Tintenschwärze ergießen, aber nie ins Leben treten will, gar nicht denken.

Nun habe ich sattsam gepredigt; es sind nur Winke; verstehst Du sie, gut — so wirst Du sie auch beherzigen; wenn nicht, in Gottes Namen! Ich meine es wenigstens ehrlich und bestrebe mich täglich, offen und mild zu sein."

J. Sch. an J. St.

Innsbruck, den 27. Juni 1840.

„L. F.! Deine beiden Briefe waren mir sehr erfreulich, weil sie eine Milde der Gesinnung offenbarten, die ich bisher nicht selten schmerzlich vermißte. Für den Mann gibt es keine größere Zierde, als Milde und Besonnenheit, mit Kraft und Selbstständigkeit des Charakters gepaart. — — Was nun Dein Verhältniß zu Beda betrifft, so ist meine Ansicht diese: Vor Allem horche auf kein fremdes Geschwätz, und wenn Dir etwas zu Ohren kömmt, so ignorire es, oder deute es, aufs tiefste in Bedas Persönlichkeit eingehend, zum Besten. An Beda haben die Verhältnisse — die ungünstigsten und verdumpfendsten, unter deren Einfluß eine Geistesentwickelung gestellt werden kann — vieles verkrüppelt, aber im innersten Kern ist er gesund und kräftig. Am schmerzlichsten fällt mir die — ich weiß nicht ob richtige — Bemerkung, daß er mir auf dem Wege scheint, die schöne Freiheit und Unabhängigkeit seines Geistes einzubüßen. Der so lange durch die Ungunst seiner Stellung zurückgedrängte, immer heimlich ersehnte Reiz geselliger Verhältnisse und geselligen Einflusses dürfte vielleicht die gefährlichste Klippe für seinen unabhängigen Charakter werden. Nur die Freundschaft,

im edelsten Sinne des Wortes, kann ihn vor dieser Gefahr warnen und retten; darum ist es auch ihre heilige Pflicht, nicht von ihm zu lassen, über alles Kleinliche wegzusehen und sich nur an das Wesen, das edle und geistreiche, zu halten. Alle Neckereien und Nörgeleien, alles Zwischenreden Dritter führen nur zum Unheile. Den Freund stelle Dir vor in schönster Beleuchtung (wir stellen ja auch ein liebes Bild in das schönste Licht) und wenn Du Dir dieses Bild wieder recht vergegenwärtiget, wenn Du Dich an seinem milden Schimmer erwärmt hast, dann schreibe ihm und reiche ihm die Hand, als ob nie ein Mißverständniß obgewaltet hätte. Du kannst es jetzt thun; denn Du bist dazu in der rechten Stimmung; Du sollst es thun, denn es handelt sich um eine Pflicht der Freundschaft und Du wirst es thun, damit gewisse Leute nicht den Triumph haben, sich ein so lange dauerndes, so enges Freundschaftsverhältniß aufgeopfert zu sehen. — — Lebe wohl! Lies fleißig, schreibe fleißig; der Teufel hole Dich, wenn Du alle Deine schöne Zeit nur auf Rabulistendienste und Geldscharren verwendest!“

B. W. an J. St.

St. Martin, den 18. September 1840.

„L. F.! — — In Erwiderung auf Deinen frühern Brief, so ist niemand bereitwilliger alles zu vergessen als ich. Unsere Mißverständnisse nutzen nur unsern Feinden und es ist nach so langer Zeit treuen Einverständnisses auch in sittlicher Beziehung ärgerlich. — — Von meiner

Thätigkeit ist nichts merkwürdig als: „Tirol und die Reformation“ — druckfertig, eine Darstellung jener ekstatischen Seelen, die in Tirol für die katholische Religion gegen den Protestantismus im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert gearbeitet haben, etwa 36—40 Druckbogen gebend. „Giovanna“ fertig, aber noch hier. Ich habe nebenbei viele lyrische Gedichte gemacht, so daß Passeier für diese Art Herzerguß am fruchtbarsten war. Oswald von Wolkenstein kommt heuer endlich auch wieder an die Reihe; kann aber kaum früher als bis im Sommer fertig sein, da eine neue Handschrift viele Arbeit macht. Ich bin hier einsam und nach meiner Art auch oft trübe gestimmt und habe ganz gegen meine frühere Gewohnheit oft nicht viel Freude am Leben. Du bist mir dabei oft eingefallen. In Meran sind meine Kollegen sehr entzweit. Gut, daß ich weg bin. Das allein hat mich noch nie gereut. Wenn ich aber bedenke, mit wie wenig Menschen man auf Erden ein gescheidtes Wort reden kann, so macht es mich völlig unsinnig.“

B. W. an J. St.

St. Martin, 10. November 1840.

„L. F.! — — Dein Brief ist an einigen Stellen etwas spießbürgerlich, verzeih' mir den Ausdruck. Ob man mich in Meran achtet oder nicht, gilt mir glücklicher Weise gleich. Du redest von Dingen, die Dir völlig unbekannt sind und ihrer Natur nach und bei meinem Gefühl auf ewig unbekannt bleiben werden. Ich könnte

zweitens nur ein Narr sein, wenn ich vielen Werth auf meine Gedichte legte. So kann P. Basili und Pius reden, d. h. unpoetische Seelen, die ihre eigene Poesie überschätzen."

B. W. an J. St.

St. Martin, den 8. Dezember 1840.

„L. F.! Den Staffler* erhielt ich zu meiner Konsolation. Ich erhob ihn selbst auf der Post in Meran; man lachte mir laut ins Gesicht über den Titel und ich natürlich mit. Ich erkenne darin gerne Deine Liebe zu mir, denn nur gegen Geliebte erlaubt man sich solche, an sich sehr unschuldige Scherze. Indeß muß ich doch für unsere baldigen Vierziger den freundlichen Wunsch hier ausdrücken, daß wir unser enges Verhältniß nicht auf diese Weise der kalten verruchten Welt preisgeben* — — Uebrigens grüße ich Dich, liebster Freund, mit heiliger Innigkeit als einen der wenigen Edlen und Freien, die in der eklen Gemeinheit dieses Lebens nicht allen Gottesadel eingebüßt. Ich liebe Dich deßhalb mit unauslöschlicher Vorliebe und Zärtlichkeit und fühle minder den Druck der Gegenwart, weil ich mich an Dich anschließen und Deiner Liebe mich freuen kann. Auch an Deine Freundin

---

* Tirol und Vorarlberg, historisch und topographisch von J. J Staffler. I. Theil Innsbruck 1839. S. oben S. 8.

* Es war schon früher vorgekommen, daß Streiter den Freund durch komische Titulaturen auf den Adressen zu necken sich erlaubte. Wie weit der Scherz gegangen, ist nicht anzugeben.

Anna von Kapeller denke ich mit Liebe und herzlicher Ergebenheit, denn auch sie gehört unserer Geistesrichtung an und hat Muth genug, nicht um den Jammer dieser Erde zu buhlen."

B. W. an J. St.

St. Martin, den 18. Dezember 1840.

„L. F.! — — Von Verona hat mir unlängst Dipauli geschrieben. Die beiden Görres sind drinn und auf mich nicht gut zu sprechen, weil ich mich so von ihnen und Giovanelli zurückzöge. Ich habe lachen müssen. Ich bin ja nicht um dieser Leute willen auf Erden."

B. W. an J. St.

St. Martin, den 3. Januar 1841.

„L. F.! — — Dein Brief hat mich gestern ins größte Erstaunen versetzt. Ich hätte mir eher den Tod eingebildet als ein Drama von Dir* in tausend Arbeiten.

Mehreres über dieses Schwalbenziehen des poetischen Frühlingswiederkehrens mündlich. — — Die größte Verwunderung erregte aber das Ende Deines Briefes, mit den Endscenen, die fertig sind. Liebster Freund! Du bist ja ein entsetzlicher Mensch! Ich ermangle nicht, auf Dein dramatisches Neujahr ein prosaisch herzliches zu wünschen für Dich und Deine Freundin und Deine Kinder."

---

* Das Drama, dessen nahe Vollendung Streiter damals ankündigte, ist das oben schon öfter erwähnte „Himmel und Erde. Ein Mysterium."

B. W. an St.

St. Martin, den 20. Februar 1841.

„L. F.! Von Verona höre ich, daß man mit dem alten und jungen Görres, die dort überwintern, nicht sonderlich zufrieden ist. Diese beklagen sich auch, daß man ihnen zu wenig Aufmerksamkeit schenke in Tirol. Von Innsbruck erhielt ich gestern Briefe mit Klagen über das Nichtsthun unseres edlen Freundes Schuler.“

B. W. an J. St.

St. Martin. Ohne Datum; etwa im Februar 1841.

„L. F.! Unsere freundschaftlichen Verhältnisse seit zwanzig Jahren leiden immer mehr, und ich leide mit Ihnen. Ich kann meine Liebe zu Dir nicht vergessen, und einige Erinnerungsgegenstände von Dir verwunden beim Anblick meine tiefste Seele. Ich bitte Dich, mache dieser Sache ein Ende. Ich muß darüber zu Grunde gehen. Ich bin daher entschlossen, alle Forderungen von Deiner Seite, auch schmerzliche einzugehen, wenn sie nur einiger Maßen billig sind, um mein eigenes Herz zu retten, das mit so glühender Liebe an Dir stets gehangen ist und noch hängt. Ich bitte Dich, diesen Umstand wohl zu erwägen. Ich sage nichts vom Uebelstande, den ein Bruch unserer Freundschaft vor unseren Feinden haben wird; mir ist die Welt gleichgültig im Vergleiche mit den unabweislichen Bedürfnissen meines Herzens. Es kann Dir meine Liebe zu Dir nicht wohl zweifelhaft sein, sonst könntest Du Dir nicht fortwährend kleinliche Neckereien

erlauben, die bei einem empfindlichen Menschen, wie ich bin, nothwendig eine Erkältung zu Folge haben müssen. Wenn Du sie aber wirklich mit voller Ueberzeugung anwendest gegen Deinen einzigen ältesten Freund, der mit der uneigennützigsten Liebe stets an Dir gehangen in allen guten und bösen Fällen Deines Lebens, so hättest Du offenbar die Absicht, meiner los zu werden. So schmerzlich das für mich wäre, müßte ich gleichwohl annehmen, was nicht zu vermeiden ist. In diesem Falle scheiden wir aber lieber als Männer, als Freunde, deren Innigkeit nicht so bald wiederkehren wird an andern, die auch fürs ganze Leben getrennt, doch den Herd ausgebrannter Zuneigung nie vergessen, nie ganz erkalten lassen, was ich meinerseits im tiefsten Gewissen vor Gott versichern kann. Trifft dieses letzte unvermeidliche Unglück ein, so muß ich Dich bitten, daß ich Dir einiges zurücksenden darf, was mich alle Tage an Dich erinnert und mir unerträgliche Schmerzen macht, nicht Dich zu kränken, sondern die Wuth meiner reizbaren Natur beim Anblicke desselben zu mildern und mir einige Vergessenheit des Geschehenen zu erkaufen, so weit es überhaupt möglich bei der angebornen Treue meines Herzens. Ich bin zu allem Billigen bereit, wenn nur Du gleiche Versöhnlichkeit zeigst."

B. W. an J. St.

St. Martin, den 11. März 1841.

„L. F.! Zu Deinem Namenstage (19. März), an den ich so oft denke, wünsche ich Dir alles Liebste und

Beste! Insbesondere, liebster Freund, eine fröhliche Laune, ein heiteres Gemüth und die trunkene Freude ewiger Jugend ins Herz! Du warst während meiner letzten Anwesenheit in Bozen scheinbar so fröhlich, so gut gelaunt, es schien mir aber eine unabnehmbare Wolke auf Deiner Seele zu stehen, und nur Deine Lebensgewandtheit hob Dich über die Mißgefühle des Innern hinaus. Möchte sich mein Auge, die Ahnung meines Herzens doch geirrt haben! Der Tod der Dorothea von Tieck hat mich schmerzlich berührt um Deinetwillen. Ich weiß aber nicht, ob Du unglücklich bist, daß Deine Lieben sterben! Sie sind besser aufgehoben jenseits als in dieser kalten, untreuen, verruchten Welt, wo so wenig Wahrheit und Genuß zu finden! Ich bin nie mit dem Tode vertrauter gewesen, als eben jetzt in meiner Thaleinsamkeit, und er scheint mir gar nicht fürchterlich; täglich sehe ich ihn an meinen Kranken, von denen nur sehr wenige ungern sterben! Ich gebe Dir gerne Nachricht von meinem Treiben, denn ich habe keine wahre, schätzbare Theilnahme als die Deine, und sie ist meinem Herzen unentbehrlich als die Erinnerung meiner Jugend. — Ich arbeite jetzt am zweiten Theil der Giovanna, es geht leicht und schnell, und die Arbeit ist in soferne lohnend, als sie mich unterhält. — Der überall keimende Frühlingsschmuck hat meine ganze Seele entzückt. Die Lieder wollen indessen nicht ruhen; drei sind entworfen, halbgemacht, aber keines vollendet. Ich bin seit einigen Tagen so schwach, daß ich kaum gehen kann, und ein schändlicher Husten mattet mich ab. Ich

schiebe alles auf die Jahreszeit und lasse mir meinen Humor nicht rauben. — — Deine Ansicht über die neueren Dichter, die Du mir ganz unerwartet in Bozen ausgesprochen, ist auch die meinige, ungeachtet ich Dir widersprochen; es geschah nicht im Ernste. Aber, lieber Freund! hast Du allzeit so gedacht? Ich glaub' es kaum. Es gab eine Zeit, wo ich diese Dichter verachtete, und da bekam ich derbe Lektionen; mit Recht, denn ich verdammte, was ich gar nicht oder nur höchst oberflächlich kannte. — — Mich verlangt nach Goethes Briefwechsel mit einem Kinde, wenn Du ihn zurück erhältst. Mir scheinen zwar diese männlichen Weiber etwas krankhaft zu sein, so auch ihr Gerede, aber geistreich ists gewiß. Hier in Passeier liest sich übrigens derlei besser, wo die Einsamkeit das Ueberspannte genießbarer macht."

B. W. an J. St.

St. Martin, den 22. März 1841.

„L. F.! — — Die Romane der Madame Sand beschäftigen mich angenehm, und im krankhaften Zustand liest sich so etwas leichter. Es sind Zerrissenheitsromane, im Zerfall mit der Welt empfangen und ausgeführt, aber der ungewöhnliche Geist des Weibes vergibt vieles, was ich an sich nicht vertreten möchte. Sie sind bei aller Reichhaltigkeit etwas schwatzhaft und einförmig, Ehestands- und Heirathsgeschichten, aber mit viel Geist behandelt."

B. W. an J. St.

St. Martin, den 24. März 1841.

„L. F.! — — Ostern blüht mich freudiger an als jemals, denn eher als ichs merke, werd' ich frei und kann wieder leben nach Gefallen und wandern in die weite Welt. — — Es kommt mir noch ein anderes Mißgefühl, es ist Deine Großmuth im Bücherschenken und im Bücherbestellen. Sie hat etwas Drückendes so wie Du's jetzt treibst, und es fällt mir gar nicht ein, Dich zu mißbrauchen. Ich fürchte nicht, Dich zu verarmen, aber meine Zukunft ist so schwankend, daß ich in Orte kommen kann, wo mir fast alles fehlt, nur Bücher nicht. — — Mit Deiner falschen Stellung im Leben bin ich auch nicht einverstanden, ich sehe es wenigstens nicht ein. Viele Deiner Genüsse, Bücher, Reisen, Kupferstiche, Gartensubstruktionen mit Statuen wären alle unmöglich! — — Sodann ist ein Leben, ganz der Wissenschaft oder der Dichtung geweiht, vielleicht auf Erden überhaupt unmöglich! wenigstens selten und nur lohnend in den ungewohntesten Verhältnissen, wo eine Weltberühmtheit in nächster Aussicht steht. Man kann viel wagen, aber oft sehr wenig gewinnen, und der Bitterkeit dieser Art hast Du selbst schon genug gehabt, um sie gehörig zu schätzen. — — In Deinem Alter, bei Deinen Kindern und noch mehr bei Deinen Erinnerungen kannst Du keine andern Verhältnisse wünschen, als die, in denen Du bist. Die Ruhe kommt mit der Zeit, durch die Thätigkeit selbst. Ich rathe Dir, die letztere nicht zu stark zu zersplittern. Nimm

mir alles das nicht übel, es kommt aus gutem Herzen, das irren kann, aber Dich nicht beleidigen will. — — Du hast den Trost, daß ich Dirs stets offen sage und in Deiner Abwesenheit den Freund heilig halte."

B. W. an J. St.

St. Martin, den 24. Juni 1841.

„L. F.! Ich gieng gestern sogleich mit Deinem Brief zum Pfarrer. Aber er erklärte mir, daß er mich vor Peter und Pauli unmöglich entlassen könne. — — Ich war nämlich durch Deinen Brief so aufgeregt worden, daß ich auf der Stelle, wenigstens auf einen Tag, hinunterlaufen wollte. Weinend vor Schmerz gieng ich in mein Zimmer und wußte mir in meiner unbändigen Stimmung nicht zu helfen. Nach einer konfusen und fast schlaflosen Nacht kam ich endlich heute morgens zu folgendem Schlusse: Ich werde gegen allen Anstand meinetwegen um Peter und Pauli nach dem Gottesdienste abgehen."

B. W. an J. St.

Meran, den 5. September 1841.

„L. F.! — — Fouqué's Leben habe ich schon durchgelesen. Es sprach mich in keiner Weise an. Nach meinem Gefühl ist das Buch schlecht geschrieben, steif und voll wunderlicher Frömmelei, und läßt das Leben selbst wie kleine unbedeutende Korkstückchen auf der See des eigentlichen verborgen gebliebenen Lebens schwimmen, daß man daraus nicht klar wird. Seine Feldzüge, so wie seine

Frauendienste kommen mir gleich lächerlich vor. Indeß für Literaturgeschichte lernt man doch einiges daraus. — — Der Mann hat etwas Verwandtes mit mir. Er ist kleinlich und steif im Ausdrucke und weltunläufig, scheint mir, und deßhalb möchte ich ein größeres Werk von ihm, womöglich in Prosa lesen. — — Ich fühle wenig Drang, Besuche zu machen, es ist so viel Schales in diesem Meranerwesen, daß ich mit Ekel mich abwende. Dadurch gewinne ich Zeit für vieles, was sonst unterbleiben müßte. Heute war auch ein Besuch da, der viel über Dein Advokatenwesen klagte und beschuldigte. Ich wurde dadurch verstimmt und fühle mich immer mehr gedrungen, mich von diesem abscheulichen Weltgeklatsche ab und ins Heiligthum treuer Liebe und Freundschaft hineinzuflüchten, das mir in Dir seit meiner Jugend offen steht, unbekümmert um alles außer mir."

B. W. an J. St.

Meran, den 9. September 1841.

„L. F.! — — Der preußische Gesandte in Stuttgart war bei mir, ein Herr von Rochow, Bruder des Ministers des Innern in Berlin. Er ist ein sehr gebildeter Mann; er war mir wohlthuend auf die tirolische Rohheit, auf die man so viel Gewicht legt. Wir sind Barbaren gegen diese gebildeten und so vernünftigen Leute. Er wird sich hier drei Wochen aufhalten. —

Dein Urtheil über mein Buch ist ein sehr billiges und verständiges. Es wäre mir lieb, weitläufiger über

meinen Stil aufgeklärt zu werden. Denn bin ich wieder gesund, so gehe ich nach Passeier und will so schreiben, als gescheidte Leute für gut halten. Indeß, den eigenen Satan des menschlichen Individuums wird man leider nicht ganz los. Ich sehe es an Höherbegabten. Wenigstens fehlt es mir nicht am Willen, noch zu lernen."

B. W. an J. St.

Meran, den 18. September 1841.

„L. F.! — — Ich kam diesmal gut nach Hause, war aber traurig; dieses ewige Getrenntwerden ist doch gar zu verdrießlich. Lebet heimlich und versteckt vor der ruchlosen Welt, die für nichts Sinn hat als für das Schlechte und das Glück einiger Gemüther nicht leiden mag."

B. W. an J. St.

Meran, den 27. November 1841.

„L. F.! — — Ans Fortgehen denke ich jetzt nicht. Es fehlt mir an Muth und Zeit. So kurz ich heuer eigentlich abwesend war, kommt es doch viel heraus, da die andern hier sitzen bleiben und sich beim Meraner Stadtgeträtsche ganz wohl gefallen. Zudem habe ich mich offenbar bei Euch das letzte Mal verdorben. Ich trank zu viel Wein, wie schon öfter, und das thut mir allzeit übel. Jetzt enthalte ich mich allen Weines und lebe nicht am besten, aber doch viel besser als wenn ich täglich tränke."

B. W. an J. St.

Meran, den 17. März 1842.

„L. F.! Ich wünsche Dir alles Liebe und Freundliche zu Deinem Namenstage, den ich so gern persönlich mit Dir gefeiert hätte. — — Ich bin soeben das erste Mal ein wenig aus dem Bette und sogar in die Sonne gegangen, es ist aber noch nichts weniger als vorbei; ich werde mich sehr halten und alle Studien liegen lassen. Bekomme ich so viel Athem, so werde ich wenigstens um Ostern nach Bozen kommen, ich sehne mich recht darnach, denn die Erinnerung an so viele Ostern, die ich dort verlebt, macht es mir fast zum Bedürfniß, diese Erholung besonders für meinen jetzigen Zustand aufzusuchen. — — Trinkt nach Deiner Gesundheit auch die meine! Verzeih' mir alles, wenn ich etwas Mißfälliges Dir gethan. Mein besseres Selbst hat daran keinen Antheil; ich werde stets mit der kindlichsten Hingebung an Dir hangen, denn in der weiten Wüste des Lebens bist Du mein einziger grüner Ast. Auf fröhliches Wiedersehen!"

B. W. an J. St.

Meran, den 24. April 1842.

„L. F.! — — Was Gersdorfs Reportorium über mein Buch (Tirol und die Reformation) spricht, weiß ich schon, ein Protestant kann kaum anders, ein Lob wäre mir fatal —. — Es wird jetzt in fast allen Journalen für und wider gezankt. Die Katholiken sind im Ganzen durchaus günstig. Selbst die strengste, die ich gelesen, legt dem Buche den

Ton und den Katholicismus nicht zur Last, im Gegentheil rühmt ihn als das Beste. Die protestantischen sind umgekehrt, das ist in der Ordnung. — — Von Fanny von Dipauli habe ich dieser Tage ein höchst eigenhändiges Schreiben erhalten und ein großes Lob über Dich und Deine Bildung und Dein solides Betragen. Sie sei früher oft durch Dein seltsames Wesen und Reden irre geführt worden, aber sie sehe, daß Du zu den Gebildetsten des Landes mit Recht zählest. Ich habe darüber die größte Freude empfunden."

B. W. an J. St.

Meran, den 29. April 1842.

„L. F.! Dein Gedicht* ist sehr schön, es hat mich mit seinem Ende bis zu Thränen gerührt. — Und weiter ist da auch nichts zu sagen, als meine Anerkennung für Deine schöne heilige Stimmung laut werden zu lassen. Glücklich wer eine große unvernarbbare Wunde, einen heiligen Schmerz durchs Leben trägt! Es lebe die Treue über Tod und Grab hinaus. — Ich verstehe und begreife, daß einer solchen Stimmung gar vieles gleich sein kann, was andere Menschen hochschätzen. Indeß soll man nichts übertreiben, wahrhaft große Seelen, deren Beifall allein lohnend erscheint, sind auf Erden so selten, daß wir in unsern Verhältnissen ewig darauf verzichten müssen. Mir scheint es auch eine geistige Untreue, nach irgend eines

* „Himmel und Erde."

Menschen Beifall zu geizen, eine Entweihung der Gabe, die geheimnißvollen Tiefen entquillt. Aber nie gleichgiltig soll es uns sein, bei edeln gutmüthigen Menschen auch als das zu passiren, was wir sind; und nie muthwillig zu verscherzen, was zum Leben doch auch wünschenswerth ist. — — Wenn Du also der Dipauli wohlgefällst als geistreicher Mensch, so ist es kein Tadel, es entscheidet keineswegs etwas an Dir, aber die Göttergabe findet Anerkennung und das mußt Du der Muse wegen lieb haben. — — Dieser Tage wieder eine neue Recension meines Buches in den Anzeigen der Akademie der Wissenschaften zu München,* eine unverschämte Lobhudelei, was einen unverdorbenen Menschen kränken muß."

Bedas letzter Brief ist vom 30. Juli 1842. Im August trat der Bruch ein und riß allen Verkehr ab. Am Schlusse dieser Korrespondenz sei übrigens auch auf die Briefe aus dem Streiter'schen Freundeskreise hingewiesen, welche A. Pichler in Edlingers Literaturblatt veröffentlicht hat.

* Von Dr. Const. von Höfler, damals Privatdocent in München, jetzt Professor an der Universität zu Prag.

X.

Der dritte Sommer.

Aufenthalt in Innsbruck. Freiherr Josef von Giovanelli.

Nun war der Winter wieder vergangen und der Frühling gekommen, mein Buch aber wieder nicht fertig geworden, weil ich zu viele Allotria, zuerst die Urbewohner Rhätiens; zuletzt noch die besagten Sprachgrenzen, in meine Arbeit hereingezogen hatte. Als nun der Mai sich näherte, dachte ich am Ende meine Aufgabe in Tirol eben so gut oder besser als am Isarstrand vollenden zu können, rüstete mich und war am ersten des Wonnemonds 1844 in Innsbruck. Das war der Anfang des dritten Sommers in Tirol.

Die Aufnahme in der Landeshauptstadt war sehr freundlich, die Unterhaltung durch die letzten Vorkommnisse genährt und belebt. Professor Albert Jäger, den ich zweimal vergeblich aufgesucht, kam dann, den Besuch erwidernd, zu mir und „ich lernte ihn also kennen, den Kühnen, der es gewagt, hier in Innsbruck gegen die

Jesuiten aufzutreten — ein freundlicher, liebenswürdiger Mann!" Sehr lebendigen Verkehr pflog ich, wie sich von selbst versteht, mit den früher genannten Freunden, zumal mit Dr. Schuler. Mit letzterem gieng ich einst auf der Straße, als der Freiherr Josef von Giovanelli, Kanzler des Merkantilgerichtes zu Bozen, des Weges kam, der Freund des berühmten Görres, der Hort und Vorkämpfer des alten Glaubens und der alten Freiheiten. „Er ist," schrieb ich damals in mein Tagebuch, „ein dicker, behaglicher Herr, mit gutmüthigem Gesichte und schlottrigem Gange — sehr bürgerlich in seinem Wesen. Schuler erzählt von ihm, er spreche sehr gut und daher seine große Gewalt über die Stände (den Landtag oder die Landschaft), unter denen sonst kein Redner, so daß die meisten nie etwas sprechen, sondern nur mit „Auch so!" votiren. Er fange unscheinbar an, leise, ungemein faßlich, und fahre dann fort, immer bedeutender, immer größer, zuweilen nicht ohne dichterischen Schwung. Die geistlichen Herren hat er völlig in seiner Gewalt, die anderen hat er eingeschüchtert. Wenn er heute vorschlagen würde, die ganze Landschaft solle mit einem Stricke um den Hals nach Maria Einsiedeln wallfahrten, es würde keiner widersprechen. Gegenwärtig beklagt er sich bitter, daß man ihm überall entgegentrete, daß man ihm eine Opposition geschaffen habe, was wohl die Belohnung für seine vieljährigen Dienste sei, und dabei droht er, sich ganz zurückzuziehen. Sehr Viele hoffen, daß er seinem Vaterlande dieses Opfer auch noch bringen werde. Den Freunden

angenehmer Dunkelheit scheint er dagegen das dickste Parasol gegen jeden Lichtstrahl. Sonst ist er namentlich der Leiter sowohl der tirolischen Ekstase, als auch der diabolischen Phänomene. Bei ihm laufen alle die dämonischen Fäden zusammen, die sich mehr und mehr in dem Lande anspinnen. Kein Teufel erscheint in Tirol, der nicht zuerst an Herrn von Giovanelli seinen väterlichen Freund und Gönner fände, aber er würde sich sehr täuschen, der Teufel nämlich, wenn er auf lange Dauer dieses Verhältnisses rechnen wollte. Der Kanzler spielt mit ihm nur, wie die Katze mit dem Mäuschen. Vor Allem wird gesorgt, daß sein Erscheinen dem hohen Adel, dem Bürger und Bauer gebührend angezeigt, allerwärts verkündet und seinem Walten die nächsten Hindernisse aus dem Wege geräumt werden, damit jeder Christenmensch selber sehe, was für ein nichtsnutziges Scheusal der Teufel eigentlich sei. Dann aber, wenn er sich in seiner vollen Verworfenheit gezeigt, ist die Freundschaft aus und der frühere Günstling muß sich schonungslos exorcisiren lassen."

„Ein Mädchen zu Hall, in einem Hause, das auf dem Wege nach Heiligkreuz liegt, bis dahin klug und fromm, legte plötzlich alle Anzeichen dämonischer Besessenheit an den Tag. Man hörte eine rauhe Stimme aus ihrem Halse, sie schnellte sich empor, wand sich in unbegreiflichen Krümmungen und fuhr an den Wänden hinauf. Sie wurde exorcisirt, aber ohne Wirkung. Als sie gestorben, wurde die Sektion, die der hochwürdige Klerus in solchen Fällen sehr ungern zugibt, mit großer

Mühe erlangt und da fand sich denn die eine Hälfte des Gehirns in Eiterung und in den Eingeweiden ein Knäuel von Würmern, unauflösbar, mehrere hundert an der Zahl. Für die Unbefangenen war der Zustand nun erklärt — die anderen aber sahen gerade in den Würmern den oder die Teufel und fanden auch darin eine Bestätigung des Wortes, daß deren Zahl Legion sei, denn obgleich da mehrere Hunderte beisammen waren, so hatte man doch zu dieser Zeit nirgends im Lande einen Abgang verspürt."

Diesem tirolischen Freiherrn, der jetzt schon so oft durch diese Blätter gewandelt, dürfen aber hier wohl noch einige Worte gewidmet werden.

Die Giovanelli stammen, wie uns Staffler versichert, aus der Stadt Mailand und kamen im Jahre 1550 nach Tirol, als einer derselben den Edelsitz Gerstburg bei Bozen käuflich an sich brachte. Ein späterer Nachkömmling, Namens Josef, geboren 1750, erwarb sich Anno Neune hohe Verdienste um das Haus Oesterreich und leuchtete damals durch edle Opferfreudigkeit allen seinen Landsleuten voran. Er war, so zu sagen, der Banquier der Revolution, betrieb aber sein Geschäft mit großer Uneigennützigkeit und hat sicherlich nichts dabei profitirt. Staffler verzeichnet mit patriotischer Wärme seine rühmlichen Handlungen, erwähnt, daß er am 19. November 1812 aus diesem Leben geschieden, ohne von dem erhofften Umschwung der Dinge mehr als den Brand von Moskau erlebt zu haben, und geht dann auf dessen gleichnamigen, hier gemeinten Sohn über, welcher am 12. April 1784

geboren, am 14. September 1845 gestorben, „wegen seiner hohen Talente, gründlicher Gelehrsamkeit und umfassender Vaterlandskenntnisse“ ehrenvoll bekannt und zufolge allerhöchster Entschließung vom 16. August 1838 taxfrei in den Freiherrnstand erhoben worden sei. Bekannt ist, daß er 1809 zu dem unglücklichen Andreas Hofer in engster Freundschaft stand und zu dessen einflußreichsten Rathgebern gehörte. — — Bei den hohen Herrn in Wien galt der Freiherr zu Bozen immerdar als der Getreueste unter den Getreuen und, nachdem die andern Heroen alle gestorben oder verschollen waren, als der Universalerbe von Anno Neun. Gut angesehen bei dem Kaiser und dem Hofe, weil man ihm großen Einfluß bei den Tirolern zutraute, war er hoch geachtet und gefürchtet bei den Landsleuten, weil man glaubte, er gelte alles zu Wien.

Es ist allgemein anerkannt, daß der Freiherr von Giovanelli mit bedeutenden Geistesgaben gesegnet war. Ebenso wurden seine häuslichen Tugenden, seine Menschenfreundlichkeit, seine Vaterlandsliebe — wie er diese auch verstehen mochte — viel gerühmt. Seine politischen Anschauungen hatten dagegen in jenen Kreisen, mit denen ich verkehrte, keine Anhänger. Man behauptete, er schwärme eigentlich nur für das alte Tirol, wie es vor dem Jahre 1806 gewesen, „und nicht anders“; er sei der ganzen Gegenwart und jedem Fortschritt spinnefeind. Unter den Fremden, die allmählich in das Land zu ziehen begannen, waren ihm nur die Ultramontanen, die Mystiker willkommen, die andern, zumal die „Lutherischen,“ sehr unan-

genehm. Allgemein legte man ihm zur Last, daß er die Zillerthaler hinaus und die Jesuiten hereingebracht habe, wogegen ihn aber einer seiner Söhne vorletztes Jahr im Tirolerboten — etwas spät — zu vertheidigen suchte. An dem jungen Tirol hatte er also auch sehr wenig Gefallen. Schon als die oben besprochenen „Alpenblumen“ erschienen waren, schrieb Beda Weber, Meran, den 9. Oktober 1827, wie das „Literaturblatt“ 1. 119 mittheilt, an Johannes Schuler:

„Giovanelli, das V*** in Bozen, ist ganz fürchterlich auf unseren Almanach losgebrochen und schickt vor wenigen Tagen einen stolzen Pfaffen nach Meran, laut beim Superior zu klagen über meine und Pius' Theilnahme; die Tendenz desselben sei verrucht und gotteslästerlich. Dein „Liebeswahnsinn“ wirke zerstörend ins Leben ein; ich hätte eine nicht viel bessere Tendenz und sei heillos, mein „Weinlied“ und „die Liebe“ seien monströs verwegen. Und so thiermäßig weiter. — — — Ich habe mit ihm auf Leben und Tod gebrochen und will mit ihm weiter nichts zu thun haben.“

Doch — das gab sich wieder, wie die oben mitgetheilten Briefe klärlich darthun. Sie wurden stellenweise ganz gute Freunde, obgleich sie wenig Sympathie für einander hatten. Beda Weber wußte dem hohen Gönner mitunter doch verschiedene angenehme Seiten abzugewinnen und besuchte sein gastliches Haus, wenn sie nicht gerade zerfallen waren, so oft er nach Bozen kam. Er schimpfte nach seiner Weise bei dem alten Herrn über dessen Gegner und bei

dessen Gegnern über den alten Herrn. So konnte er da und dort aus seiner „Gesinnungstüchtigkeit" Kapital schlagen.

Es ist begreiflich, daß der alte Herr auch bei den jungen Leuten nur wenig beliebt war. Er galt ihnen allgemein als ein gefährlicher Wau-wau, als ein Organ der „unaufsichtlichen Aufsicht," das es für seine Pflicht erachte, all ihr Sinnen und Trachten zu überwachen und geeigneten Orts zur Kenntniß zu bringen. Selbst J. Schuler nannte ihn gern den Großinquisitor. In dieser Beziehung war er aber gewiß besser als sein Ruf. Dagegen scheint ziemlich sicher, daß in seinem Plauderstübchen damals der Trätsch von ganz Tirol zusammenrann, um sich von da in vermehrter, doch nicht verbesserter Auflage wieder über Stadt und Land zu ergießen.

Am neunten Mai sagt das Tagebuch:

„Ich komme soeben aus der Sitzung der Generalversammlung des Museums. Zuerst ward der Rechenschaftsbericht mitgetheilt und dann verlas der Gouverneur eine Rede. In dieser gieng es nun — und das überraschte alle, so daß man sich erstaunt ansah — über jene Verdächtigungen her, welche in neuerer Zeit gegen das Ferdinandeum verbreitet worden.* Der Redner hob unter Anderem hervor, wie gewisse Leute an dem wissenschaftlichen Vortrag vom 8. März Anstoß genommen, der doch

---

* Zunächst war die Postzeitung vom 21. April gemeint. Siehe oben S. 199.

zum größten Theile aus dem bischöflichen Geschichtschreiber Sinnacher gezogen sei; wie diese Leute, die sich so breit machten, ihre Unwissenheit lieber nicht hätten kundgeben sollen; wie man dabei vergesse, daß man hiemit auch ihn angreife u. s. w. Die Ausführung war ziemlich lange und ziemlich derbe. Dann kam der Redner auf die „Poetischen Regungen“ und die Entgegnung darauf. Diese letztere wurde wegen ihres leidenschaftlichen Tones bitter getadelt und dabei bemerkt, es komme ja nicht viel darauf an, wenn sich ein obskurer Dichter selbst Lorbeerkränze auf das Haupt lege. Dem Auslande gegenüber habe sich Tirol bei diesem Vorfalle nur bloßgestellt.

Der Anklang, den der Vortrag fand, war sehr groß; man bezeichnet nur zwei Leute, Herrn von Giovanelli zu Bozen und den Baudirektor Grafen Reisach, die darüber — aber bedeutend — verstimmt sein würden.“

Diese Allokution des Gouverneurs erregte bei der schon obwaltenden Spannung großes Aufsehen im ganzen Lande, welchem sie der Tirolerbote gewissenhaft mittheilte.

Am selben Tage war ich mit Professor Flir, Dr. Schuler und Dr. Stotter beim Gouverneur zu Tisch geladen. Professor Jäger, als sein Hausgenosse, theilte unser Vergnügen. Die Unterredung drehte sich zumeist um den heutigen Vortrag und wir werden schwerlich unterlassen haben, den Redner unsers unbedingten Beifalls zu versichern.

Graf Clemens Brandis war ein wohlwollender feiner Mann, ja sogar ein Geschichtschreiber, der sein Tirol und

Vorarlberg damals nach Metternichschem Rezepte ganz leidlich gubernirte. Den Stürmen des Jahres Achtundvierzig war er aber nicht gewachsen und so kam es, daß er nach kurzer Frist dem Altkaiser Ferdinand in Prag als Obersthofmeister beigegeben wurde. Er blieb in dieser Würde bis zu seinem Tode. Adolf Pichler sah ihn 1845 in Wien und schrieb von ihm: „Ich fand ihn auch jetzt wieder als einen vielseitig gebildeten, an das Wohl der Heimat aufrichtig denkenden Mann."

Als wir abgespeist und uns bedankt hatten, giengen wir andern nach Ambras, dem berühmten Schlosse eine Stunde von Innsbruck. Wir zogen eigentlich den Studenten nach, welche dort ein Liederfest feierten, und traten in eine große Halle, wo die jungen Leute sangen. Plötzlich steht so ein Schreihals auf und bringt gleich verschiedene Gesundheiten aus, die erste dem Professor Jäger, der mit wenigen Worten erwiderte, die zweite mir, „dem Freunde Tirols", die dritte den Herren Schuler und Stotter, welche sich gar nichts Mündliches abgewinnen ließen. Ich dagegen glaubte, erwidern zu sollen, und sagte, wenn ich mir um Tirol vielleicht ein kleines Verdienst erworben, so hänge dies jedenfalls an einer sehr fernen Vergangenheit, an der rhätischen Urzeit, allein mein Herz schlage auch für unsre Tage, die so viel versprächen, und ich bringe daher ein Hoch aus auf die Jugend von Tirol.

Damals waren wir Altbaiern an öffentliche Reden noch gar nicht gewohnt. Die Trinksprüche bei feierlichen

Gelegenheiten wurden gewöhnlich gelesen — am liebsten ganz vermieden. Als 1847 die Schwurgerichte eingeführt wurden, fragten viele: „Ja, was thun denn wir mit dieser Anstalt? es kann ja niemand reden bei uns?“ Diese Besorgniß ist aber glücklich beseitigt, denn es wird jetzt vor den Münchner Gerichten eben so viel und wohl auch eben so gut gesprochen wie anderswo. Was mich betrifft, so war aber jener Spruch zu Ambras meine Jungfernrede, wenigstens der erste Spruch, den ich öffentlich vor einer größeren Versammlung wagte. Ich war auch bescheiden genug, in meinem Tagebuch zu vermerken, daß ich ihn „schlecht und verlegen“ vorgebracht. Seitdem ist es mir mitunter besser gelungen. Vielleicht habe ich mich aber an jene Ambraser Leistung erinnert, als ich vor drei Jahren im weißen Lamm zu Klausen dem Wiener Maler ** einen guten Rath gab. Wir andern, Ignaz Zingerle, Julius Jung und solche Leute, hatten nämlich einen Geburts- oder Jahrestag zu feiern und schon mehrere anspruchslose, aber heitre Toaste ausgebracht, als der Maler heran kam und sagte: „Malen kann ich schon, aber reden kann ich nicht. Wenn ichs nur auch den Herren gleich thun könnte!“ — „I, nichts leichter als das! man braucht anfangs nur den Muth, sich ein halb Dutzend Mal zu blamiren“ — „Und wenns dann noch nicht geht?“ „Dann fängt man eben wieder von vorne an.“

XI.

In Paiersberg und im Sarnthal.

Am zehnten Mai stieg ich zu Innsbruck in den Stellwagen und reiste mit sechs Viehhändlern, die nach dem großen Markt zu Bruneck trachteten, über den Brenner. Am andern Mittag war ich in Bozen und klopfte sofort in Paiersberg bei Dr. Streiter an. Ich hatte diesen reizenden Ort vorher noch nie betreten.

Meine Beziehungen zu dem Herrn von Paiersberg waren während des vergangenen Winters immer lebhafter geworden. Er hatte, wie schon früher erzählt, zwei Töchter in die klösterliche Erziehungsanstalt zu Nymphenburg gebracht und da er ein sehr zärtlicher Vater war, so giengen ihm schon deßwegen die Sorgen nie aus. Die Mädchen litten anfangs an einigem Heimweh, waren nicht gern in der Anstalt, zuweilen auch kränklich und so kamen denn mitunter bedenkliche Nachrichten nach Hause. Da war nun meine Schwester, Frau von Seybold, die dort ebenfalls eine Tochter hatte, die Vermittlerin, welche jeden Sonntag hinausgieng und sich dabei auch nach den beiden Boznerinnen umsah, so daß ich alle Wochen hinreichendes Material zu einem Gesundheitsbericht erhielt. Vor meiner Abfahrt war ich auch selbst noch in Nymphenburg gewesen, um über das Befinden der Mädchen autoptische Meldungen geben zu können. Außerdem litt Dr. Streiter an litera-

rischen Schmerzen verschiedener Art. Er hatte eben ein großes, antipapistisches, „dem hochverehrten Hofrath Ludwig Tieck“ gewidmetes Drama, Heinrich IV., vollendet, dem er bei weitem mehr Erfolg versprach, als ihm beschieden war. Nachdem er da und dort vergeblich angeklopft, hatte Wolfgang Menzel den unglücklichen Kaiser gegen Ersatz der Druckkosten bei Hallberger in Stuttgart untergebracht. Da mich der Verfasser dringend ersuchte, für ihn eine „offene und unumwundene“ Kritik dieses Heinrichs zu verfassen, so setzte ich etliche Tage daran und schrieb eine solche, die ziemlich tief einzugehen trachtete, aber nicht sehr günstig lautete. Der Dramatiker nahm jedoch meine Freiheit nicht übel, sondern behauptete mit freundlicher Uebertreibung, mein Urtheil sei zehnmal mehr werth als seine Arbeit. Während er trotzdem sehnlichst wünschte, das Stück auf die Bretter zu bringen, hatte er sonst noch mancherlei schriftstellerische Anliegen. Da er zu Bozen weder ins Kaffeehaus noch ins Lesezimmer gieng und sich damals selbst die Allgemeine Zeitung nicht hielt, da er auch der Unsicherheit halber manche Briefe nicht gerne selber schrieb, sondern sie lieber mich schreiben ließ, wie denn auch die seinigen oft unter andrer Adresse kamen, so war mir in kurzer Zeit fast das ganze Ministerium seiner auswärtigen Angelegenheiten zugefallen. Ich hatte die literarischen Journale zu überwachen, ob sie keine Anzeigen der „Dichtungen“ brächten, seine eigenen Arbeiten, wie sie da und dort erschienen, jedes Mal kritisch zu würdigen, viel mehr wohlwollend zu besprechen, den brief=

lichen Verkehr mit andern Geschäftsfreunden, wie z. B. mit Wolfgang Menzel, und mit den verschiedenen Redaktionen zu besorgen, für neue Leistungen ein Unterkommen vorzuschlagen, Erkundigungen einzuziehen, Monitorien zu erlassen, zuletzt auch noch, da zur Abwechslung ein dramatischer Napoleon versucht werden wollte, über diesen Plan mich gutachtlich und so gründlich als möglich auszusprechen. In manchen kleineren Angelegenheiten dieser Art war ich auch glücklicher Weise in der Lage, ihm kleine Dienste zu erweisen, aber den Heinrich konnte ich eben so wenig auf die Bühne bringen, „als wärs ein Stück von mir." Aufrichtig gestanden unterließ ich auch jeden Versuch in dieser Richtung. Ein antipapistischer Heinrich IV. unter dem ultramontanen Ministerium Abel auf dem Münchner Hoftheater! Auch in Frankfurt sollte ich sondiren, allein so weit reichten meine Fühlhörner nicht. Anderseits war auch mein Freund sehr fleißig bemüht, mir Beiträge zu den Drei Sommern zu liefern, und brachte namentlich über die deutschen Sporaden in Wälschtirol viele brauchbare Notizen zusammen.

Diesem Verhältnisse hatte ich denn schon früher, schon vor Neujahr 1844, eine Einladung zu verdanken, eine dringende Einladung, nach Paiersberg zu kommen und so lang als möglich dort zu bleiben. Am 8. Februar schreibt der Einsiedler: „Meinen Vorschlag, mir ein wenig das Leben zu versüßen, dürfen Sie nicht ausschlagen, sonst wird nicht mehr Friede zwischen uns!" Am 26. desselben Monats: „Die Anwartschaft auf einen längeren

Umgang mit Ihnen gehört zu den schönsten Hoffnungen meines Lebens!“ Am 10. März: „Ich freue mich herzlich darauf, Sie bei mir zu sehen und recht lange unter Einem Dache mit Ihnen zusammen zu leben. Mein Leben ist leider so dürr und öde, daß ich in den Pontus verbannt zu sein glaube, und da thut mir solche Herzensstärkung ungemein wohl.“ Derlei Liebenswürdigkeiten wiederholten sich nun in jedem Briefe.

Also am elften Mai um Mittag klopfte der Pilgersmann zu Paiersberg an des Schlosses Pforte an. Sie ward alsbald auch aufgethan, wornach der ganze Inhalt des Hofes, die Dienstboten, die drei Buben, das eine Mädchen, das noch zu Hause war, und das Nannele und zwar Alle lachend, grüßend, jubelnd auf mich zustürzten und mir herzlich die Hände drückten. Und der Vater freue sich ungemein, daß ich endlich komme, — weil aber mein letzter Brief, der Tag und Stunde meiner Ankunft voraussagen sollte, noch nicht eingetroffen, so war er noch in der Kanzlei, welche in der Stadt befindlich, wurde aber für jeden Augenblick erwartet.

Während die oben genannten Personen sich zum größten Theile von selbst erklären, wird der Leser doch vielleicht fragen, was er unter dem Nannele zu verstehen habe. Diese Frage ist freilich schon beantwortet und zwar in einem sehr lesenswerthen Kapitel, welches unter der Ueberschrift: „Zur tirolischen Literaturgeschichte“ in meinem jüngsten Büchlein „Aus Tirol“ zu finden ist, allein da meine Bescheidenheit dem Publikum nicht zumuthen kann,

daß es jenes Kapitel gelesen habe, so darf ich wohl kurz wiederholen, daß das Nannele eigentlich ein Fräulein von Capeller zu Oster- und Gatterfelden * war, welches Dr. Streiters früh verstorbene Gattin, deren Jugendfreundin sie gewesen, ihm als wahren Hausschatz und theueres Familienkleinod, nämlich als liebevolle und gewissenhafte Erzieherin seiner Kinder hinterlassen hatte.**

Das Nannele besaß zwar seine geraden Glieder, aber ein minder schönes Antlitz, war etwas ledergelb und trug auf der Nase eine Warze, welche jedoch ihren Reizen kaum mehr Eintrag that. Dagegen war sie von großer geistiger Schönheit, Inhaberin eines edlen, treuen Gemüthes,

* Letztere beide Namen bilden das sogenannte „Prädikat" der Familie, wie es denn in Oesterreich überhaupt kein Adelsgeschlecht ohne Prädikat gibt. Der eigentlichen Absicht nach soll dieses von den Besitzungen der Familie genommen sein, allein seit langen Zeiten schon werden die Prädikate, wenn Güter nicht vorhanden sind, nach Geschmack und Auswahl des zu Adelnden ertheilt. Wo ihr Oster- und Gatterfelden zu finden, wußte das Nannele zwar selbst nicht anzugeben, gleichwohl aber legte sie vielen Werth darauf. In einem Briefe, den Streiter 17. Januar 1839 an Beda Weber schrieb, findet sich folgende, hieher bezügliche Stelle: „Capeller Nanni nahm es sehr übel, daß Du in Deinem letzten Briefe an sie auf ihren Adel und ihr Prädikat „zu Oster- und Gatterfelden" vergaßest, eine Schwachheit, die jedem adeligen Blute schon mit der Muttermilch eingetröpfelt wird. Beßre also Deinen Fehler; sie war den ganzen Tag mißlaunisch über den Affront."

** Vgl. oben S. 106.

warme Freundin der Literatur und namentlich der Dichtkunst, so daß sie nicht allein als die poetische Vertraute ihres eigenen Nährvaters und Hausdichters, sondern auch als Kennerin und Verehrerin unserer besten deutschen Autoren vor uns steht.

Im nächstfolgenden Jahre hat Dr. Streiter seine langjährige platonische Freundin und ökonomische Schaffnerin auch zum Altar geführt, um ihr dadurch für die vielen Verdienste zu danken, welche sie sich um sein Hauswesen erworben. Sie lebten friedlich und freundlich zusammen, bis er aus diesem Leben schied. Sie folgte ihm in wenigen Jahren nach.

Da nun aber vorerst auf den Hausherrn zu warten war, so wollte mich das Nannele, noch ehe er käme, wenn auch nur flüchtig, mit Haus und Hof bekannt machen. Sie führte mich also unter Begleitung der Kinder zuerst in dem zweistöckigen Ansitz herum, in die helle, offene Speisehalle, welche Cornelius' Zeichnungen zu Goethes Faust, dann in das Empfangszimmer, das verschiedene werthvolle Bilder, zumeist Kupferstiche nach Raphael, Titian, Paolo, Veronese und anderen zierten. Hierauf wurde der Büchersaal geöffnet, der hohe schöne Schränke und in diesen das Beste aus allen Literaturen, den alten und neuen, gewahren ließ. Endlich kamen wir auch in ein feines, niedliches Stübchen, das mir zur Herberge bestimmt war.

Aus dem Hause giengen wir in den Garten, der eigentlich ein Weinberg ist. In diesem zeigt sich auf

mäßiger Anhöhe eine geräumige Terrasse, die mit Springbrunnen, Tischen und Stühlen, mit Reben, mit Orangen-, Feigen- und Mandelbäumen trefflich ausgestattet ist. Hier prangen in hohen Lorbeerbüschen die marmornen Bilder unserer beiden Dichterfürsten, die Meister Rainalter zu Bozen hergestellt. Diese beiden Büsten hat später, wie wir erzählen werden, Beda Weber, der sie sehr gut kannte, scharf aufs Korn genommen. Rückwärts, hinter der Terrasse steigen hohe cyklopische Mauern auf, die den Schluß des Gartens bilden, und unmittelbar hinter diesen erhebt sich der steile, doch reichbelaubte Berghang, auf dessen Höhe die bekannten Sommerfrischen Oberbozen und der Ritten liegen.

Jene Terrasse bot nun in der Frühe und am Abend eine herrliche Aussicht über Stadt und Land, über Berg und Thal, sowie eine erquickende Kühle, weßwegen denn auch Frühstück und Abendessen in ihrem Schatten eingenommen wurden. Zum Mittagsmahle setzte man sich damals wegen der Hitze, die täglich zunahm, in die luftige Speisehalle.*

Als wir aus dem Garten zurückgekehrt, trat aber auch der Hausherr, mein werther Gastfreund, in den Hof.

---

* Ueber diesen Landsitz zu Paiersberg ist übrigens schon ausführlicher gehandelt in einem Kapitel, welches „Erinnerungen aus dem Etschland“ überschrieben und in meinen „Novellen und Schilderungen“ (jetzt bei Adolf Bonz und Cie. in Stuttgart) zu finden ist.

Wie er mich so dringend eingeladen und so sehnlich erwartet, so nahm er mich auch mit den herzlichsten Reden in Empfang. Wir setzten uns gleich zu Tisch, wo wir mit dem Nannele allein waren, da die Kinder ihr Mahl früher eingenommen, und blieben bei trefflichem Weine bis nach vier Uhr sitzen. Wir hatten uns ja so viel zu erzählen, so viel zu besprechen! Er war so neugierig zu hören, was in Innsbruck alles rumorte, was man von ihm und den „Poetischen Regungen", von Beda Weber und dem „Nachtrag", was man von Albert Jäger sage u. s. w. Auch denselben Abend saßen wir noch einige Stunden in lebhaftester Unterhaltung auf der Terrasse.

Der erste Eindruck war also sehr gewinnend! „Das Leben dahier," schrieb ich am nächsten Morgen in das Tagebuch, „ist wie ein schöner Traum!"

Die kommenden Tage vergiengen in diesem kleinen Eden sehr still und friedlich. Mit den Bozner Herren hatte Streiter gar keinen Verkehr und in Paiersberg war diese Gattung deßhalb nie zu treffen; nur zum Fräulein kamen zuweilen einzelne Damen auf Besuch, mitunter ganz vornehme Frauen, da sie sehr geachtet war. In die Stadt gieng ich auch nur selten, denn eine anziehende Gesellschaft, wie die jetzige beim „Mondschein," war damals nirgends zu finden. Des Abends auszubleiben kam mir ohnedem nicht in den Sinn, da der Hausherr gerade um diese Tageszeit auf meine Anwesenheit einigen Werth legte.

Aufgabe und Ziel meiner Thätigkeit war natürlich

auch in Paiersberg die endliche Vollendung der „Drei Sommer in Tirol.“

Damals ward mir auch die Aufgabe, für den Tirolerboten eine Anzeige über ein schon oben S. 19 erwähntes Buch zu fertigen, welches Professor Jäger soeben veröffentlicht hatte. Es führt den Titel: „Tirol im Jahre 1703“ und gibt die Geschichte des Einfalls, den der Kurfürst Max Emanuel von Baiern damals in das Land unternommen, aber ohne Glück wieder aufgegeben hat. Dr. Schuler war mir brieflich darum angelegen und zwar, „weil bei der jetzigen Gespanntheit zwischen des Verfassers Freunden und Feinden jedes Wort eines Inländers verdächtig sei.“ Ich schrieb dann eine wohlverdiente, anerkennende Besprechung, was dem Mystiker zu Meran, wie vorauszusehen, auch wieder nicht recht war.

Dieser erste Aufenthalt zu Paiersberg dauerte bis zum 24. Juni. Nun aber gedachte Dr. Streiter auf den Ritten überzusiedeln, um dort mit dem Nannele und den Kindern seine Sommerfrische abzuhalten, während es mich nach der alten Landeshauptstadt Meran zog. Dahin rief mich Freund Lentner und dann war auch Dr. Mebold, einer der Redakteure der Allgemeinen Zeitung, angemeldet, der nebst Gattin kommen und dort seinen Urlaub zubringen würde, ein gelehrter und liebenswürdiger Schwabe. Uebrigens meinte ich nicht den geraden, mir schon bekannten Weg nach Meran einschlagen zu sollen, sondern lieber den weiteren über das Sarnthal, das ich noch nie besucht hatte. Dasselbe wird von der Talfer durchströmt, welche

bei Bozen in den Eisack mündet, und zählt zu der gothischen Tetrapolis, d. h. es ist mit Passeier, Ulten und Schnals eines der Thäler, deren Einwohner, wie Felix Dahn und ich behaupten, von den edlen Gothen abstammen, welche nach Untergang ihres italischen Reiches sich flüchtig hiehergezogen.

Dieser Gang in das Sarnthal ist schon in den Drei Sommern beschrieben und mag hier nur Einiges nachgetragen werden, was damals zu Sarntein, dem Sitz des Landgerichts, beim Abendtrunk erzählt, aber in das genannte Buch nicht aufgenommen wurde.

Nicht lange vorher hatten also die Sarner das Vergnügen und die Ehre einer Mission genossen. Es war da auf besondere Einladung ein Häuflein „Bußprediger" eingerückt, welche von einem rothen Schaffote herunter gepredigt, gerührt und hingerissen hatten, so daß vierzehn Tage lang niemand mehr arbeitete. Sie theilten nach ihrer Schablone alles Volk in vier Haufen, Junggesellen, Jungfrauen, Ehemänner und Weiber, und hielten nach den ersten Gesammtpredigten wieder besondere Vorträge für jede einzelne Gattung. Vor der Jugend beiderlei Geschlechts wird da namentlich das Fach der Unsittlichkeit sehr eingehend, ja wahrhaft con amore behandelt. Die Versuchung und der Fall scheint den strengen Männern nicht bloß aus den Büchern, sondern auch aus andern Quellen genau bekannt zu sein. Die Jungfrauen werden ermahnt und aufgefordert, in ihren Taschen immer einigen Sand mit sich zu führen und diesen den liebenden Jünglingen, die

sich allenfalls mit verdächtigen Absichten nähern möchten, in die Augen zu streuen. In der letzten Noth sollten sie das Messer ziehen und ihre Anbeter niederstechen. Den Buben wird mit den grellsten Farben vorgemalt, welch' sündhafte Versuchungen sie dem andern Geschlechte, und namentlich den Mädchen, durch ihre nackten Knie bereiten. Es sei Christenpflicht, eine lange Hose zu tragen. So sind denn diese frommen Priester beflissen, die ohnedem so mannigfach bedrängte Volkstracht auch ihrerseits zu gefährden, indem sie für das bäuerliche Gestell, das bisher durch kurze Lederhose, nacktes Knie und sichtbare Strümpfe so fein modellirt war, die lange wollene formlose Stellvertreterin empfehlen. Leider spricht für diese auch die Bequemlichkeit und so wird sie denn jene wohl bald gänzlich verdrängt haben.

In den Predigten wird insbesondere die gebenedeite Stellung des katholischen Priesters gepriesen. Es stehe derselbe nämlich über den Engeln und Heiligen, weil er, was selbst der liebe Gott nicht vermöge, diesen im heiligen Meßopfer täglich neu erschaffen könne. Der Gehorsam, den das Volk den Priestern schuldig, wird daher sehr nachdrücklich eingeschärft, der aber, den allenfalls die weltliche Obrigkeit ansprechen möchte, gänzlich übergangen. Nicht selten kommen auch die „Halbgelehrten" zur Sprache, vor deren Aufklärerei eindringlich gewarnt wird. Die Herren vom Landgericht waren bescheiden genug, unter diesen „Halbgelehrten" sich selbst zu verstehen.

Daß bei solchen Missionen in der Regel ein oder

zwei Zuhörer, zunächst weibliche, wahnsinnig werden und daß sie nur den Wirthen nützen, wird ziemlich allgemein zugestanden. (Vgl. oben S. 93 den Brief des Irrenhauskaplans.)

Gewöhnlich wird bei solchen Gelegenheiten auch ein Jungfernbund gestiftet und dieser der Obhut und Leitung des Ortskaplans übergeben. In Baiern waren derlei Bünde früher auch nicht selten, verloren aber mehr und mehr an Werthschätzung, weil die Hüter und Leiter mitunter zu tief in die blauen Augen ihrer Jungfrauen guckten.

Die Herren vom Sarner Landgericht waren sehr freundlich mit mir; ja, am 27. Juni erschien schon in der Frühe um vier Uhr der Herr Aktuar Sybold, mit einer Vogelflinte angethan, um mich als Führer auf das Joch zu begleiten. Dieser Gang ist übrigens auch schon beschrieben worden und daher hier nur zu vermerken, daß ich am selben Tage noch bei guter Stunde in das liebe Meran eingieng und von allen Freunden und Bekannten, Lentnern voran, sehr ansprechend aufgenommen wurde.

XII.

In Meran. Beda Weber.

Auf den nächsten Morgen war im Meraner Gymnasium die Jahresprüfung angesetzt und ich begab mich daher zur bestimmten Stunde in die heiligen Hallen, wo auch Beda Weber zu treffen sein mußte. Dieser Freund

ist uns aber jetzt so lange aus den Augen gekommen, daß wir ihn zu einigem Ersatz wieder etwas näher heranziehen und uns länger mit ihm unterhalten müssen.

Er war mittlerweile in der Postzeitung vom 30. Mai wieder mit einem anonymen Artikel „Ueber die Regsamkeit des katholischen Lebens in Südtirol" hervorgetreten, aber über die „Poetischen Regungen" noch immer nicht hinausgekommen. Berengarius Ivo hatte zwar, wie erwähnt, die Abhandlung „Ueber tirolische Geschichte und Landeskunde" ganz unbehelligt gelassen, obgleich sich auch dort manches Beispiel eines nicht sehr mäßigen Selbstlobs gefunden hätte, aber unser ritterlicher „Feuergeist" schlug die angebotene Friedenspfeife aus, weil er seinen Gegner „nachbohrend bis ans Heft den Stahl" wenigstens alle vier Wochen einmal vernichten wollte. In seinem eben erwähnten Briefe „Von der untern Etsch, im Mai" schrieb er nun wieder mit so unvorsichtiger Vorsicht, daß jeder denkende Leser den Verfasser schon in den ersten Zeilen erkennen mußte. Er gibt sich da wie früher unter dem Kreuzeszeichen als einen Reisenden, der (wahrscheinlich aus dem Norden kommend) einige Zeit in Tirol verlebt habe und, wie er am Schlusse sagt, den nächsten Brief von Mailand aus schreiben wolle. Der Anfang seiner Einsendung lautet:

„Im Begriffe, das schöne Südtirol auf längere Zeit zu verlassen und ins lombardisch-venetianische Königreich einzufahren, richte ich an Ihr Blatt noch einige Zeilen, weil ich Ihre Theilnahme kenne für Alles, was unsere heilige

Religion angeht. Die poetischen Strauchdiebe und literarischen Klopffechter in den rhätischen Alpen werden über meinen Abzug keinen großen Schmerz empfinden. Das nehme ich ihnen keineswegs übel. Ihre Gunst habe ich nie gesucht. Mich entschädigt der Beifall der katholischen Bevölkerung von Tirol, die alle ihre perfiden Schliche feierlich verdammt hat."

Der pluralisch gefaßte poetische Strauchdieb und literarische Klopffechter ist natürlich kein anderer als Berengarius Ivo und dieser hatte Niemanden geärgert, als seinen ehemaligen Freund und Gönner Beda Weber. Der „Beifall der katholischen Bevölkerung," (der aber nirgends laut wurde) konnte auch nur diesen entschädigen, denn außer ihm stand Niemand in Frage. Die feierliche Verdammung „all ihrer perfiden Schliche", ist wieder eine ganz bodenlose Hyperbel, denn in das Kampfspiel des „Klopffechters" und des Mystikers von Meran hatte sich sonst Niemand eingemischt. Jener heiße Stil mit „ungeheuer", „unberechenbar" und „unermeßlich," das falsche Pathos, die beständigen Hinweisungen auf den eigenen Werth, sie glänzen auch in diesem, wie in den früheren und späteren Artikeln, welche die „Postzeitung" gebracht. Jedes Wort ein Beda, jeder Satz ein Weber. Der Mystiker selbst suchte zwar damals, wie oben schon erwähnt, mündlich und schriftlich zu verbreiten, diese Einsendungen giengen alle von den Herren v. Giovanelli in Bozen aus, allein die Herren von Giovanelli haben zwar immer geschrieben, vielleicht schlechter, vielleicht besser, aber nie so. Sie hatten

auch gar keinen Anlaß, des Pater Beda Schlachten zu schlagen, denn so theuer war er ihnen nicht, bei Weitem nicht. Sie kannten ihn damals schon besser als wir alle.

Und abermals nach vier Wochen erschien in der Postzeitung vom 30. Juli unter dem Titel: „Der Aufschwung des literarischen Selbstlobes in Tirol" ein vierter, durch drei Spalten laufender, namenloser, grimmiger Artikel, „Vom obern Inn." Mit einer Beharrlichkeit, die eines edlern Zweckes würdig gewesen wäre, fällt da der ritterliche Autor zum vierten Male über seinen ehemaligen Gastfreund her und sagt unter anderem:

„In der neuesten Zeit machte man bei uns den Versuch, die exotische Pflanze des literarischen Selbstlobes, wie sie jenseits der Berge in unzähligen Mistbeeten des Journalismus wuchert, zu acclimatisiren. Wäre es weiter nichts, so könnten wir im Vertrauen auf den gesunden Sinn der Tiroler, der jeder Korruption widersteht, füglich schweigen. Aber es sollte nicht gemein-harmlos hergehen. Doktor Streiter gründete in Bozen zum Vortheile seiner selbstverlegten Gedichte eine Fabrik der Selbstberühmung mit so ergiebigem Erfolge, daß er nahe daran ist, in seinen eigenen Ausdünstungen zu ersticken, ungeachtet er viel davon an Journale, welche solcher Schmach zugänglich sind, absetzt. — — Jeder ehrliebende Mann in Tirol wendet sich mit Abscheu von dieser schmutzigen Selbstbespiegelung ab."

Dann wird Albert Jäger abermals sehr ausführlich, aber sehr ungnädig behandelt; doch sind alle Schimpfwörter noch für eine schönere Zukunft zurückgelegt. Die

Sprache ist wieder sehr hochtrabend, wie wenn die ganze katholische Welt hinter diesem hochwürdigen Klopffechter stünde. „Sind unsere Waffen scharf," heißt es gegen den Schluß, „Dank unseren Gegnern, die sie mühsam geschliffen." Der Artikel hat für mich insofern eine gewisse Bedeutung, als er der erste ist, der mich wenigstens einer Anspielung würdigt. „Auch an fremde Helden wenden wir uns nicht. Wir trauen unserer Gesinnung solche Kraft zu, daß wir keines Heroldes bedürfen." Dieser Satz bezieht sich auf die Anzeige, die ich über Albert Jägers Buch für den Tirolerboten geschrieben. Für seine „Gesinnung" konnte übrigens der Biedermann einen Herold wohl entbehrlich, ja sogar unbequem finden, aber für seine „Lieder aus Tirol" dürfte Wolfgang Menzel als solcher doch ganz angenehm gewesen sein.

Nun hatten wir aber in den letzten Wochen zu Paiersberg sehr oft über Beda Weber gesprochen. Er war ja viele Jahre lang dort ein willkommener Gast gewesen, die einzige Seele, in welche Dr. Streiter sein literarisches Herz ausschütten konnte. Als Hausfreund hatte er einen ganz guten Geruch hinterlassen. Die ästhetischen Häkeleien, die nicht selten vorkamen, hatten doch selten zu verletzenden Scenen geführt und diese waren bald wieder vergessen. Die Kinder waren ihm sehr ergeben — er hatte sie oft zu heiteren Spaziergängen mitgenommen und viel Scherz mit ihnen getrieben. Auch das Nannele sprach immer mit freundlichen Worten von Bedas früheren Besuchen. Bald nach meiner Ankunft hatte sie mich in

die Hauskapelle geführt, die sich, wie in jedem tirolischen Ansitz, auch in Paiersberg findet, und hatte auf den Altar hindeutend mit einiger Bewegung gesagt: „Da hat Pater Beda öfter Messe gelesen und Dr. Streiter hat ihm ministrirt." Doch bemerkte sie auch, daß jener in den letzten Jahren nicht mehr so gerne auf Besuch gekommen. Er habe das Haus zu abgelegen und in Bozen zu wohnen viel angenehmer gefunden.

Wir sprachen damals viel von vergangenen Tagen und Streiter gieng in seiner Rundschau mitunter bis über die zwanziger Jahre hinauf. Er erzählte dann, wie er den jungen Weber, der zu jener Zeit noch Johannes hieß, zuerst im Gymnasium zu Bozen gesehen, wo er als siebzehnjähriger Junge durch seine lange, damals noch sehr hagere Gestalt, wie durch seine Talente über alle seine Mitschüler hervorragte. Doch wurden sie erst gute Freunde, als sie sich auf der Hochschule zu Innsbruck wieder zusammen fanden. Sie waren in jenen Jahren, behauptete Streiter, beide sehr freisinnig und „alles, was nach der Kutte roch," war ihnen beiden gleich verhaßt. Die gemeinschaftliche Arbeit an den „Alpenblumen" ist schon oben erwähnt.

Die Freundschaft wurde und blieb so innig, daß Beda seinem Vertrauten in späteren Tagen ein schriftliches Bekenntniß übergab, welches seine heiße Liebe zu einer Dame im Etschland, vielleicht zur „Allebenden," offen eingestand. Wahrscheinlich wollte er den Druck, den dies Mysterium auf ihn übte, dadurch halbiren, daß er in dasselbe auch seinen Freund aufnahm. Nachdem der

Bruch geschehen und der „Nachtrag“ erschienen war, glaubte Streiter den ersten Schritt zur Versöhnung thun und ihm jene bedenklichen Zeilen mit einem freundlichen Begleitschreiben zurückstellen zu sollen,* allein dies hatte keinen Erfolg, denn der „ritterliche“ Gegner steckte wohl schmunzelnd das Brieflein nebst der Beilage ein, gab aber keine Antwort darauf, sondern randalirte in der Postzeitung nur noch ärger.

Die letzten Artikel, die diese gebracht, hatte Streiter sehr ruhig hingenommen. Er meinte, nunmehr, nachdem der Freund seinem Grimme so reichlich Luft gemacht, sei eine Ausgleichung desto leichter. Er schien sich wirklich darnach zu sehnen. „Mein Gott!“ sagte er eines Abends auf der Terrasse, „wenn Sie fort sind, wie einsam und verlassen werd' ich wieder sein!“ Ich war, wie das Nannele, der Meinung, unser Mystiker wäre jetzt doch auf die Probe zu stellen, ob „die Flammeninbrunst der heißesten Gottesliebe“ auch noch etwas Raum für Nächstenliebe übergelassen und ob „die Glutgefühle heiliger Andacht“ ihn nicht dahin bringen würden, seinem Feinde, der ihm doch kein unerträgliches Leid gethan, in Christo sanftmüthig zu vergeben. So kamen wir denn zu dem Beschlusse, daß ich in Meran die Frage der Versöhnung stellen und für eine glückliche Lösung wirken sollte.

Ich sah also unsern Beda in jener Prüfung wieder.

---

* Dieser Vorgang ist wohl gemeint in Schulers Brief vom 19. April. S. 188.

Nach freundlicher Begrüßung bestellten wir uns zusammen auf den Nachmittag, da er diesen Morgen doch nicht mehr abkommen konnte. Die Jungen übersetzten mittlerweile homerische Verse ins Lateinische. Ob sie die Uebersetzung auswendig gelernt oder ob sie den Homer auch verstanden und über die griechische Formenlehre Auskunft zu geben wußten, darüber kann ich selbst keine Auskunft geben, da sie in dieser Richtung nicht gefragt wurden. Der Vorgang schien mir auf die Länge weder belehrend noch unterhaltend, und ich gieng daher mit Freund Lentner bald in dessen Wohnung zu Herrn von Stefenelli unter den Berglauben, wo ich eine trauliche Stube fand, so daß wir von jetzt an, so lange ich diesmal in Meran blieb, unter einem Dache wohnten und täglich mit einander zu Tische saßen.

Bald nach dem Mittagsmahle fand sich also Beda Weber ein, um uns ins Kaffeehaus abzuholen. Lentner setzte sich nach meiner vertraulichen Andeutung zu andern Bekannten an einen andern Tisch. Als wir nun ziemlich ferne von der übrigen Gesellschaft so ganz allein und unter uns saßen, begann ich meinen Vortrag und sagte, daß ich Grüße von Dr. Streiter auszurichten habe und daß sich dieser freuen würde, wenn die alte Freundschaft wieder aufleben sollte. Nach solchem Anfang fuhr Beda ziemlich rasch, nicht ganz unbewegt heraus und sprach: Er danke mir für diese offene Aeußerung — er wisse, daß ich von Paiersberg komme und würde ein verdecktes Spiel gesehen haben, wenn ich diese Frage nicht berührt hätte. Sie lasse sich

ja so leicht lösen, denn er stehe einer Versöhnung gewiß nicht entgegen. Daß Streiter die Verwickelung, an der ihre Freundschaft zerschellt, damals gelöst habe, wolle er gar nicht tadeln, ja eher vernünftig finden, nur die leidenschaftliche und rücksichtslose Art, wie es geschehen, sei ihm mißfällig gewesen. Aber Streiter sei einmal so heftig und so leidenschaftlich, was man ihm jedoch, da er sonst rechtschaffen und tüchtig, in Gottes Namen verzeihen müsse. Bei solchen Anschauungen, meinte ich nun, wäre es wohl das Einfachste, wenn er bei nächster Gelegenheit wieder in Paiersberg anklopfte. „Sie würden gewiß sehr herzlich aufgenommen!“ Es ist nun allerdings nicht zu behaupten, daß Beda ein festes Versprechen gegeben, aber je öfter und länger wir von der Sache sprachen, desto weniger schien zu zweifeln, daß auch er die alte Freundschaft wieder herstellen und sich demnächst in Paiersberg zeigen wolle.

Wir blieben damals den ganzen Nachmittag beisammen. Aus dem Kaffeehause wanderten wir in die Preisevertheilung der barmherzigen Schwestern, welche uns aber nicht lange anzog, so daß mich Beda bald ersuchte, ihn auf sein Zimmer zu begleiten. Nachdem wir auch da längere Zeit, zumeist über die obwaltende Frage, geplaudert und seine Bücher besehen hatten, giengen wir nach Obermais in Dr. Mazeggers „Völkerrast.“ An diesem Orte sprachen wir nun über zwei Stunden lang von nichts als literarischen Sachen, zunächst von Persönlichkeiten, von Schriftstellern, Redakteuren und Verlegern, über welche Beda sich sehr neugierig erkundigte.

Dann wurde auch die Frage, wie viel da oder dort Honorar zu bekommen sei, mit Liebe erörtert. Das Wenige, was ich damals von solchen Sachen wußte, theilte ich ihm aufrichtig mit. Dies schien ein Feld, auf dem er sich sehr gern bewegte, und später quittirte er auch in der Postzeitung das, was er da gelernt, indem er mir als specifischen Charakterzug höhnisch nachsagte, ich schreibe nur um das größtmöglichste Honorar.

Aber an diesem Nachmittag zeigte er sich ungemein verträglich und vertraulich. Wir kamen allmählich über Alles zu reden, was nur in unseren Gesichtskreis hereinzuziehen war, und der ehrwürdige Ordensmann erfreute sich damals einer höchst liberalen Laune. Was er einmal in Schutz genommen, die Einführung der Jesuiten, die Vertreibung der Zillerthaler, das ließ er zwar nicht gänzlich fallen, allein er schenkte diesen Vorgängen doch nur ein mitleidiges Achselzucken — beide seien leider im Ausland sehr streng beurtheilt worden und wären gewiß besser unterblieben, aber den Jesuiten solle man wenigstens fair trial gönnen und sie nicht zu früh verdammen. Mit überlegener Ironie, vornehm tändelnd und wegwerfend, besprach er dagegen andere tirolische Dinge und Personen, die tirolischen Schriftsteller und Poeten, die Bildung der gebildeten Stände, Polizei und Censur, Gang und Geist der Regierung wie des Klerus, den Herrn von Giovanelli zu Bozen und den Gouverneur zu Innsbruck. Je mehr wir tranken und plauderten, desto offener und gemüthlicher, desto geistreicher und freigeistiger ward er. Wir verstanden uns mit

jeder Viertelstunde inniger — ja nur noch Eine Flasche mehr und er wäre mir wahrscheinlich als Dutzbruder um den Hals gefallen und hätte mir das tiefste Mysterium seines Lebens verrathen, welches kein anderes war und sein konnte als: Mundus vult decipi, ergo decipiatur.

Anderen Morgens machte ich Besuche bei Pater Pius Zingerle, dem Syrologen, und dem Herrn Bürgermeister J. V. von Haller. Dieser war ein sehr gebildeter und kenntnißreicher Mann, der 1823 zum Bürgermeister erwählt — und in seinem Amt durch oftmalige Wiederwahl siebenunddreißig Jahre lang erhalten wurde. Er verwaltete es mit großer Uneigennützigkeit, behandelte die Fremden sehr aufmerksam und artig, suchte ihren Wünschen nach Möglichkeit gerecht zu werden und hinterließ, als er 1871 starb, ein gesegnetes Angedenken.

Nachmittags gieng ich in die starkbesuchte Preisevertheilung des Gymnasiums und nach dieser wurde ich ins Refektorium eingeladen, wo die ehrwürdigen Väter und einige weltliche Würdenträger sich zur Festmarende versammelten. Freundliche Aufnahme von allen Seiten und lebhaftes Gespräch. Als die Väter und die Gäste auseinander giengen, begleitete mich Beda noch auf die Post, wo ich Mebold und seine Frau traf, die nunmehr von Augsburg eingetroffen waren und im Dorf Tirol Wohnung genommen hatten.

Am nächsten Tage reiste Beda nach Trostburg ab, einem Schlosse der Grafen von Wolkenstein, über dem Eisack zwischen Brixen und Bozen gelegen, wo ihm ein

werthvolles Archiv bei seinen historischen Studien viele Dienste leistete.

Auf diesem Wege mußte er also zuerst nach Bozen kommen und als es Mittagszeit war, dachte ich wirklich an ihn und meinte, jetzt würde er wohl am runden Tisch zu Paiersberg sitzen und auf die alte Freundschaft anstoßen. Allein der ehrwürdige Beda war in Bozen wieder in andere Hände gefallen, welche eine Aussöhnung für sehr überflüssig ansahen und ihn daher mit süßen Worten umstimmten. Er überhörte Christi Mahnung, auch den Feinden zu vergeben, über dem Prasseln seiner mystischen Liebesgluten und gieng nicht nach Paiersberg. Viel war dabei wohl nicht verloren, denn die beiden Freunde hatten sich schon lange nicht mehr recht verstanden und würden sich jetzt noch schwerer in einander gefunden haben.

Dies war meine Rolle in jenen Tagen. Es heißt nun zwar im zweiten Bande des Literaturblattes S. 715: „Auch Zwischenträger mögen geschadet haben," allein nach meiner vollen Ueberzeugung war da kein anderer Zwischenträger als ich und dieser Zwischenträger hat zwar nichts ausgerichtet, aber auch nichts geschadet. Jedenfalls ist er ganz ehrlich und aufrichtig zu Werke gegangen.

Auch nach Kains oder Kuens, dem alten Cainina, bin ich damals hinaufgestiegen. Es ist ein ansehnliches Dorf am Eingang des Passeierthals, wo im achten Jahrhundert der heilige Corbinian, damals aber der mehr erwähnte Pfarrer Thaler seßhaft war, ein sehr bescheidener wohlwollender Mann, der unter dem Namen Lertha dichtete

und sich viel mit tirolischer Landeskunde beschäftigte. Er gab eine ziemlich mühelose Geschichte seines Vaterlands und einige ungerathene Abhandlungen über tirolische Ortsnamen heraus, suchte aber auch, namentlich als Dichter, so wenig Wind zu machen, daß ich als Münchner noch im vorigen Jahre einem studirten Meraner sagen mußte, wer denn eigentlich der Lertha sei.

XIII.

Auf dem Ritten.

Nach einer früheren Verabredung sollte ich meinen Freund Streiter auch auf dem Ritten in dem Dörflein Lengmoos besuchen, wo er, wie gesagt, für dieses Jahr seine Sommerfrische genommen. Ich fand ihn, da er zu Geschäften heruntergestiegen, am 17. Juli zu Bozen und wandelte mit ihm sofort den langen Weg hinauf. Dort oben sollte nun ein recht arbeitsames Leben beginnen, denn die letzten Wochen hatten auch nicht viel gefördert. Die Aussichten schienen günstig; das Stübchen, das ich beim Selrainer bezog, war sehr ruhig und zu literarischer Thätigkeit ganz geeignet. Die alten wohlhabenden Familien aus der Stadt haben hier fast alle ihre angestammten Land- und Sommerhäuser, allein die Familie Streiter, welche erst seit zwei Menschenaltern in Bozen seßhaft war, hatte es noch nicht so weit gebracht und mein Freund wohnte daher in einem gemietheten Bauernhäuschen, etwa

einen Büchsenschuß von dem Wirthe. Dorthin gieng ich gewöhnlich zum Mittagsmahle und zum Abendessen. „Dr. Streiter und Fräulein Nanni," sagt das Tagebuch, „sind so zuvorkommend und liebenswürdig, wie in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft."

Mit den anderen Familien war sehr wenig Verkehr. „Es herrscht hier oben," sagt zwar Staffler, „im Sommer ein buntes, reges Leben und eine gesellige Heiterkeit, wie man sie in der Stadt Bozen das ganze Jahr nicht findet," aber wir Anderen blieben von dem bunten Leben, wie von der geselligen Heiterkeit fast unberührt.

Was literarische Beschäftigung betrifft, so habe ich damals etliche Tage an einen Artikel über die Krippe des Herrn Moser, Gerbers in Bozen, gesetzt und wird diese Schilderung, die am 7. August in der Allgemeinen Zeitung erschien, später noch einmal erwähnt werden müssen. Von der Außenwelt schwirrte wohl zuweilen ein Brieflein aus Baiern oder Tirol herein, aber gegen mündliche Anläufe waren wir fast hermetisch abgesperrt.

In diesen Tagen, nämlich 22. bis 25. Juni und 27. bis 30. Juli, hatte die Allgemeine Zeitung „die Sprachgrenzen in Tirol" gebracht, zwei ausführliche Abhandlungen über Verhältnisse, welche man damals in und außer Tirol sehr wenig kannte,* so daß sie von allen Lesern, die für solche Fragen zu erwärmen waren, sehr freundlich aufgenommen wurden. Bald liefen in Briefen

* Vgl. oben S. 189—91.

und in der Presse anerkennende Stimmen ein, die mich für die viele Mühe und die lange Zeit, die ich auf die Arbeit verwendet hatte, angenehm entschädigten.

An Mariä Himmelfahrt kam Lentner von Meran herauf, was uns viele Freude machte.

Am nächsten Sonntag war Kirchweih zu Oberbozen, die wir nicht unbesucht lassen wollten. Der Selrainer führte uns im Einspänner hinüber und gegen vier Uhr erreichten wir den Schauplatz. In Maria Schnee, das wir zuerst berührten, war viele Heiterkeit unter dem Landvolk, denn hier haben die Bauern ihre Kirchweih. Eine Viertelstunde davon liegt Oberbozen, ein Dörflein, welches etwa zwanzig Häuser zählt, deren Mehrheit, wie schon oben bemerkt, wohlhabenden Familien von Bozen zusteht und nur im Sommer bewohnt wird. Die ganze Anstalt ist sehr sehenswerth. „Ueberall," sagt Staffler, „zeigen sich sinnreiche Anlagen, ohne Kunstzwang; überall Heiterkeit und ländliche Anmuth. Die netten Landhäuser stehen fast alle im lieblichen Grün zarter Grasmatten, da und dort im Schatten hochstrebender, dichtbelaubter Linden, traulich umschlungen von den Kühlung rauschenden Zweigen. Die ganze Gegend erscheint ein überaus freundlicher Park, in dem man wohl eine Stunde lustwandeln kann, ohne die alten Stellen wieder zu betreten."

In diesem Paradiese nahm uns Peterl, der Herr von Zallinger auf, ein junger Kaufmann, Erzhumorist zu Bozen und zu Oberbozen, die lustigste Person im ganzen Etschland, welche uns herzlichst begrüßte und versicherte,

daß wir hier sehr angenehme Stunden verleben würden, weil die Bozner alle ihre unten verhaltene Gastfreundschaft in Oberbozen auszulassen pflegten. Das Dörflein zeigte ein sehr festliches Ansehen; die schöne Welt bewegte sich auf der Gasse hin und her, saß in den Lauben oder guckte zu den Fenstern heraus. In dem eleganten Schießhause, wo viele alte Scheiben und andere Schützengaben zu sehen waren, schoßen die Herren wacker auf die Bestscheiben. Auf dem Marmortische waren die leckersten Früchte, sowie auch kalte Speisen aufgestapelt und je mehr die Gäste zulangten, desto mehr schienen sie sich zu empfehlen. Die besten Bozner Weine waren ebenfalls zur Stelle. Nachgerade traten wieder andere Herren heran, welche uns zur Mörlstenne, die eine herrliche Aussicht ins Thal darbietet, und zu einem schönen Marmordenkmal führten, das der Ritter Peregrin von Menz 1818 seinen Eltern und seiner Gemahlin errichtet hat. Es ist ein Werk Marchesi's, der damals ein berühmter Bildhauer zu Mailand gewesen.

Von da ins Schießhaus zurückgekehrt, ergötzten wir uns an verschiedenen gymnastischen Spielen der Bauern, welche mittlerweile hieher zusammengetrommelt worden. Darauf begann das Abendessen, das wir mit mehreren anderen Gästen bei Herrn Peterl einnahmen, und nach diesem begann der Ball, „welcher sehr unterhaltend war." Zu Bette giengen wir erst um halb drei Uhr und zwar bei Herrn Peterl, der uns gänzlich übernommen hatte. Doch standen wir schon um sieben Uhr auf und wanderten in einem langen Zuge von Rittenern, die alle auf dem Balle gewesen, zu Fuße wieder nach Lengmoos.

Um hinter den Oberboznern nicht zurück zu bleiben, schrieben nun auch die Rittener ihre Festlichkeiten aus und zwar zuerst einen Ball, der beim Selrainer gehalten wurde. Auf diesem erschienen unter anderen zwei kostumirte Tirolerburschen, ein junger Graf Buol von Wien und ein junger Italiener, Namens Menzini, welche mit zwei Bozner Fräulein, die jetzt noch leben, „ländlerisch“ tanzten, wobei die Mädchen „einen unendlich reizenden Abandon entfalteten.“

Für den anderen Tag war die zweite Lustbarkeit, nämlich ein großes Schützenessen angesagt. Es zählte gegen vierzig Theilnehmer, welche zur Hälfte von Oberbozen herübergekommen. „Das Essen fiel, da sich ungleich mehr Gäste eingestellt als erwartet waren, nicht zum besten aus; deßwegen weidliches Schimpfen, namentlich der Italiener.“

Am 20. August erfreute uns der Konstanzer Friedrich Pecht, damals Maler zu München, mit seinem Besuche — „ein gescheidter Kerl, der viel über Politik spricht.“ Derselbe ist seitdem als Künstler und Kunstkritiker eine Berühmtheit geworden. Er nahm nach einigen Tagen wieder Abschied und stieg ins Sarnthal hinab, wohin unser Lentner der guten Gesellschaft halber mit ihm gieng.

Am 24. August beurlaubte sich Dr. Streiter, um mit seiner jüngsten Tochter nach München zu fahren und diese, wie die beiden älteren, zu Nymphenburg in die Erziehung zu geben. Eigentlich wollte ich ihn bis nach Innsbruck begleiten, aber es kamen kurz vor der Abreise

noch Briefe von Dr. Schuler und meinem Freunde Eduard Fentsch in München, welche diesen Entschluß wieder änderten. Ersterer meldete nämlich, daß er selbst nach München gehen und daß ich in Innsbruck — der Ferien wegen — den ganzen Freundeskreis zerstoben finden würde, während letzterer schrieb, daß er seine Abreise um zehn bis zwölf Tage verschieben müsse und daher das Stelldichein, das zu Innsbruck in dieser Woche stattfinden sollte, nicht einhalten könne.

Eduard Fentsch, der 1815 in München geboren, war damals zwar amtlich nur Regierungsaccessist bei der Kammer der Finanzen daselbst, außerhalb der Schreibstube aber Dichter und Redner, später auch Vorstand der Münchener Liedertafel, ja Ehrenpräsident des baierischen Sängerbundes. Bekannt sind seine Maipredigten, die er als Frater Hilarius herausgegeben, die auch vor vier Jahren in fünfter Auflage bei Robert Oppenheim in Berlin erschienen sind. Dieser Freund war eine feine, liebenswürdige Natur und ist am 12. Februar 1877 als Regierungsdirektor in Augsburg gestorben.

XIV.

Vom Ritten nach Innsbruck.

Am 26. August um halb fünf Uhr Abends verließ aber auch ich den Selrainer, nahm von dem Nannele und den drei Jungen, die noch in Lengmoos zurückblieben, einen herzlichen Abschied und gieng bergab dem Eisackthale zu.

Dieser Steig führt, wie bekannt, bei Kolmann an

die Landstraße, auf welcher ich in wachsender Dämmerung fortschritt, bis ich unter Vollmondschein in Klausen einzog. Dort wurde im Rößl zugesprochen und ein guter Bekannter, Adjunkt Reibmaier, citirt, der später Landrichter in Castelrutt geworden und vor zwanzig Jahren daselbst gestorben ist.

Unterdessen hatte, und zwar am 11. August, die Postzeitung unter der Firma: †, Innsbruck, 15. Juli, „Sache der Jesuiten in Tirol" wieder einen Brief gebracht, in welchem Beda Weber Alles, was er bisher gesagt, wiederholte und noch viel Neues dareingab. Besonders scharf fährt er diesmal die Liberalen an und spricht: „Ich verstehe darunter wenige Männer in Tirol ohne Einfluß, Anhänger des Katzenjammers," (diese Anspielung nahm Dr. Schuler als eine Jugenderinnerung für sich in Anspruch) „und unhegelscher Logik" (diese Kaplan S. Ruf zu Hall), „Unterstützer von fremden Abenteurern, welche die Kost in Tirol durch günstige Recensionen in auswärtigen Blättern abverdienen" (Dr. Streiter und Dr. L. Steub, welchem der Briefschreiber die Herberge zu Paiersberg, die er selbst so oft genossen, nun einmal nicht vergönnen wollte, wobei übrigens zu bemerken, daß ich in den vierziger Jahren nie ein Wort über Dr. Streiters Werke geschrieben und erst neunzehn Jahre später, nämlich 1863, als Beda Weber schon gestorben war, die „Studien eines Tirolers," doch auch diese nicht panegyrisch angezeigt habe), „Briefschreiber voll Eisenfresserei gegen die österreichische Censur" (wohlverständliche Hinweisung auf seine eigene

hochloyale Zufriedenheit mit dieser*), „deren Dasein auf Erden nur durch ihr ekelhaftes Selbstlob bemerkbar wird.“ (Immer wieder der Verfasser der Poetischen Regungen!)

Man wird dieser Sprache eine gewisse rauhe Kraft nicht absprechen, aber doch meinen dürfen, daß „das Flüsterleben der reinsten Liebe, die Glutgefühle heiligster Andacht“ und dergleichen auf den Mystiker von Meran noch nicht recht reinigend und verklärend gewirkt hatten.

An einem anderen Orte heißt es:

„Redner und Vertreter dieser Volksangelegenheit (der Einführung der Jesuiten) war der muthige Freiherr von Giovanelli in Bozen, trotz aller Anfeindung schlechter Gesellen, eine entschiedene Macht im Lande durch die Kraft seiner Ueberzeugung und die geistvolle Auffassung der katholischen Landesinteressen, die mit dem Leben und der

* Wie wenig er selbst auf die österreichischen Censurvorschriften hielt, läßt sich daraus abnehmen, daß er ja seine Artikel an die Postzeitung auch einschickte, ohne sie vorher der Censurbehörde vorzulegen. Im Jahre 1846 hatte er mit dieser auch einen besondern Strauß. Er hatte nemlich seine Giovanna Maria dalla Croce bei G. J. Manz in Regensburg, also uncensirt und im Auslande herausgegeben und dies war in Wien kaum bemerkt worden, als auch schon eine „Note“ an das Gubernium erfloß, besagend: 1. man wundre sich über die freie Zirkulation eines Buches in Tirol, welches mit dem damnatur belegt und nur erga schedam (d. h. gegen schriftliches Versprechen, es nicht weiter zu verbreiten) bewilligt sei. 2. der Verfasser habe gegen das ausdrückliche Verbot der österreichischen Censurvorschriften das besagte Werk im Auslande in Druck gegeben, folglich seien die bestehenden Gesetze gegen ihn in Anwendung zu bringen.

Verfassung Tirols auf das innigste verflochten sind, dazu ehrwürdig durch lange Erfahrung und die vielen Opfer, welche er selbst und sein Haus dem Befreiungskampfe im Jahre 1809 gebracht."

Ein Zufall sei übrigens jenen „Zungendreschern" ganz unerwartet zu Hilfe gekommen, Albert Jägers Abendvortrag vom 8. März.

„Daß seine Vorlesung eine Stichrede auf die Jesuiten war, empfanden Freunde und Feinde der letzteren, die Einen durch ihre stillen Seufzer, die Anderen durch ihr Jubelgeschrei nur allzu bemerkbar. — — — Daher das ungemessene Beifallsgeheul der nächsten Umgebung des Vorlesers über den frischgewagten Klatschabhub aus den schmutzigsten Blättern sogenannter Tirolergeschichte."

„— — Indessen eilte Schuhmacher, das Haupt der Wagnerschen Verlagshandlung, den baierischen Einfall im Jahre 1703, verfaßt von P. Albert Jäger, druckfertig zu machen und die Gunst des Augenblickes zum vortheilhaften Verschleiße desselben zu benützen. Das Buch ist seit einigen Wochen in den Händen des Publikums, und Ludwig Steub, ein Baier von Geburt, jetzt Reisender in Tirol, hat es bereits auf Ersuchen im Tiroler Boten angepriesen. — — Der Verfasser liebt nicht weite Aussichten, er geht ins Detail dergestalt ein, daß die Geschichte selbst oft zur gemeinsten und fühlbarsten Klatscherei herabsinkt, ohne Spur eines höheren Zusammenhanges mit dem waltenden Geist der Weltgeschichte. Ueberall erscheint eine vorherrschende Liebe am Aase, das heißt

an Skandalen, und je kleinlicher und grundloser diese sind, desto inniger umfaßt sie die Darstellung.

Wir endigen unsern Bericht mit der Erklärung, daß wir allen in diesem Aufsatze berührten Personen fern stehen und uns eine Verdächtigung unserer Ueberzeugung in dieser Sache aus persönlichen Gründen nicht treffen kann. — —"

Unter solchen Umständen war es sehr ergötzlich, von Adjunkt Reibmaier zu hören, daß Beda Weber letzter Tage von Trostburg herabgekommen sei, mit ihm die obschwebenden Kriegsläufte beredet und sich über jenen (seinen) Artikel sehr indignirt gezeigt habe!!! Er habe namentlich die Rohheit desselben hervorgehoben und dabei geäußert, es thue ihm der Tiroler wegen leid, daß die achtbarsten Landeskinder und ein Ausländer, der bisher Niemand verletzt, in dieser Art besprochen worden. Uebrigens lasse er mich herzlich grüßen!

Andern Tags, in Brixen, besuchte ich zunächst meinen Freund, den Dr. Franz von Guggenberg, einen sehr gebildeten Mann, der sich mit Arzneiwissenschaft, Geschichte der Baukunde und rationeller Weinzucht beschäftigte, auch vor wie nachher manchmal Briefe mit mir wechselte. Er hatte mir ebenfalls einen Gruß von Beda Weber auszurichten, den ich mit entsprechenden Gefühlen aufnahm. Wir fanden uns des Abends wieder im Lesezimmer zusammen, wo auch Dr. J. Thaler erschien, der für schöne Literatur und Lektüre sehr werkthätige Neigung bekannte und mir die Freundschaft, die damals begann, bis in

seine spätesten Tage bewahrt hat — eine sehr gefällige liebenswürdige Persönlichkeit und ein hochgeschätzter Arzt.* Ferner war Lehrer Kögl vorhanden, der sich fleißig mit Geschichte und Landeskunde beschäftigte. Zu diesen kamen noch einige andere wohlwollende Herren. „Das Lesezimmer ist sehr gut eingerichtet und verdankt seinen lobenswerthen Bestand zunächst dem Adjunkten von Hellriegel, welcher von Schwaz hiehergekommen. Man berieth in meiner Anwesenheit verschiedene neue Anschaffungen, als „Blätter für literarische Unterhaltung,“ „Grenzboten“ und dergleichen. Nach diesem sagten mir die Herren, daß „die Sprachgrenzen in Tirol“ sehr gut gefallen und vielfältig angeregt hätten. Dadurch aufgemuntert, erbat ich mir die sogleich gegebene Erlaubniß, einen Vortrag über tirolische Ethnologie zu improvisiren.“ Dieser wurde sehr beifällig aufgenommen und war der erste schüchterne Vorläufer der Vorträge, welche ich sechsunddreißig Jahre später, nämlich im vorletzten Herbste, zu Meran, über denselben Gegenstand gehalten habe.

Des andern Mittags war ich mit Lehrer Kögl bei Herrn Dr. Franz von Guggenberg zu Tisch geladen. Der Hausherr selbst konnte leider nicht dabei sein, denn er war eben nach Klausen geholt worden, aber Frau von Guggenberg, eine geborne Gelmini von Salurn, zeigte sich recht anmuthig und witzig. Abends, als jener wieder

* Auch dieser treue Freund ist um letzte Weihnachten tiefbetrauert dahingegangen.

zurückgekommen, giengen wir miteinander zu den Böhmen, die in einem Gasthause Musik machten. Seine Frau folgte uns bald und brachte ihre Nichte, Fräulein Pauline von Niccolini, mit, welche ein sehr schönes und liebenswürdiges Mädchen war.

Donnerstag, den 29. August, in der Frühe erschien der wackere Lehrer Kögl, um mich auf der Fortreise zu begleiten. Wir stiegen nach Elvas hinauf und dann in die tiefe Schlucht der Rienz hinunter, um auf der andern Seite einen ebenso steilen Steig wieder hinanzuklettern. Dann standen wir vor den Pforten des alten Schlosses Rodenegg, das schon in den Lyrischen Reisen beschrieben ist.

Von Rodenegg giengs hinunter nach dem Flecken Mühlbach, der damals noch sehr wenig bot, jetzt aber durch Mühe und Fleiß des Herrn Roman Steger „zur Sonne“ unter den Sommerfrischorten des Landes eine sehr achtbare Stellung errungen hat. Von Mühlbach stiegen wir ins Valser-Thal, das ich früher nie betreten hatte. Enger, einförmiger Weg am stürzenden Bache aufwärts bis zum Valser-Bad. Dort fand sich der hochwürdige Herr Lorenz, der Hofkaplan des Bischofs Galura von Brixen (später und noch jetzt Domherr daselbst), der mich sehr freundlich begrüßte. „Er ist zu Ragall im vorarlbergischen Walserthale geboren und findet es sehr lobenswerth, daß ich mich mit Vorarlberg beschäftige.“ Nach einiger Erfrischung traten wir den Weg nach dem Dorfe an, das eine Stunde weiter drinnen liegt. Dort nahm Lehrer Kögl Abschied, um wieder heimzukehren, mit meinem

herzlichen Danke für seine anregende Begleitung. Der Hofkaplan aber führte mich ins Kuratenhaus, dessen Inhaber jedoch nicht daheim war. Dagegen kam uns ein junger Valser Priester entgegen, dem der Bischof wegen seiner hervorragenden Auszeichnung provisorisch die Weihe und die Befugniß Messe zu lesen und zu predigen ertheilt hatte, nur unter dem Vorbehalte, daß er noch ein Jahr zu Brixen den Studien obliege. Der junge Presbyter* war eine stille, feine Natur, deren anmuthige, unverlegene Ruhe mir sehr wohl gefiel. Wir setzten uns bald zum bescheidenen Abendbrot und plauderten. Der Herr Hofkaplan lud mich ein, wenn ich wieder nach Brixen käme, auch bei dem hochverehrten Bischof vorzusprechen und er wolle selbst mich aufführen. Die neuen Bewegungen, insbesondere der Jesuitenrummel, wurden ebenfalls besprochen, von allen drei Seiten mit gebührender Besonnenheit und Vorsicht.

Andern Morgens um fünf Uhr hinauf zum Joch, um ins Wippthal und nach Sterzing zu gelangen. Steiler Weg durch den Wald, lange Zeit gerade „überschi".

Endlich auf dem Grate. Auf der andren Seite schnell hinunter über Schutt und Geröll, die Stubaier Ferner in den Augen, bis endlich das Dorf Rizail erscheint

* Das feine Priesterlein, Thomas Gatterer mit Namen, wandelt, wie ich durch freundliche Vermittlung erfahren, jetzt noch unter den Lebenden und weidet seine Schäflein zu Sexten im Pusterthale.

und damit wieder die schönste Landschaft, niedliche Häuser, üppige Obstbäume und fruchtbare Felder.

Immer hinunter und hinunter, bis ich zu Trens in der berühmten Wallfahrtskirche ankam und rasten konnte. Dieses Gotteshaus hängt so voll Bilder, daß man sich stundenlang da auf- und unterhalten könnte, um Landestrachten zu studiren.

Von Trens auf die Landstraße; unter dem Schlosse Sprechenstein traf ich den Stellwagen und fuhr dann über den Brenner und die neue Schönbergstraße nach Innsbruck, wo ich am 30. August wohlbehalten ankam.

XV.

Innsbruck, Ambras, Patersberg.

Nach meiner Ankunft gieng ich zuerst zu Dr. Stotter, dem Naturforscher, der mich freundlichst empfieng und in den Hofgarten führte, wo wir unsern Herrn von Kern, den trefflichen Gubernialrath, trafen. Er gab des Gastes wegen Sitz und Stimme an diesem Orte alsbald auf, um mit uns in den „Stern“ zu gehen, wo wir ein verschwiegenes Stübchen besetzten. Nunmehro reich flutende Erzählungen d. h. alle die kleinen Geschichtchen, welche die „Wirren“ in Innsbruck mittlerweile zur Folge gehabt, lauter niedliche Histörchen, von denen auf dem Ritten oder in Brixen oder im Valserthale nicht ein Wort zu hören gewesen.

Endlich war auch mein längst ersehnter Eduard gekommen. Abends am 5. September erschien er im Hofgarten und wir fielen uns sofort um den Hals. Als dies geschehen, stellte ich ihn den versammelten Freunden vor, auf welche er, wie es schien, den vortheilhaftesten Eindruck machte. Er hatte von den „Wirren,“ wenn auch nur von weitem, auch schon gehört und unsere Plaudereien schienen ihn wenigstens nicht zu langweilen.

Andern Tags giengen wir nach Mühlau, einem Dorfe mit vielbesuchtem Bade, nicht weit von der Hauptstadt, wohin mich Herr Mathias Koch, „erzherzoglicher Sekretär,“ geladen hatte. Dieser war mir am vorigen Abend bei der Musik im Hofgarten durch Schulers gütige Vermittlung bekannt geworden. Er hatte soeben ein Buch: „Wien und die Wiener“ fertig gebracht, welches ich in der Allgemeinen Zeitung gefälligst anzeigen sollte. Ich bin ihm später nie mehr zu Liebe gegangen, denn er war eine unangenehme Persönlichkeit mit noch mehr Einbildung als Einfalt und wollte überall hineinschnuppern und sich wichtig machen. Herr Mathias hatte sich auch die Aufgabe gestellt, die obwaltenden „Wirren“ diplomatisch auszugleichen und die Innsbrucker mit ihrem Gegner — den er aber noch nicht kannte — wieder zu versöhnen. Später hat er zwei Büchlein geschrieben, um darzuthun, daß ich durch die Behauptung, ganz Tirol sei einst romanisirt gewesen, der unfreiwillige Stifter der Irredenta geworden; noch später schrieb er eine Ehrenrettung des Herzogs von Alba und vor ein paar Jahren ersuchte mich

in seinem Namen ein Dritter, seine Schriften in der Allgemeinen Zeitung mit möglichstem Wohlwollen zu besprechen, ein Benehmen, das mir so reich an Widersprüchen schien, daß ich ihm kein Zugeständniß machen mochte.

Nach Tisch kam wieder ein auserlesenes Häuflein im Hofgarten zusammen, nämlich Gubernialrath Kern, Dr. Schuler, Dr. Pfaundler und der Schloßverwalter Suschitzki. Letzterer war ein sehr angesehenes Mitglied unserer Gesellschaft, ein hochaufragender und dabei sehr gutmüthiger Mann,- der immer ganz ruhig, aber in tiefem Basse sprach. Er war früher Rittmeister bei den Kürassieren gewesen und hatte sehr viel gelesen, was damals bei dieser Waffengattung selten vorkam. Geborner Czeche, hatte er seine Muttersprache gleichwohl fast vergessen, aber das Deutsche nie recht gelernt, so daß er zu den in Oesterreich nicht seltenen Gebildeten gehörte, die mehrere oder alle Sprachen der Monarchie, aber nicht eine einzige richtig sprechen. Er machte uns namentlich viel Spaß durch seine falschen Accente, die er bei jeder günstigen Gelegenheit verwerthete. Er sprach Méran*, Vénedig, Ferdinándeum, zeigte aber ebensowenig Empfindlichkeit, wenn wir ihn auslachten, als Geneigtheit sich zu bessern.

---

* Dieses Méran scheint namentlich den Wienern viel leichter zu fallen, als das richtige Merán, denn sie leben oft wochenlang in der Gegend und sprechen den Namen immer falsch. Der Graf von Merán heißt auch in Graz nie anders als der Graf von Méran.

Auf seinen Vorschlag giengen wir damals lustwandelnd nach Ambras, denn er hatte nicht allein das k. k. Schloß zu Innsbruck, sondern auch jene Burg zu verwalten und fühlte sich daher angenehm geschmeichelt, uns diese mit allen ihren Geheimnissen zeigen zu können.

Der Hofgarten zu Innsbruck, der für die warme Jahreszeit Tische und Bänke in kühlem Schatten, für die kühlen Abende eine warme Trinkstube bot, war damals das Hauptquartier des tirolischen Esprits. Die schon öfter genannten Männer fanden sich dort mit ihren Freunden täglich zusammen und die Gleichgesinnten, die etwa aus andern Landestheilen nach der Hauptstadt gekommen, giengen selten wieder heim, ohne sich im Hofgarten gezeigt zu haben. Dort war daher zu allen Jahreszeiten freie, unüberwachte Besprechung der öffentlichen Angelegenheiten und überdies Ironie, Humor, Satyre, feiner, mitunter auch derber Witz zu finden. Die Theilnehmer waren alle liberaler Gesinnung, sehnten sich alle nach dem vorausgefühlten „Völkerfrühling,“ waren aber dabei sehr ruhigen Temperaments und durchaus ungefährlicher Natur. Wenn man auch den Feldzug, den die „Postzeitung“ gegen „das junge Tirol“ eröffnet hatte, ziemlich lästig fand, da immer kleine Denunciationen mit unterliefen, so dachte man doch im Ernste nie daran, sich zu wehren, sondern ließ die Dinge gemüthlich gehen, wie sie giengen.

Also ins Schloß Ambras, wo einst Philippine Welser gehaust und die berühmte Sammlung gestanden. Der Herr Verwalter zeigte sich in seiner ganzen Liebenswürdig-

keit und führte uns pünktlich durch alle Säle und Gemächer. Es ist aber leider nicht mehr viel zu sehen; die verschiedenen Räume sind durch frühere Einquartirungen mannigfach geschädigt und die berühmte Sammlung schon 1805 nach Wien verführt worden.*

Nachdem Alles besehen war, begann ein vergnügter Trunk im Garten. Bald erschien auch Dr. Stotter, der etwas später nachgegangen, ließ sich zur Erhöhung der Feierlichkeit einen Kredenzteller geben und bot mir ein darauf liegendes Zeitungsblatt dar. Es war die Nummer der Postzeitung vom 5. September, welche einen Artikel aus Bozen brachte, der meine Schilderung der Moserschen Krippe besprach. Ich las ihn zwar munter vor, er wirkte aber gerade nicht erheiternd auf die kleine Gesellschaft. Schuler sagte am Schlusse, er sei ganz verblüfft über diese entsetzliche Rohheit. Gleichwohl erreichten wir in guter Laune wieder den Hofgarten, wo wir den Abend verbrachten. Dort nahmen wir Münchner herzlichen Abschied von den Innsbrucker Freunden, da wir am nächsten Morgen weiter ziehen wollten.

Andern Morgens griffen wir denn auch zum Wanderstabe und giengen über „die Dörfer," über Arzl, Rum und Taur nach Absam, wo der Bognersche Garten mit berühmter Aussicht, nicht weit von der salzreichen und

---

* Doch ist im letzten Jahre wieder vieles für das Schloß geschehen und waren in den öffentlichen Blättern manche erfreuliche Nachrichten darüber zu lesen.

fröhlichen Stadt Hall. Dorthin kam auch der Kaplan Ruf und später erschien sogar Dr. Schuler, um noch die letzte Möglichkeit unserer angenehmen Gesellschaft auszunützen.

Später fuhren wir nach Schwaz und über Nacht blieben wir im „Stern" daselbst.

Von Schwaz an begann nun der Gang, den ich vor sechsunddreißig Jahren schon beschrieben habe, der Gang durch das Ziller- und Duxerthal über das Duxer Jöchel und durch Schmirn hinaus an den Brenner, wie selber in den Drei Sommern zu lesen ist.

Am 12. September des Abends kamen wir in Bozen an und giengen sofort nach Paiersberg. Mittlerweile war die Familie vom Ritten und der Hausherr von München heimgekehrt und außer den drei Mädchen wieder Alles beisammen. Es ist aber zu wissen, daß das Nannele, wie schon gemeldet, eine sehr warme Gönnerin der deutschen Literatur und damals gerade mit Robert Prutz, vielmehr mit seinen Gedichten sehr lebhaft beschäftigt war. Dieser Poet hatte sie vollkommen eingenommen. Sie führte ihn immer in der Tasche mit sich und wenn sie eine freie Weile hatte, so setzte sie sich in den Schatten und nahm ihren Prutz heraus. Bei guter Gelegenheit unterließ sie auch nicht, seine Verse, wie sie ihr zum Augenblick zu passen schienen, gefühlvoll vorzutragen. Wir nannten sie deßhalb scherzweise die Prutzerin, was sie sehr gerne hinnahm.* Nicht selten auch rief sie sehnsüchtig aus: O

* Vgl. den Aufsatz „Zur tirolischen Literaturgeschichte" in meinem Büchlein „Aus Tirol."

mein Prutz! wenn nur der einmal nach Paiersberg käme — wenn ich nur ihn einmal sehen könnte!

Als wir nun in den Hof eintraten, kamen uns Dr. Streiter und das Nannele entgegen, und ich sprach, meinen Gefährten vorstellend: „Da, liebes Fräulein, bring' ich Ihnen einen Gast mit, den Sie schon längst herbeigewünscht, den Dichter Robert Prutz!“ Vollständige Verklärung des Nannele, das mit leuchtenden Augen allererst zwar einen Schritt zurücktrat, aber doch gleich gefaßt ihrem vermeintlichen Liebling die Hand zum Willkomm bot und einige seiner Verse deklamirte, die ihr eben einfielen. Der Pseudoprutz hielt ihr entgegen sofort eine den Umständen gemäße Ansprache, welche sie zu begeistern schien. Als gute deutsche Hausfrau lief sie aber auch unverzüglich in Küche und Keller, um Paiersbergs eß- und trinkbare Schätze zum Empfang des Gefeierten aufzubieten. Wären wir drei allein gewesen, so hätte sich der Scherz wohl noch einige Zeit gefristet, aber Dr. Streiter schien ihn fast zu scherzhaft zu finden, verredete sich, wie uns dünkte, geflissentlich, und so war denn, als wir noch beim ersten Glase saßen, schon der Vorhang gelüftet und der Dichter Robert Prutz von Halle in den Regierungsaccessisten Eduard Fentsch von München übergegangen. Das Nannele mußte sich diese Enthüllung wohl gefallen lassen, schlug auch, als sie die Täuschung erkannte, ein ungeheueres Gelächter auf und war jetzt gegen Eduard Fentsch so liebenswürdig, wie sie nur je hätte gegen Robert Prutz sein können, aber sie fragte ihren Gebieter doch mit heiterem

Grimm, warum er das Geheimniß nicht wenigstens über Nacht gewahrt habe — sie wäre in dem schönen Traume so gerne eingeschlafen!

Die nächsten Tage führte ich meinen Freund nach Rungelstein, auf den Calvarienberg und an andere solche Stellen, auf die sich der Fremdling gerne führen läßt. Er war entzückt von der Herrlichkeit dieses hesperischen Landes. In Bozen und Meran entstanden seine sechs duftenden „Lieder aus Tirol“ die unter der Firma: „Münchner Dichter“ im Stuttgarter Morgenblatt erschienen und später in mehrere Anthologien aufgenommen worden sind. Zu Paiersberg verfaßte Eduard Fentsch auch jene tiefsinnige oben mitgetheilte Glosse auf Bedas überschwängliches „Feuer leckt um Felsgeschiebe.“

In diesen Tagen erschienen einmal an des Schlosses Pforte zwei Fremde, die nach mir fragten, und war der eine Dr. Gustav Kolb, der Redakteur der Allgemeinen Zeitung, der andere aber Ludwig Häusser, damals noch Privatdocent zu Heidelberg, später ein berühmter Geschichtschreiber. Diesem war ich auf meinem Lebenswege bis dahin noch nicht begegnet, aber er ist mir von jenem Bozner Tage bis zu dem, da er sterben mußte (17. März 1867), immer ein lieber treuer Freund geblieben, mit dem ich hienieden noch manche gute Stunde verlebt habe.

Die beiden Gäste wurden mit großen Ehren aufgenommen, sofort auch nach Rungelstein, dann über die

Wassermauer in ihren Gasthof geführt und auf nächsten Mittag zu Tische geladen.

Und am andern Tage saßen wir fröhlich beim gastlichen Mahle, zu dem der Hausherr seine besten Weine spendete, als abermals ein Fremder an das Hofthor klopfte und nach mir fragte. Dieses Mal war es Andreas Schmeller, der eben von seiner zweiten Ausfahrt zu den Cimbern in den Sette Comuni zurückkehrte. Freundlichste Begrüßungen nach allen Seiten. Lebhaftes Gespräch über alles Mögliche, über Cimbern, Teutonen, Tiroler und Deutsche, Literatur und Geschichte. Häusser sprach viel von deutschen Dingen, von Deuschlands kommender Macht und Herrlichkeit, was dem schwärmerischen Nannele, das immer an einer heimlichen Sehnsucht nach Deutschlands Größe litt, ungemein schön vorkam.

Nach diesen angeregten Stunden führte ich die Gäste in die alte Johanniskirche, wo noch Wandbilder aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts zu sehen, hierauf noch weiter herum und später saßen wir im Garten zu Paiersberg, freuten uns über den zauberhaften Mondschein und plauderten fort bis gegen Mitternacht.

Anderen Tags nahm Häusser Abschied, um wieder heimwärts zu fahren, wir andern aber, nämlich Schmeller, Kolb, Fentsch und ich rollten im Stellwagen nach Meran, wo wir unsern Lentner sehr beschäftigt und in heißer Arbeit fanden, da die drei jungen Erzherzoge Franz Josef, jetziger Kaiser, Maximilian und Karl Ludwig, sammt ihrem Herrn Vater, Erzherzog Franz Carl, die wir alle schon im Ziller-

thale zu treffen die Ehre gehabt, jetzt auch in Meran erwartet wurden und unser Freund als Festmarschall die Vorbereitungen zum Empfang zu leiten, Dekorationen zu malen und Gedichte zu verfassen hatte. Außer ihm fanden wir aber an der Table d'hote der Post noch andre sehr feine Gesellschaft, z. B. den damals noch jungen Sekretär Max von Neumayr aus München, der viele Jahre darnach baierischer Minister des Innern und als solcher sehr hoch geachtet wurde, den trefflichen Sulpice Boisserée, sowie den geheimen Rath Leo von Klenze, der leider „die Urbewohner Rhätiens“ gelesen hatte und freundlich rügte, daß ich seine Schrift über das rhätische Bauernhaus als Vorbild des etruskischen Tempels darin nicht auch erwähnt.

Am anderen Tage zog mein lieber Eduard dahin, um durch das Passeierthal und über den Jaufen heimzukehren, voll Dankes, daß ich ihn in so schöne Landschaften und zu so vielen braven Männern geführt. Zur selben Zeit fuhr auch Andreas Schmeller wieder nach Bozen zurück, nachdem er noch im letzten Augenblick das Glück genossen, den herbeibeschiedenen Pfarrer Thaler von Kuens kennen zu lernen.

XVI.

In Meran.

Diesmal lebte und wohnte ich in Meran bei dem alten Fräulein Ferraris an den Wasserlauben mit Dr. Gustav Kolb zusammen, führte ihn spazieren nach Mais, nach Algund, saß bei Tisch an seiner Seite und pflog dabei mit ihm und andern viele heitere Gespräche. Er war, wie jeder, der ihn kannte, recht gut weiß, ein ganz schwäbischer, aber sehr liebenswürdiger Mensch, gieng, obwohl ihm Diplomaten und Staatsmänner immerdar sehr stark hofirten, doch am liebsten mit seines Gleichen um und zeigte sich auch gegen diese ungemein anspruchslos und bescheiden. Uebrigens war er ziemlich schweigsamer Natur, wußte aber, wenn er einmal in den Schuß kam, aus seinem Journalisten-Leben lange Reihen drolliger und merkwürdiger Geschichten zu erzählen, wie sonst keiner. Noch höher als seines Gleichen schätzte er aber schöne und geistreiche Damen. Er pflog mit diesen eine sehr einfache Art des Umgangs, er ließ sie nämlich plaudern und hörte schweigend zu.

Nicht selten besprachen wir damals auch die tirolischen „Wirren," oder wie sie Beda nannte, „die literarischen Trübsale," und in diesem Betreffe gab es wieder allerlei zu reden.

Die früher erwähnte Schilderung der Moserschen Krippe war nämlich allenthalben sehr freundlich begrüßt worden, hatte da und dort viele Heiterkeit erregt, aber

auch verschiedene Commentare veranlaßt, da man bald zu wittern glaubte, der Verfasser habe da allerlei hineingeheimnißt, was nur durch geistreiche Auslegung herauszubringen sei, während jener ganz überrascht war, daß man in seiner Humoreske so tiefsinnige Räthsel vermuthen mochte. So traten denn in der That bald da und dort spitzfindige Exegeten auf, welche mit schlauem Lächeln behaupteten, „der konservative Herodes“ sei eigentlich der Herr Josef von Giovanelli; „die halbmaskirten Contessen aus Judäa“ seien die Gräfinnen X. X., „die mohrische Ritterschaft“ die Jesuiten, „die Läufer aus Madian und Epha“ der Postdirektor von Meran und der Expeditor von Eppan u. s. w.

Nur Einer war in ganz Tirol, den der Artikel, der ihn doch gar nichts angieng, in eine unbegreifliche Aufregung versetzte, und dieser war Beda Weber, der gemüthliche Mystiker.

Beda Weber war nämlich, wie wir früher gesehen, auf literarischem Felde gar zu eifersüchtig. Er konnte es nicht ertragen, wenn in oder außer Tirol über das Ländchen etwas ans Licht trat, was freundliche Aufnahme und einigen Beifall fand. Als er noch Hausfreund zu Paiersberg war, gestand er diese Schwäche nicht ungern ein, berief sich aber auf das klassische figulus figulum odit, welches er im „Nachtrag“ sogar griechisch citirt, und meinte, gegen literarische Nebenbuhler sei, so zu sagen, Alles erlaubt. — Wer die Jahrgänge des Tirolerboten aus seiner Zeit durchgeht, wird allenthalben seine Spuren

finden. Er recensirte als anonymer Polterer Deutsche, Franzosen, Engländer, Alle, die eben über Tirol geschrieben hatten, und schlug sie Alle nach einander todt. Es war eine ununterbrochene Metzelei mit dem ewigen Ritornell, daß Tirol und die Tiroler Niemand verstehen und daher auch Niemand über sie schreiben könne. Vielleicht hatten seine eigenen Gedichte nur den Zweck, diese Behauptung zu unterstützen. Einmal, erinnere ich mich, erschienen in einem Jahre zwei Anzeigen, die sich seltsam widersprachen. In der ersten wurde ein Engländer behandelt, welcher gemeint hatte, die Tiroler schienen ihm fast noch bedeutender als ihre Berge, und sich dafür sagen lassen mußte, seine Meinung sei ganz lächerlich, denn jene unvergänglichen Denkmäler, die sich der Schöpfer selbst gesetzt, seien doch viel erhabener, als die vergänglichen Männlein und Weiblein, die darauf herumkrappeln — wogegen etwas später der Franzose, der da behauptet hatte, die Berge in Tirol schienen ihm viel bedeutender als die Menschen, den Bescheid erhielt, seine Phrasen seien ganz kindisch, denn eine einzige, durch den Kreuzestod erlöste unsterbliche Seele sei doch viel mehr werth, als alle Jöcher und Gletscher miteinander.

Alle „literarischen Trübsale" des Jahres 1844 rührten auch augenscheinlich nur daher, daß Dr. Streiter sich dem eifersüchtigen Mystiker gleichgestellt, daß Albert Jäger einen hochgepriesenen Vortrag gehalten und daß Dr. Steub mit einigem Beifall über Bregenzer Wald, Mosersche Krippe und tirolische Sprachgrenzen geschrieben hatte.

Es liegt überhaupt in den Tiroler Autoren ein literarischer Ehrgeiz, der für ihr Ländchen fast zu groß ist. Während wir gutmüthigen Altbaiern, Franz von Kobell, Hermann von Schmid, M. Schleich, F. Trautmann, Carl Fernau, Eduard Fentsch und wie wir alle heißen und hießen, immer ohne Harm und Neid zusammenleben und lebten, gibts bei den Tirolern immer wieder Stänkereien um den poetischen Primat. Die Streber in Innsbruck denken wohl nicht daran, wie weit und breit unser Deutschland ist, wie viele Jahre trotz der Eisenbahnen vorübergehen, bis ein großer Name von der Sill bis an den Pregel oder die Königsau dringt, und wie wenig Weltweisheit dahinter steckt, sich als literarischer Vortrommler auf einem so kleinen Spielplatz Aerger und Verdruß zu machen.

Während nun Beda Weber mit einer Hand in Klausen und Brixen, wie ein Osterhase seine Eier, die feinsten Grüßchen für mich ausstreute und hinterlegte, schrieb er mit der anderen eine Besprechung des Krippenartikels, die am 5. September in der Augsburger Postzeitung erschien und wohl das Roheste ist, was je ein christlicher Mystiker von sich gegeben hat.

Dieser Artikel ist der wichtigsten einer und wir müssen ihn daher näher heranziehen, als die andern, die wir bisher besprochen. Damit er aber leichter zu verstehen, ist es leider nöthig, aus meiner Schilderung auszugsweise jene Stellen mitzutheilen, welche hauptsächlich ins Gebet genommen wurden. Also:

„Bozen, im Juni. Sie finden mich nach dem langen Winter wieder auf einer Blumenterrasse im Etschland, in einem schönen Garten bei Bozen. Hier am Lorbeerbusch träumt Schiller im bleichen Marmor, dort erhebt sich Goethes gebieterisches Haupt, und in der Geisblattlaube ist der verständige Nestor aus Prinz Zerbino aufgemalt, wie er im Garten der Poesie mit den Dichtern wortwechselt — alles freundliche Wahrzeichen, daß auch um diese letzte Stadt deutscher Zunge der deutsche Genius ein geistiges Band geschlungen habe, das sie dem großen Ganzen vereint. — —

Gegen die Höhe steigen, das liebliche Plateau umfassend, cyklopische Mauern auf, welche Weinlauben und Oelbäume nebst manchem Belvedere tragen und sich in den grünen Buschwald verlieren, der die ungeheure Porphyrwand weich wie Sammet überkleidet. Aus den Ritzen dieser Steinlager wachsen wilde Opuntien empor, welche, so ärmlich sie herumkriechen, doch an die blauen Berge erinnern, die ihren Scheitel im jonischen Meere spiegeln. — —

Gehen wir jetzt aus der stillen Abgeschiedenheit unseres Gartens hinunter in die lauten Gassen der Stadt, welche die reichste, aber auch die heißeste ist in Tirol. — —

Die italienischen Landleute, die auf dem Markte sitzen oder unter den Lauben rasten, die italienischen Aufschriften über deutschen Waarengewölben, das offene Leben vor den Kaffeehäusern, die zerlumpten Jungen, die sich dienstfertig um den ankommenden Fremden drängen, und manches

andere erinnert, daß wir an den Thoren von Wälschland stehen. — —

Wir gehen nun schweigend etliche Gassen ab und verschwinden unvermerkt im Garten Meister Mosers des Gerbers, der nahe an der Pfarrkirche in einer Seitengasse liegt. — —

Der Garten ist zwar sehr schön zu sehen, aber in seinen vielen Reizen schwer zu beschreiben und daher erwähnen wir schleunigst, daß Meister Moser neben der Kunst des Häutegerbens noch, wie so viele seiner Landsleute, ein Geheimtalent, eine Liebhaberei zur linken Hand ausübt, vielleicht schon die zweite, wenn wir seine allerdings endemische Gartenmeisterschaft als die erste gelten lassen wollen — er ist nämlich ein vortrefflicher Schnitzer und zwar im Architektonischen. Da arbeitet er nun schon seit langen, langen Jahren an einer Weihnachtskrippe, welche die kunstreichste werden muß, die seit Christi Geburt errichtet worden. — —

Zur Zeit baut er an der Stadt Jerusalem, die den breiten Hintergrund der Krippe in nie gesehener Pracht und Herrlichkeit einnehmen wird. Sklavische Nachahmung einer ohnedem schon längstvergangenen, schwer zu bestimmenden Wirklichkeit hat er dabei nie angestrebt — er handelt im Geist der altdeutschen Maler, die ja auch nicht gefragt, wie die heilige Stadt etwa ausgesehen. Sie malten sie in ihrer Sinnigkeit gothisch, wie Köln am Rhein, und so wird auch sein Jerusalem nicht das Jerusalem von Anno 1, sondern der Inbegriff und Ausbund

von allem Schönen und Großartigen, was die Baukunst, so weit sie dem Meister durch Selbstsehen oder bildlich zu Gesicht gekommen, bis auf den heutigen Tag geschaffen hat. Als er das Kunstwerk begann, hatte er lauter moskowitische Ideen im Kopf, moskowitische Ideen mit stark mohammedanischem Anflug, und er schnitzte Tempel und Burgen wie im Kreml, mit wunderlichen Thürmen und birnförmigen Kuppeln, über denen der rechtgläubige Halbmond prangt und mit Fenstern und Portalen wie an den Moscheen zu Konstantinopel. Dann befiel ihn aber eine gleiche Scheu vor Moskau wie vor Stambul; er versetzte sich mit jähem Sprung nach Italien und schuf im Geist Palladios etliche herrliche Paläste. Endlich — und dies ist die Einkehr ins germanische Bewußtsein und die späte, aber in unsern Zeiten unausbleibliche Manifestation seines boznerischen Deutschthums — endlich fieng er an, nach den Geheimnissen der altdeutschen Bauhütte zu forschen, und nun erstehen gothische Gebäude von unübertrefflicher Großartigkeit des Entwurfs und solcher Feinheit der Ausführung, daß sie ohne Wagniß selbst der kunstreichen Sammlung Herrn Kallenbachs, die wir seiner Zeit so sehr bewundert haben, an die Seite treten dürfen. Derowegen ist die Mosersche Krippe gewissermaßen auch eine Monographie des lokalen Volksbewußtseins im letzten Decennium und daher sogar für den denkenden Staatsmann vielleicht nicht ohne wichtige Belehrung; sintemalen sie zeigt, wie vor zehn Jahren etwa der Czar und der Großtürke mit ihren Siebensachen noch in abenteuerlichem

Wunderglanze vor dem innern Auge dieses Bozner Bürgers standen, wie dann sein Geist, zwar losgelöst von Kreml und Bosporus, doch noch immer scheu vor dem Vaterland und seiner eigenen Kunst, einen Zug nach Wälschland machte, in den leichten italischen Formen gleichsam den Uebergang suchend von phantastischer Barbarei zum heitern Tiefsinn der Heimat, bis dann derselbe Geist nach langem Irren im Lande der Väter sich selbsten findet und durch die heimische Mutter Erde gekräftigt in urschönen Ideen schöpferisch aufschlägt. So läßt der Meister also unter den moskowitisch-türkischen Kuppelbauten und den italienischen Palästen altdeutsche Bauwerke sich erheben mit mystischen Spitzbogen, geschmückten Erkern und ragenden Mauerthürmchen, mit all dem zierlichen Ernst unseres Mittelalters, und vornehin an den Hauptplatz stellt er eine Residenz oder Königsburg, die dem Rathhause zu Brüssel oder sonstwo nachgedacht ist, in grandioser Schönheit aufsteigend, mit einem Glockenthurm, der nach meinem Augenmaß verhältnißmäßig der höchste ist in Europa. Stellen Sie sich nun vor, daß nicht allein für diesen, sondern auch für zwölf andere der wichtigsten Thürme die Thurmuhren schon fertig sind, deren Hämmer auf tiefklingenden, harmonisch gestimmten Stahlfedern für Jerusalem verkündigen werden, wie viel es geschlagen hat, ungefähr so, daß die letzte kaum die ganze Stunde erledigt, bis die erste schon wieder das nächste Viertel durch die Stadt hallen läßt! — —

Hier nun erscheinen z. B. am Tag der heiligen Drei Könige die drei Potentaten aus dem Morgenlande mit

ihren Dekorationen auf der Brust, König Melchior, der Weißbart, von Arabien und Nubien; König Balthasar von Godelia* und Saba; Caspar, der Mohr, ein König von Tharsis und Egriskylla, sämmtlich auf ihren Apfelschimmeln über den Residenzplatz courbettirend, nach Bethlehem zu, wo die neue Zeit in der Wiege liegt, voran die Läufer von Madian und Epha, hinterdrein unendliches Gefolge, die Ritter auf schäumenden Rossen, das reisige Gesinde auf Kameelen, Elephanten und Nilpferden; ferner Herodes auf dem Söller der gothischen Königsburg, umgeben von dem großen Cortege, von Hohenpriestern und Schriftgelehrten, Zeichendeutern, Astrologen, Wunderdoktoren, von Derwischen aller Art, Herodes, der konservative, etwas unangenehm berührt durch den Stern der Zukunft, der über dem Lande steht, gleichwohl aber die drei weisen Souveräne, welche ihm nachgehen, listig bekomplimentirend — auf den Balkonen der Palazzi halbmaskirte Contessen aus Judäa, welche mit der mohrischen Ritterschaft und einem hohen Adel aus Nubien kokettiren, unzähliges Volk von Jerusalem in den verschiedenen malerischen Trachten, die es damals trug — dies Alles um Mittag betrachtet, wenn die dreizehn Thurmuhren nacheinander zwölf Uhr schlagen, während die hierosolymitanische

---

* Ueber die Gelegenheit dieser und der nächstgenannten Ländereien siehe: Gustav Schwab, die Legende von den heiligen drei Königen, von Johannes von Hildesheim. Stuttgart und Tübingen, 1822. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Wachparade musicirend aufzieht und der Brunnen Davids in orientalischen Cadenzen niederplätschert — das muß ja wirklich sein um zu vergehen vor lauter Sehnsucht nach dem Morgenlande! — —"

Wenn sich nun der Leser an dieser harmlosen Schilderung genugsam ergötzt hat, so soll er auch des ritterlichen Widersachers dämonischen Donner vernehmen:

„Bozen, im August.

Die Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 7. August Nr. 220 bringt einen Artikel aus und über Bozen, der bei allem Wortschwall nur wenig von dem sagt, was er am meisten und eigentlich dem Leser sagen will. In der Bosheit unseres Herzens wagen wirs, ihn an Klarheit und Deutlichkeit zu übertreffen. Es ist allzeit gut zu wissen, woran man ist. Der Verfasser dieses Artikels, der fast eben so reich an Bombast, als arm an Gedanken ist, sitzt im Garten des Doktors Josef Streiter auf den cyklopischen Mauern der Belvedereterrasse. Vor ihm duftet ein Glas Terlanerflaschenwein und streitet mit dem Blumenduft in die Wette, das Gemüth des Schreibers in selige Trunkenheit zu versetzen. Inländer ist er keiner, er sagt es selbst, vielleicht mit mehr Wahrheit als Dr. Streiter als Recensent seiner eigenen Gedichte. In solchen Zauberlüften darf man auf einigen Anhauch der Poesie rechnen. Er schreibt zwar nur ums größtmöglichste Honorar, aber die ganz eigene Poesie des Gartens macht ihn zu einem Deutschen von der kleinsten Zehe bis zum letzten Härchen seiner erhabenen Scheitel. Er ballt die Faust gegen das Wälschthum, gegen

die zerlumpten Buben auf den Gassen von Bozen, die ihn an Italien erinnern und an die blauen Berge am jonischen Meer. Vor solchen Gebärden und Traumgesichten muß man Achtung haben. Also wir sind Deutsche! Im Garten des Doktor Streiter ward es dekretirt. Der Lorbeerbusch, ein Zweiglein in erster Kindheit, hat es vernommen, die Oelbäume, alte Strünke mit sparsamem Laube, haben dazu geflüstert, die cyklopischen Mauern haben gezittert, als kehrte sich der unvergleichliche Prahler Polyfemos im Grabe um vor Schmerz, daß ihm noch keine Bildsäule errichtet worden ist. Es war ein Augenblick, wie wenige in der Geschichte Tirols. Schiller und Goethe und der reisige Nestor von Herrn Pfenners trostlosem Pinsel waren Zeugen, daß wir zum großen Deutschland hinaus gehören, daß wir Tröpflein sind des bärbeißigen Germanenthums, wie es jetzt in einigen Blättern des jungen Deutschlands und abgelebter Blasirtheit spukt, wohlfeile Worte ohne That, Püppchen ohne Taufe, ein Marionettenspiel ohne Leben und Gesundheit. Die gothischen Thürme in der Weihnachtskrippe des armen Gerbers Moser, über welche der Schreiber die ganze Sündflut cyklopischer Weisheit ergossen, drunten in der engen Gasse, im dumpfen Stübelein, über der gährenden Handwerksstätte, haben mit ungemeiner Kühnheit endlich die wälsche Kunst besiegt und unsere verdumpften Gemüther vom romanischen Sauerteige ausgefegt. Ständ' es nicht in der Allgemeinen Zeitung, wir müßten auf den ganz einzigen Hochgenuß einer so beispiellosen Lächerlichkeit verzichten.

Wir legen Verwahrung ein gegen Goethe, Schiller, Nestor und Mosers Weihnachtskrippe als Zeugen unserer Deutschheit. Wir beweisen sie bündiger und kürzer. Während Goethe vor dem großen Korsen schweifwedelte, haben wir auf dem Berge Isel unsere deutsche Nationalität blutig besiegelt. Wir ehren den Dichter, aber verachten den Mann, der ein so niederträchtiges Beispiel vor Deutschland gab zur Zeit, wo die Väter der jetzigen Touristen und Zeitungsschreiber nicht zu knirschen wagten über den Verrath der deutschen Sache. Unsere Väter sind ein freudiges Opfer dieses Kampfes gegen wälsche Uebermacht geworden, darum siedet uns vor Zorn das Blut auf, wenn diese blutscheuen Männlein vom Rhein und von der Isar und von der Spree sich gebärden, als wollten sie bei unserem Leitenwein, im Dufte der Orangen und des Selbstlobes unsere Deutschheit retten! Nicht einmal unsere Gärten öffnen wir den Bildsäulen Goethes und Schillers. Das thut blos Doktor Streiter für fremde Gäste. Wir fürchteten, unsere Kinder möchten uns fragen, ob diese Männer, deren Bilder sie umspielen, etwas gethan für die Befreiung Deutschlands, ob sie für die katholische Religion, unser höchstes Kleinod, gestritten in Wort und That, ob ihr Leben das große Gesetz der Sittlichkeit und Zucht geehrt. Wir müßten auf alle Fragen mit dem entschiedensten Nein! antworten, und das kindliche Gefühl würde die Thorheit der Väter ans Licht ziehen. Wir besorgten, unsere unschuldigen Kinder möchten im täglichen Verkehre mit dem Bilde Goethes nach seinem „Werther,“

nach den „Wahlverwandtschaften," nach „Wilhelm Meister" greifen und die Liederlichkeit einathmen in die Seele, wovon diese Werke übersprudeln.

Für uns gibt es kein Deutschthum ohne Katholizismus, keine Verbindung mit Euch da draußen ohne Oesterreich und namentlich keine Sympathie für Euch! Wir wollen unsere Gärten unentweiht besitzen in edler deutscher Treue für Gott, Kaiser und Vaterland. Und diesen Wahlspruch habt Ihr zur Stichscheibe Eures Witzes gemacht, habt ihn für eine ideale Träumerei noch unlängst in der Illustrirten Zeitung* erklärt! Ihr seid positiv, das ist nicht zu läugnen. Ihr wollt uns germanisiren im nüchternsten, treulosesten Zuschnitt. Statt auf die Kirche zu Rom und ihre Priester, auf den Kaiser und unser Recht zeigt Ihr auf Goethe, Schiller, Nestor und Mosers Weihnachtskrippe. Das charakterisirt Euch hinlänglich, das scheidet Euch von uns, wir können Eure Dienste leicht entbehren. Wir sind Tiroler, Oesterreicher und zuletzt erst Deutsche, aber nie in Eurem Sinne, damit laßt Euch genügen. Wir geben Euch noch Waizenbrot und Leitenwein und stattliche Hausmannskost, und Doktor Streiter öffnet Euch die cyklopischen Mauern seines Gartens. Was wollt Ihr mehr? Die Bewirthung war bisher in Tirol umsonst; am allerwenigsten sollt Ihr uns mit Euren Artikeln in der Allgemeinen Zeitung bezahlen. Diese Art Korruption ist uns noch ein Gräuel!"

---

* In einem mir unbekannten Artikel.

Dieser Artikel ist derselbe, den mir Dr. Stotter damals in Ambras kredenzt hatte. In Meran bekam ihn nun Dr. Kolb zu lesen, den er zuerst durch seinen rohen Ton erbitterte, dann aber durch seine Eifersucht auf die beiden deutschen Dichterfürsten sehr sarkastisch stimmte, was sonst nicht seine Farbe war. Der Artikel ist von Bozen aus datirt und so sagte denn mein Freund: „Im Allgemeinen ist zwar die Lage von Bozen sehr günstig für Südfrüchte, aber ob hier das ästhetische Pulver erfunden wird, um Schiller und Goethe in die Luft zu sprengen, das scheint mir doch sehr zweifelhaft.“ Streiter dagegen fand sich durch die anzügliche Erwähnung seines Terlaners zu folgendem heiterem Epigramme veranlaßt:

Romeo! Du voll Andachtsgluten,
Bist nun, ach, so tief gesunken!
Schmähst die Flaschen gar, die guten,
Die Du einst so gern getrunken!

Ich hatte schon in Ambras, als ich den Artikel vorgelesen, sofort erklärt, daß ich nun nicht mehr schweigen wolle. Ich hielte es für zeitgemäß, dem unermüdlichen Pasquillanten auch einmal eine Ehre zu erweisen, und dieser Vorsatz wurde mit fröhlichem Beifall begrüßt.

Derselbe Tag, der den feierlichen Einzug der Erzherzoge gesehen, der 20. September, sah mich Abends am Fenster des Postgasthofes, wo ich die aufgezogenen Schützen in ihrer Landestracht beschaute und deren Musik in ihren Landestönen belauschte. Schützen und Spielleute

waren nämlich auf dem „Sand," wie man die Ebene vor dem Posthaus nennt, festlich aufgestellt und ihre Waffen wie ihre Instrumente schillerten und spiegelten dämonisch in der Waberlohe der aufgepflanzten Pechfackeln. Fast alle Fremden, Herren wie Damen, standen neugierig an den Fenstern, und was mich betrifft, so war ich eben beschäftigt, mit dem semitischen, aber hochgebildeten Fräulein Schl. aus Berlin, das neben mir auf dem Simsen lag, angelegentlich zu plaudern, als mich ein wohlwollender Finger auf die Schulter tippte und eine freundliche Stimme mich umzuschauen bat. Ich that es willfährig und da stand hinter mir — mein ritterlicher Freund Beda Weber, breitete die Arme aus und schickte sich an, mich herzlichst zu empfangen. „Sie hier, Herr Steub? seit wann? wie freu' ich mich!" — So viel Liebe hatt' ich nicht erwartet! Ich war starr und schaute ihn eisig an, als wenn ich ihn nicht verstanden hätte. Außerdem wußte ich aber doch nicht recht, wie ich mich benehmen sollte. Das neugierige Fremdenvolk stand so eng um uns, daß für eine Herzensergießung gar kein Raum war. Ein einziges Wörtlein hätte mir einfallen sollen, eines aus dem neuen Testamente — es ist nicht lang und lautet: Judas! Eine sachliche Apostrophe hätte der uneingeweihte „Umstand" jedenfalls nicht verstanden und mir nur den Vorwurf gemacht, eine unnütze und widerliche Scene veranlaßt zu haben. Deßhalb blieb ich starr, wie wenn ich erfroren wäre.. Er aber war sichtlich betreten, schien sich seiner Artikel zu erinnern und suchte dadurch

ein Gespräch herbeizuführen, daß er rasch nach einander allerlei Fragen stellte. „Ist Ihr Buch schon fertig?“ Nein! „Ist Dr. Kolb noch hier?“ Ja! Nachdem ich so ein paar Male Ja und Nein gesagt, ward es mir aber doch zu peinlich; ich drängte mich durch den Knäuel und ließ ihn stehen, wo er stand. Ich setzte mich dann wieder an den langen Tisch, wo alle jene zu finden waren, die an den Fenstern keinen Platz gefunden.

Nachgerade war aber in der „Postzeitung“ vom 20. September ein Artikel über die Sprachgrenzen in Tirol gestanden, natürlich zur Bekämpfung meiner Arbeit, welche, wie früher erwähnt, in der „Allgemeinen Zeitung“ erschienen war.

Diese Sache steht aber so: Das Bisthum Trient war bis zu Beginn unsers Jahrhunderts ein Stand des deutschen Reichs. Die Bischöfe waren fast immer aus deutschen Familien, ihre Domkapitel zur größeren Hälfte deutsch. Der Adel wählte sich deutsche Prädikate und die Hofsprache war deutsch. Auch saßen viele deutsche Handwerker und Handelsleute in der Stadt, viel mehr als jetzt, da deren eine gute Zahl ihre Familiennamen ins Italienische übersetzt und sich auch selbst italianisirt hat. Roveredo, das seine ganze Industrie den deutschen Ansiedelungen verdankte, nannte sich mit Vergnügen città austriacissima.

Außerdem waren aber am Anfange des Jahrhunderts im Trienter Gebiete, und zwar auf der linken Seite der Etsch noch viele deutsche Sporaden vorhanden, von denen

mittlerweile ein großer Theil verwälscht worden ist. Diese waren damals sehr verschollen und auch sehr wenige Quellen über sie zu erschließen. Einige Nachrichten verschrieb mir Streiter von den Bekannten, die er an Ort und Stelle hatte; anderes wurde aus Beda Webers „Tirol" entlehnt, das ich in einer Note ein „vortreffliches" Buch nannte, aber — freilich erst später — sehr unzuverlässig fand. Es versteht sich, daß diese bedenkliche Fundgrube immer getreulich citirt, und daß der Verfasser stets mit gebührender Ehrerbietung behandelt worden ist.

Was nun Trient, Roveredo, Riva und andere Städtchen und Flecken betrifft, so schlummerten sie nach dem Rückfall an Oesterreich den Schlaf der Gerechten bis zum Jahre 1840. Damals aber erschien eine Schrift des Professors Frapporti in Trient über die Geschichte des Trentino, die zuerst das Programm der Irredenta aufstellt, indem sie Trient und das ganze deutsche Tirol bis an den Brenner dem künftigen Königreich Italien zuspricht. Es laufen dabei, wie nicht anders zu erwarten, eine Menge Albernheiten mitunter. So hält der gelehrte Professor die Rhätier für die Stammväter der nachherigen Allemanen und das Kap Finisterre verlegt er nach Finstermünz. Der Karte von Italien, welche ein gewisser Stucchi 1834 in Mailand herausgegeben, wirft er, obwohl sie die neuen Phantasiegrenzen bereits zu seiner Zufriedenheit verzeichnet, immerhin vor, daß sie Bruneck nicht Brunopoli und Mühlbach (beide im Pusterthale) nicht Milbacco nenne. Er halte es für seine Pflicht, jedem Italiener

die Schamröthe ins Gesicht zu treiben, der da glaube, Italien reiche im Norden nicht über die Veroneser Klause, der nicht wisse, daß die italienische Erde da beginne, wo die Quellen der italienischen Flüsse liegen.

Daneben bringt jede Seite einen giftigen Ausfall gegen die nordischen Barbari und es kann uns andere Germanen auch nicht trösten, wenn da zunächst nur unsere deutschen Brüder in Oesterreich und die Herren zu Innsbruck gemeint sein mögen.

„Nur aus der übermächtigen Gewalt der deutschen Grafen von Tirol und ihrer Reisigen ist es zu erklären," sagt der Professor, „daß sich die Bewohner des oberen Trentino* niemals italianisiren konnten — ein Umschlag, zu dem sie doch der italienische Himmel, die Bedürfnisse der Civilisation und des Verkehrs längst aufgefordert und gerufen hätten. Aber trotz alledem haben sie weder Gesichter (!), noch Manieren, noch die Sprache abgelegt!"

Das Spiel mit der nazione madre, mit den alten Römern, deren ebenbürtigste Söhne sich in Wälschtirol erhalten haben sollen, mit der Sehnsucht nach den Fratelli, die wohl wenig Glück bringen könnten, weil sie selbst keinen Ueberschuß haben, es ist dort wie Austern und Caviar ein Leckerbissen für die höheren Stände, für Gelehrte und Dichter, während die dortigen Bauern, wenn sie ihre Zustände mit den italienischen vergleichen, jetzt wie früher

* Nämlich der deutschen Gegenden von Sterzing, Brixen, Bozen, Meran und Mals.

sagen: Siamo contentoni! Wenn nun die Gelehrten und die Dichter, trotz ihrer deutschen* oder umgetauften Namen, sich für Enkel der alten Quiriten, für einen seme puramente latino halten und sich in diesem großen Namen bespiegeln, so kann man darin allenfalls unschuldige Gelehrtengrillen und Dichterträume sehen, wenn sie aber behaupten, Tirol müsse, weil es einmal römische Provinz gewesen, wenigstens bis zum Brenner, „bis zu jenen Marken, welche die Natur selbst gesetzt," zum Königreich Italien gehören und Brixen, Bozen, Meran müßten, weil sie an „italienischen" Flüssen liegen, italienische Städte werden, so ist das so abgeschmackt, daß jeder, der es kann, sich darüber lustig machen darf. Dieses habe ich denn auch versucht und manche Leser meinten, es sei nicht übel gelungen. Professor Frapporti, vielmehr seine Meinungen sind mit leichter Ironie, ohne verletzendes Wörtlein behandelt. Zu hoch patriotischem Zorne schien die Sache damals nicht geeignet, obgleich man zugeben muß, daß sie immerhin eine Zukunft hatte und jetzt schon merklich vorgeschritten ist. Haben wir doch vor wenigen Jahren erleben müssen, daß die uralte contrada tedesca in Trient aus Haß gegen den deutschen Namen nach einer naheliegenden Mariahilfs-

* Tommaso Gar, der liebenswürdige Bibliothekar zu Trient, später zu Neapel gestorben, dessen Vater aus Plattling stammte, wo Kriemhilde über die Donau gieng, war einer der feurigsten Agitatoren für die Vereinigung mit den Fratelli. Mehreres über die Namen in meinen Lyrischen Reisen, Kapitel Trentino 1 und 2.

kirche in Contrada del suffragio umgetauft und daß auf dem dortigen Kirchhofe deutsche Grabschriften verboten wurden, obgleich im deutschen Tirol auf jedem Gottesacker italienische zu finden sind. Die Deutschen in Trient hatten kein Wort und keine That dagegen.

Unser Beda fand es nun für gut, auch in dieser Sache seine Meinung abzugeben, welche im Zusammenhalte mit verschiedenen Dingen, die vorausgegangen, allerdings etwas sonderbar klang.

Wir haben schon früher gesehen, daß Beda Weber sich in solchen Sachen bald auf die deutsche, bald auf die wälsche Seite stellte. Seine Wahl hieng immer von dem ab, was die Andern thaten. Hätte Albert Jäger sich für Frapporti ausgesprochen, so hätte ihn Beda sicherlich auf die Finger geklopft; jetzt, da ein anderer, ein „Ausländer" gegen den Propheten der Italianissimi aufgetreten, mußte er diesen glänzend heraushauen. In jenem anonymen Artikel gesteht er selber zu, im Tirolerboten mit Recensionen über Pinamonti, Filos und Andere „zuerst das wälsche Element scharf angerannt" zu haben, allein dies hinderte ihn nicht, nunmehr das deutsche Element ebenso scharf anzurennen und jene herunterzureißen, die einst auf seiner Seite gestanden. In seinem „Land Tirol" beklagt er bei jeder Gelegenheit mit rührenden Worten den Untergang des Deutschthums in Wälschtirol und spricht von dem Bedauern, das die Edleren unter den Deutschen darüber empfinden; in seinem „Tirol und die Reformation" verhöhnt er dagegen „die kindisch trotzige Deutschthümelei"

und freut sich, daß das romanische Element, „die süddeutsche Nacht" überflutet habe. Außerdem beruhte aber der Wechsel der Sprache diesmal theils auf kleinlicher Eitelkeit, die sich nach Beifall und Bewunderung sehnte und der schönen Welt zu Bozen zeigen wollte, welch fürchterliche Keule man führen könne, theils auf dem Grimm gegen einen anderen Schriftsteller, der in Tirol seine Aufgaben suchte. Diesen andern sollte die Guillotine schrecken, allerdings eine unblutige, journalistische, die er zu Augsburg aufgeschlagen hatte und als anonymer Henker selbst bediente.

Ueber meine mehr erwähnte Abhandlung sagt er nun auf vier Spalten unter Anderem Folgendes:

„Die Standarte der sprachlichen Entzweiung ist nun auch an der Etsch aufgepflanzt. — Die Behauptung, daß Italien ursprünglich bis an den Brenner gereicht, ist seit Jahrhunderten von Trientner Gelehrten wiederholt worden. — Dem Ungeschick unserer Tage blieb es vorbehalten, diese unschuldige Gelehrtengrille in ein praktisches Zerwürfniß auszubilden."

Hierauf geht der Einsender auf verschiedene kleine Fehden ein, die einst zwischen den Historikern zu Innsbruck und denen zu Trient durchgestritten wurden, lauter Geschichten, an denen ich ganz unbetheiligt war, und erzählt z. B., daß Graf Giovanelli, der gelehrte Bürgermeister von Trient, einst eine Erweiterung der ständischen Repräsentation für das italienische Südtirol verlangt, daß aber Dr. Johann Schuler, als ständischer Archivar, die abschlägige Antwort in so oberflächlicher Manier ver-

faßt habe, daß sie den Betheiligten wie Spott erklungen. Daran schließen sich sehr scharfe Ausfälle gegen Albert Jäger und den Gouverneur, welcher „eine schwachnervige Ruhmesgröße" genannt wird, und endlich heißt es:

„Aus dem Munde der Fremden erscholl die Losung zum Kampfe fürs deutsche Element gegen die Wälschen im südlichen Tirol. — — Der Feldzug begann mit einem Aufsatze „Ueber tirolische Geschichte und Landeskunde," eingestandenermaßen von Friedrich Lentner, einem Baier, der sich zu Meran gesundheitshalber aufhält. In demselben las man unmittelbar nach einem Posaunenstoße des freigebigsten Lobes für die deutsche Partei einen Angriff auf die Trientner Gelehrten und ihre theoretischen Versuche, Italien bis an den Brenner reichen zu lassen.*

---

* Diese gewiß nicht von Lentner, sondern nur von Beda verfaßte Stelle lautet:

Ehe wir einen sondernden Blick in das Treiben der italienisch-tirolischen Forscher thun, müssen wir eines seltsamen, fast ebenso ergötzlichen als betrübenden Wesens oder Unwesens erwähnen, das unter diesen ehrenwerthen Männern geraume Zeit zu grassiren scheint, als eine Art gelehrte Krankheit. Wir meinen die Monomanie des Romanisirens, von der eine zahlreiche Partei — wir möchten sagen alle neueren Historiographen — befallen ist. Vermöge dieser bemühen sie sich sämmtlich, den trockenen Boden vorsündfluthlicher Geschichte bis zu dem Schlamm der Völkerwanderung zu sondiren und mit beliebiger Deutung der dunkelsten Stellen schlechtunterrichteter Klassiker, wie auch mit dem leichtfertigsten Haschen nach italischen Gleichklängen in Namen den Grundsatz aufzustellen, alles Tirol bis zum Brenner

Diese Doppelhuldigung wurde am Inn zu hohen Gnaden aufgenommen. Frapporti, Perini und Pinamonti, das verhaßte Kleeblatt, waren darin so oberflächlich und schief abgefertigt, daß man zweifeln mußte, ob der Verfasser ihre Werke auch nur gelesen."

In diesen Worten steckt eine Perfidie, die noch über seine kühnsten Leistungen dieser Art hinausgeht und wirklich studirt, ja bewundert zu werden verdient. Es ist also dieselbe, von ihm und F. Lentner verfaßte Abhandlung „Ueber tirolische Geschichte und Landeskunde," die er in seinem Briefe vom 14. März mit dem Bemerken erwähnt, daß ich für deren Verfasser gelte, daß er aber dies nicht glaube; es müßte ihn denn sein sonst so richtiger Spürsinn täuschen. Hier sagt er nun, sie sei von

---

und drüber hinaus sei gut römisch und alle Bewohner römische Abkömmlinge, denen das deutsche Barbarenthum aufgedrungen worden, die man also zu einem dereinstigen panitalischen Reiche nicht laut und oft genug anticipando reklamiren könne. Die Herren entschlagen sich bei diesem patriotischen Bemühen, selbst mit Hintansetzung ihrer gelehrten Grandeza, jedweder soliden Beweisführung und greifen zu Kunststücken, die mitunter sehr unterhaltend erscheinen würden, wenn nicht dadurch dem Wahren und Anstrebenswerthen in der Wissenschaft ein bedauerlicher Schaden zugienge. Die Kräfte der Romanisten würden viel Dankenswertheres fördern, wenn sie dem aschgrauen Alterthumswesen entsagen nnd ihr brachliegendes Mittelalter bearbeiten wollten, das unerschöpfliche Quellen bietet, aus denen ein Trunk schmackhafter und belebender sein wird als von dem halbvertrockneten Naß der ausgegrabenen antiken Amphoren.

Friedrich Lentner, was aber, wie wir oben gesehen, auch nur halbwegs der Fall ist. Er beruft sich hämisch genug auf Lentners Eingeständniß, als ob dieser durch Torturen gezwungen worden wäre, ihm etwas einzugestehen, was doch gemeinsames Erlebniß war. Ferner wirft er diesem die oberflächliche und schiefe Abfertigung des verhaßten Kleeblattes vor, die er, Beda, doch selbst geschrieben. Endlich schließt er mit einer Wendung, die man allerdings ihres Witzes wegen loben möchte, mit den Worten nämlich, daß man zweifeln müsse, ob der Verfasser jene italienischen Schriften auch nur gelesen, denn er wußte allerdings ganz genau, daß Lentner sie gar nicht angesehen, weil er ihm selbst deren Lektüre abgerathen hatte.

Also einige Zeit vorher schreibt er gerade wie Albert Jäger gegen „die harmlosen Gelehrten von Trient,“ dann sucht er, um gegen uns beide Front machen zu können, sich selbst aus dem Spiele zu ziehen, seinen unschuldigen Mitschuldigen als den fremden Störefried zu prostituiren und auf sein eigenes Machwerk, das er diesem unterschiebt, vom hohen Roß herunterzuhauen — das thut ihm nicht leicht einer nach.

Hierauf schenkt Anonymus auch mir einige injuriöse Zeilen, mit denen ich aber den Leser nicht behelligen will, und sagt dann, an dem ganzen Sprachlärm sei nichts wahr als die kränkende Behandlung der Wälschtiroler, welche von dem gelehrten Nordtirol und der „Fremden-legion“ eifrig betrieben werde. Die Regierung begreife, daß die Redner fürs tirolische Deutschthum nicht eben

allezeit auch für Oesterreich eifern — eine von jenen kleinen Denunciationen, die der ritterliche Gegner nicht gerne unterließ. Nach diesem preist er, wie gewöhnlich, die „Tüchtigkeit seiner Gesinnung," den anonymen Muth, in dieser Sache die volle Wahrheit gesagt zu haben, und findet am Ende auch einen Schluß.

Derselbe Beda Weber schlüpfte aber im April 1848, als die Wälschtiroler sich loszureißen drohten, wieder mit größter Behendigkeit in seine patriotische Tirolerjoppe und schrieb, ohne ein Wort der Anerkennung für die, denen die Thatsachen Recht gegeben, mit gewohnter Emphase: „Trient, dessen Buhlschaft mit dem Verrath am Po seit längerer Zeit und in den letzten Stadien des Preßzwanges sogar offiziell abgeläugnet wurde, hat die Maske so gut als abgeworfen und steht in einem sehr unbeneidenswerthen Licht vor den deutschen Augen."

Die schmähsüchtigen Artikel des Mystikers von Meran waren aber in Tirol nicht unbeachtet geblieben. Die anständigen Leute erwarteten eine endliche Antwort darauf. Es sei ein Verdienst um Tirol und seinen guten Ruf, den „Strauchdieb und Buschklepper," wie er Andere genannt, einmal ordentlich abzufertigen, den feigen Anonymus, „der ganz Tirol an den Pranger gestellt," der alle ihm lästigen Inländer und zuletzt noch einen sehr unbedenklichen Fremden in der „Tüchtigkeit seiner Gesinnung" so rüpelhaft abgerauft hatte. So gab ich denn jetzt nach allen diesen Angriffen, wie ich in Ambras vorausgesagt, eine Vertheidigung ab. Sie erschien am 10. Oktober in der

Allgemeinen Zeitung als Anhang zu einem dritten Artikel über die Sprachgrenzen in Tirol. Es wird genügen, wenn wir hier nur den Schluß dieses Nachtrags mittheilen. Er lautet:

„Dieser Mensch wird nie am Sonnenlicht erscheinen. Ein maskirter Bravo wirft die Larve nicht ab. Aber der Wahlspruch: Καί πτωχὸς πτωχῷ φθονέει καὶ ἀοιδὸς ἀοιδῷ (figulus figulum odit) entschuldigt keine Niederträchtigkeit, nicht die Feigheit seiner Denunciationen, nicht den Cynismus der Leidenschaft, wie er ihn zur Schau trägt gegen seine Landsleute und gegen den Fremden, der ihn nie, nirgends und durch nichts provocirt. Er hat nichts zu thun auf einem Felde, wo er keine andere Aufgabe findet als Männer zu verleumden, die er beneidet, Personen zu loben, die er geringschätzt, Institute zu preisen, die ihm gleichgiltig sind, und der eigenen Eitelkeit genugzuthun, die ihm Alles ist. Wenn er spürt und fühlt, daß die Maske schon nicht mehr ausreicht, um den Scheitel ganz zu decken, so möge er in diesen muthwillig verschuldeten Seelenleiden an die Brust klopfen und zum Bewußtsein kommen, daß sich Religion und Vaterlandsliebe nicht verwenden lassen zum Deckmantel für literarische Rache und zur Frohne für den Dünkel einer Provincialcelebrität, die schon lange nichts mehr zu verlieren hat. Für ihn keine Rettung als Wiedereinkehr in sich selbst; dazu für ihn nichts förderlicher als Versenkung in den Geist jener frommen „Lieder aus Tirol," die uns lehren, wie durch Betrachtung der Kreuzeswunden und der Auf-

erstehungswonnen irdischer Haß und Neid zu überwinden und wie durch die Läuterungsflammen der Gottesliebe der Mensch schon hienieden sich verklären könne. Diese geistliche Muse sei fortan seine einzige Führerin — alle weltlichen Egerien, so unschuldig sie zu locken scheinen, werden ihn nur zu Schanden führen.

Meran, 1. Oktober 1844.

Dr. Ludwig Steub."

Diese Ansprache blieb in Tirol auch nicht unbeachtet. Alle anständigen Leute nahmen sie wie die Erlösung von einer Landplage auf. Zu Meran im Kaffeehause wurde sie öffentlich verlesen, von mehreren auch abgeschrieben. Die angesehensten Herrn und Frauen gratulirten dem Verfasser auf der Gasse, namentlich deßwegen, weil er den Artikel mit seinem Namen unterzeichnet, während der andere wie ein „Strauchdieb und Buschklepper" nirgends zu finden sei. Es fehlte auch nicht an Toasten, wie sie damals in Tirol noch selten ausgebracht wurden.

Der Artikel war am 14. Oktober angekommen; am 15. gieng ich nach Lana, wohin mich Streiter beschieden, da er an diesem Tage dort als Rechtsanwalt zu thun hatte. Ich darf wohl sagen, daß er mit meiner Leistung sehr zufrieden war. Ein anderer Advokat von Bozen behauptete dagegen, er und die Bozner hätten den Artikel überhaupt nicht verstanden, da man bei ihnen zu Hause die Herrn von Giovanelli und nicht den Mystiker von Meran als die tirolischen Zuträger der Postzeitung ansehe.

Als ich Abends nach Hause kam, hörte ich die überraschende Nachricht, Gubernialrath von Kern sei heute angekommen, da gewesen und da er mich nicht gefunden, mit Pater Beda auf die Töll (Wirthshaus, anderthalb Stunden von Meran) gefahren. Ersteres dünkte mir sehr angenehm, letzteres sehr spannend.

Am andern Morgen erschien dann der muntre Gubernialrath auf Besuch bei mir, begrüßte mich als: „Sie böser Herr!" und erzählte, er habe gestern, da ich in Lana gewesen, seinen alten Freund und Gönner Beda Weber zu einer Spazierfahrt auf die Töll geladen, weil er geglaubt, ihm in seiner literarischen „Trübsal" einige Erheiterung gewähren zu sollen. Uebrigens habe derselbe meinen Artikel zu jener Stunde noch nicht gekannt; er dagegen habe ihn mit denen in der Postzeitung aufgezogen, der große Mann zwar nichts zugestanden, aber sich immer wieder verredet und sehr lebhaft für seine literarischen Erzeugnisse gekämpft, namentlich behauptet, gegen den Krippenartikel habe etwas gesagt werden müssen. „Der konservative Herodes" —

„Der konservative Herodes?" — fiel ich ein. „Da müßte man doch erst wissen, ob der Herr von Giovanelli den Artikel gelesen, den Herodes auf sich bezogen und sich darüber geärgert habe? Jedenfalls hat er die Revanche nicht dem Pater Beda übertragen und warum tritt dieser als Champion auf für einen Menschen, den er doch so gründlich haßt?"

Nun erzählte der Gubernialrath, er habe in Bozen

auch den alten Herrn gesehen und dieser sei sehr aufgebracht über mich. Er wolle Ruhe im Lande; ich aber hätte gesagt, wenn die Herren von der alten Mode glaubten, es sei jetzt aus, so seien sie auf dem Holzwege; es gehe jetzt erst recht an! Es braucht kaum angedeutet zu werden, wer mir diese Worte in den Mund gelegt. — Ich erklärte mich aber sehr nachdrücklich gegen das nichtswürdige Geträtsch. Die Unruhe im Lande, wenn man sie nicht lieber Leben und Bewegung nennen wolle, gehe von den Poetischen Regungen, von Professor Jägers Vortrag und von den Artikeln der Postzeitung aus und ich habe mit diesen Leistungen gar nichts zu thun gehabt. Meine Arbeiten über den Bregenzer Wald, über die Sprachgrenze, über die Moserkrippe seien, wenn nicht zu Ehre und Preis des Landes, so doch durchaus friedfertig und harmlos. Es sei gar nicht zu begreifen, daß über sie „etwas gesagt,“ daß sie feindselig traktirt werden mußten. Jeder Unbefangene sehe doch ein, daß nur der Penny-a-liner der Postzeitung den Unfrieden ins Land gebracht. Ich hätte kein andres Verlangen, als ungestört zu bleiben und meine Arbeit in Ruhe zu vollenden.

Der Gubernialrath gieng hin und her, zum Landrichter, zum Bürgermeister, auch noch einmal zu den Benediktinern. Als wir uns wieder sahen, hatte er auch den mystischen Helden wieder gesehen. Diesem war aber mittlerweile mein Schriftstück vor Augen gekommen und hatte ihn durch seine Wahrhaftigkeit tief ergriffen und erschüttert. Doch besaß er noch so viele Consistenz, um

abermals zu behaupten, er sei nicht der Verfasser der vielberufenen Artikel; er allein sei der Verfolgte; es sei unedel, daß ich unter meinem Namen aufgetreten; dadurch hätte ich die Waffen ungleich gemacht! — — An Allem sei übrigens Streiter schuld und diesem bei seiner Leidenschaftlichkeit auch Alles zu verzeihen — jetzt eine seltsame Ansicht, nachdem er seinen ehemaligen, längst ganz schweigsamen Freund neuerlich vier oder fünf Mal durch die Spalten seines Lieblingsblattes geschleift!

Als Herr von Kern des Nachmittags noch einmal ins Gymnasium gieng, um den Professor nach Verabredung zum Spaziergange abzuholen, trat ihm der Superior entgegen und sagte, Pater Beda lasse sich entschuldigen — er sei zu Schiff nach Frankreich! — — — Er war angeblich nach Bozen, aber in Wirklichkeit nach Kaltern gegangen, wo damals noch einige Herzen schlugen, an denen er ausruhen und sich erwärmen konnte.

Des Tags zuvor hatte der Superior während des gemeinsamen Mittagstisches, da der Märtyrer mit dem Gubernialrath auf der Töll war, den Artikel ausführlich vorgelesen. Pius Zingerle sagte darnach: „Es ist schon hart, wenn man so heimgesucht wird!“ Aber für den Märtyrer erhob sich nicht eine einzige Stimme; sie gönnten ihm alle die Zurechtweisung.

Da der Gubernialrath um den verabredeten Spaziergang mit dem großen Mann gekommen, so war er so freundlich, mich dazu abzuholen. Wir giengen zusammen nach Schloß Winkel, genoßen dort der herrlichen Aussicht

und tranken wahrscheinlich auch ein Glas Wein dazu. Dann nahmen wir miteinander das Abendessen im großen Saale der Post, wo sich auch der Herr Landrichter und andere Honorationen einfanden. Es war natürlich wieder viel von den letzten Begebenheiten die Rede. Der Gubernialrath meinte in seiner heitern Art, Beda Weber komme ihm vor wie ein Wasserfall, der von Fels zu Fels stürze, aber nie sich in ein Becken sammle, so daß auch schmackhafte Forellen wachsen könnten. — Nach langer, munterer Unterhaltung nahmen wir den herzlichsten Abschied.

Unterdessen war Streiter, der nach der Tagsfahrt in Lana eine andere in Schlanders abgewartet hatte, auch wieder in Meran eingetroffen. Da wurde ihm nun, ehe er nach Bozen abfuhr, ein Brief übergeben, den ihm jener früher erwähnte Mathias Koch, der nun ebenfalls sich nach Meran gezogen, aus eigenem Antriebe geschrieben hatte. Er sei, sagte er, bei Beda Weber gewesen und könne nun bei seiner Menschenkenntniß bestimmt versichern, daß nicht dieser der Verfasser. Derselbe betheure seine Unschuld mit aller Aufrichtigkeit und behaupte, das ganze Wirrsal rühre aus einer Kombination der Jesuiten, welche durch die fraglichen Artikel die Freunde entzweien wollten, (die ja schon seit zwei Jahren gründlichst entzweit waren!). So seien wir denn nur die Dupes verborgener Dritter. Beda Weber sei gesonnen zu schweigen, da dem Dr. Steub nicht beizukommen; er glaube aber, es helfe nichts, da das „Ausland" schon erklärt habe, es wolle nicht nachgeben (!!).

Um dieselbe Zeit schrieb derselbe Mathias an Dr. Schuler zu Innsbruck:

„Da Beda feierlich gegen alle Zumuthung protestirt, da Ihr keine andern Beweise als Vermuthungen habt, und letztere doch täuschen können, so glaube ich allerdings, Beda habe keinen Artikel in der „Postzeitung" fabricirt, und sehe in den öffentlichen Anschuldigungen einen gewaltigen Mißgriff. Natürlich begnügte ich mich nicht mit Bedas Ablehnung, sondern stellte die Frage, wenn Du nicht der Verfasser bist, wer ist es sonst? Wie kamen alle diese Artikel in die Postzeitung? — Auch hierüber gab er mir befriedigende Aufschlüsse. Jedes Jahr, sagte er, kommen Fremde nach Tirol, welche sich genau um die Landesangelegenheiten erkundigen und in München darüber schreiben. Er sei überzeugt, daß alle Artikel der Postzeitung dort fabricirt worden seien und Tiroler gar nicht zu Verfassern haben." (!!!)

Der gute Mathias scheint nicht bemerkt zu haben, daß die „Kombination der Jesuiten" und die journalistische Werkstätte in München sehr schwer oder gar nicht zu vereinigen waren.

Ein andermal, etwas später, ließ der Mystiker einen Vertrauten in Meran, den einzigen, den er hatte, aussprengen, er habe bereits eine Erklärung in die Allgemeine Zeitung und den Tiroler Boten gegeben, des Inhalts, daß er nicht der Autor der fraglichen Artikel und Dr. Ludwig Steub so lange ein Verläumder sei, bis er ihm seine Autorschaft bewiesen habe. Auch diese wohlgemeinte Erklärung ist unterblieben.

Der Nachtheil der mystischen Studien zeigt sich grade in diesen Mathias-Briefen. Nachdem der Meister seine Landsleute so oft mit seinen fliegenden Franziskanern und andern Mirakeln unterhalten und diese nicht widersprochen hatten, so war er trotz der „Tüchtigkeit seiner Gesinnung" dermaßen an die Lüge gewöhnt und über ihren Erfolg so sicher, daß er nur irgend eine beliebige Fabel, wie früher die Autorschaft der Polizeihofstellen, der Herren von Giovanelli, seines theuern Lertha, so jetzt die der Jesuiten oder der Stadt München lanciren zu dürfen glaubte, um überall Gläubige zu finden. Er mußte lügen und konnte gar nicht mehr anders. Für Herrn Mathias hatten wir damals natürlich nur ein Lächeln der Nachsicht.

Andern Tags besuchte mich Herr Bürgermeister Haller. Er bedauerte die Trübsale sehr tief und schien von Bedas Unschuld fest überzeugt. Ich sagte, wenn dem so sei, so brauche dieser ja nur mit einer Zeile, aber mit seinem Namen in der Postzeitung zu erklären, daß er mit den fraglichen Artikeln nichts zu thun habe; dadurch würde sich das Blatt augenblicklich wenden, er der Sieger, ich der Geschlagene werden. Seine Feindseligkeit gegen mich sei allerdings um so seltsamer, als er mich ja äußerlich immer als seinen Freund behandelt, mich neulich auf der Post bei einem Haar umarmt habe! u. s. w.

In der That waren noch manche Unbefangene sehr unsicher, ob ich wirklich den Punkt hinausgeschossen, und warteten daher mit wachsender Spannung auf eine offene Ablehnung des „Unschuldigen." — Da sie aber in acht,

in vierzehn und auch in spätern Tagen nicht erschien, so schliefen denn doch allmählich alle Zweifel ein. Uebrigens kam damals zu Meran aus dem Gymnasium die Nachricht, der Prälat von Marienberg habe den Pater Beda aufgefordert, sich über seine Autorschaft zu erklären, und dieser habe sie unter Verpfändung seines Priesterwortes schriftlich abgeläugnet.

XVII.

Die letzten Tage in Tirol.

Indessen hatten die Freunde und Freundinnen zu Kaltern unseren Flüchtling in vierzehn Tagen doch wieder so zusammengeflickt, daß er einen Artikel erzeugen konnte. Dieser war seit dem 20. November in der gewohnten Bude zu haben. Der Verfasser behandelt sich da nach der alten Methode als den Unschuldigen, den Gekränkten, als den Märtyrer. In allen deutschen und schweizer Blättern werde Beda Webers Name stets mit einer Bitterkeit genannt, die hinlänglich zeige, welche Hoffnungen man auf ihn gesetzt. Er werfe mit Freuden die Feder weg, wenn die Herausforderungen aufhörten. Dann heißt es weiter: „Steubs Angriff galt eigentlich mir, dem Verfasser der wichtigsten Artikel über Tirol in der Postzeitung, und ich kann dem Dr. Steub versichern, daß ich trotz seiner etruskischen Weisheit von Beda Weber wesentlich verschieden bin. Den letztern zu vertheidigen, fällt mir nicht ein.

Er kann und soll es selbst. Er hat es mit Freunden und Bekannten zu thun, die seit Jahren bei ihm aus- und eingiengen. An unsern Warnungen hat es nie gefehlt; jetzt kämen sie jedenfalls zu spät“ u. s. w.

Wer der gute Freund sein sollte, der damals hätte für Beda Weber auftreten mögen, weil dieser immer mit Bitterkeit genannt worden, das war aber eben so schwer zu finden, als meine Herausforderungen. Die Anspielung auf meinen Ein- und Ausgang bei ihm ist ganz niederträchtig.

Für einen Reconvalescenten war das immerhin eine ziemlich dreiste Sprache. Da aber der Nimbus der Anonymität gefallen, war der Zauber dahin. Die Tiroler fanden den Mystiker nachgerade langweilig, und ich ließ ihn laufen. Wir sind erst im dritten Jahre später wieder aneinander gerathen.

Meine Freunde und Gönner können aber aus Bedas eigenen Worten entnehmen, daß er mir selbst gar nichts vorzuwerfen wußte. Den ihn beschwerenden Artikeln in den deutschen und schweizer Zeitungen stand ich fern und von den drei Aufsätzen in der Allgemeinen hatte ihn der erste über den Bregenzer Wald und der dritte über die Moserkrippe gar nicht, der zweite über die Sprachgrenzen mehrmals, aber wie schon bemerkt, nur lobend angeführt.

Nicht zu übersehen ist übrigens in jenem Artikel die alte Schalkheit, andern das vorzuwerfen, wessen er selbst sich schuldig weiß. Früher hatte er, wie oben erzählt, der Redaktion der Allgemeinen Zeitung den Namen des Verfassers der Poetischen Regungen abzulisten getrachtet;

jetzt ruft er: „Die Redaktion der Postzeitung, zum Verrathe ihrer Korrespondenten gründlich versucht, that ihre Pflicht.“ Ich weiß nicht, was er meint, halte übrigens die ganze Angabe für erlogen. Ich wenigstens habe die Augsburger nicht gebraucht, um meines Bedas erhabene Schreibart wieder zu erkennen.

Die geistigen Größen von Innsbruck, die Schuler, Flir, Albert Jäger, haben sich aber, was ein sprechendes Zeichen ihrer Gutmüthigkeit, mit Beda Weber, der zwei Jahre später, um die alten Freundschaften zu erneuern, ganz unverfroren nach Innsbruck kam, wieder völlig ausgesöhnt. In einem Brief, den damals, 20. Mai 1846, Alois Flir an Dr. Streiter schrieb, ist dies sehr ergötzlich nachzulesen. Es heißt dort:

„Also Beda, wie aus Bozen verlautet, war mit der Aufnahme, die er in Innsbruck gefunden hat, sehr zufrieden!? Schuler stieß auf ihn ganz zufällig auf der Treppe im Landhause. Sie sprachen per „Sie“ und hielten sich in diplomatischer Allgemeinheit. Der Herr Johannes trägt ein weiches mildes Herz im Busen, aber für Beda ist kein warmer Pulsschlag mehr möglich. Albert Jäger wollte sich unzugänglich machen. Schönach und ich machten Gegenvorstellungen, und so kam es auf seinem Zimmer zu einer Zusammenkunft und dann zu einer verabredeten im Museum.* — — — Ich sprach eben auf

* Die Anordnung dieses Briefes scheint etwas verkehrt zu sein. Jedenfalls wird er klarer, wenn man die zweite Hälfte — von hier anfangend — vor die erste setzt.

dem Pfarrplatze mit einem Studenten, als Bedas hohe Gestalt ehrwürdig heranwandelte. Er wurde auffallend genirt, wir reichten uns die Hände, ich machte einige, zum Theil nicht ganz gleichgiltige Späße, er sprach mich per „Du" an und ich erwiderte es und begleitete ihn die wenigen Schritte zum Fiscalamte hinüber. Wir sagten uns ein Wiedersehen zu, aber keiner besuchte den andern. Dem Vernehmen nach äußerte er bei Schuhmacher sein Bedauern über die Zerwürfnisse: Moy habe seine Briefe mit Unbeliebigem interpolirt."

Lentner, der im Juni nach Baiern reiste, schrieb damals von Innsbruck aus an Streiter: „Ueber den „Pater" (Beda) sind sie hier höchlich erbost, weil er in Bozen von freundlichen Grüßen und Küssen und derlei fabulirte und doch alles erlogen und erstunken ist. Sie haben ihn sämmtlich per Bausch und Bogen abgewandelt und ihn herzlich ignorirt."

Immerhin waren die Jugendfreunde nun wieder versöhnt! Der Einsiedler von Paiersberg blieb aber solchen Ausgleichen immer fern, wogegen Schuler und Flir mit Beda Weber Anno Achtundvierzig von Frankfurt aus eine fröhliche Rheinreise unternahmen.

So hatte also damals der große Unbekannte den Mantel der Anonymität endlich abgeworfen! Wenn er übrigens behauptete, Moy, der damalige Eigenthümer und Redakteur der Postzeitung, habe seine Briefe mit Unbeliebigem interpolirt, so war das wieder eine sehr fadenscheinige Nothlüge.

Uebrigens waren immer noch einige Autoren über,

die zur Säuberung des heimischen Bodens ausgeräumt werden sollten. Herman von Gilm, A. Pichler und J. Senn, dem der Edle auch sehr gram, wurden später vorgenommen, was wir aber, da es zu Ende geht, nicht mehr hereinziehen wollen.

Nachdem sich der Mann Gottes von Meran jetzt hinlänglich ans Licht gestellt, wollen wir ihm aber noch einen kurzen beurtheilenden Epilog widmen.

Beda Weber zeigte schon in seiner Jugend sehr wenig kirchlichen Sinn und was ihm die Brixner Hoftheologen zu glauben geben wollten, das stieß er lächelnd von sich. In einem Briefe, den uns Ad. Pichler mittheilt, schreibt er mit fünfundzwanzig Jahren an einen Professor Tangl: „Die Wirklichkeit engt mich sehr ein, aber das Reich der Ideale ist mein. In meine Zauberphantasien und in die Riesenschlösser meiner kühnsten Träume kann der Regens mit seiner hundertjährigen Perrücke nicht nur nicht hineinsteigen, sondern er weiß nicht einmal ihr Dasein und wenns sein muß, betrüg' ich ihn fünfmal in einer Stunde. Hier in Brixen glaubt man allerlei Dinge, von denen Sie schließen werden, daß ich sie nicht glaube, und Sie sind nicht unrecht daran. Aber dafür, daß Sie sich von der Pfaffenstupidität und von dem allerdümmsten Aberglauben der hiesigen Stadt keinen Begriff zu machen im Stande sind, wollen Sie Gott die ganze Zeit Ihres Lebens inbrünstiglich anbeten und lobpreisen."

Mit sechsundzwanzig Jahren nennt er sich übrigens schon „einen jungen Unsterblichen."

In einem Briefe von 1832 spricht er sehr freimüthig

über „die abgenützten Formen uralter Kirchlichkeit — eine Mummerei, über die die Völker spotten“ — was sehr wenig zu seiner bald beginnenden Anpreisung der italienischen Verzückten stimmt, und nachher schilt er die verkehrte Stellung der Priester, „die von verschmitzten Despoten seit Jahrhunderten benützt worden, die Landesfreiheiten zu zerdrücken und das Volk in Stupidität einzuwiegen,“ wogegen der Beda in der Postzeitung die Liberalen angeiferte, weil sie die Landesfreiheiten wieder gewinnen und dem Volke seine Stupidität benehmen wollten.

Im Jahre 1834 bekennt er sich zu Ansichten über die Päpstlichkeit, „die er in seiner Gegend nicht äußern dürfte, ohne gesteinigt zu werden.“

Um dieselbe Zeit schreibt er: „Ich will ein deutsches Reich ohne achtunddreißig Civillisten und Herrscherlinge und Einen deutschen König!“ Mit seltsamer Wuth schlägt er da auf die Reformation ein: „Die lutherische Toleranz, die lutherische Poesie, die lutherische Wissenschaft ist mir ein Gräuel.“ — Man kann da schon voraussehen, daß er Schiller und Goethe in Streiters Garten nicht ertragen würde. „Den Papst und seine Pfaffen mag ich auch nicht.“ Schließlich rühmt er seinen „deutschen Stolz,“ derselbe, der bald darauf sich über „die deutsche Nationaleitelkeit, die kindisch trotzige Deutschthümelei“ erlustigte.

Im Jahre 1842, wo ich ihn kennen lernte, schreibt er, er sei einsam und todt; je mehr aber die Welt ihn abstoße, desto heimlicher werde ihm die Natur. „Mir wird ganz pantheistisch zu Muthe und ich kann mir nicht

helfen.“ — „Meine Kollegen gefallen mir jetzt viel weniger als früher; sie sind roh und ungeschlacht, aber ihr Geträtsch kümmert mich auch nicht mehr. — — Es steht mit unserer Religionslehre schlecht, weil sie so viel Unsinn tradirt, daß sie den Verstand und die Vernunft ableugnen muß.“ So spricht der Panegyriker der „Verzückten“ und der Verbreiter ihrer Wunder!

Später ruft er den Innsbrucker Freunden, Schuler und Flir, zu: „O bewahrt den freien Geist mitten in aller jesuitischen Nacht und seid nicht gar zu stockkatholisch, sonst seid ihr leibhaftige Esel!“

Das war zu derselben Zeit, als er in der Postzeitung den großen Feldzug für die Jesuiten und den alttirolischen Stockkatholicismus eröffnete!

Im Jahre 1842 schreibt er ferner: „Auch gute Kräfte verdummen im ewigen Gerede vom Geist des heiligen Benedikt, der im Grunde nichts andres war, als ein — — (A. Pichler läßt das Wort ungedruckt.) Wie kann aber ein Geist, wie der meinige, gedeihen auf einer Lebensbahn, wo ihn die Heuchelei scheinheiliger Priester so ganz umspinnt, daß auch sein Leben von der nämlichen Heuchelei nothwendiger Weise durchdrungen werden muß?“ — Diese Durchdringung ist allerdings vollständig gelungen.

Man sieht, daß der große Mann das Uebersinnliche, den lieben Gott und seine eigenen Leute gerade so behandelte, wie den alten Giovanelli und den Dr. Johannes Schuler; heute so, morgen so. Heute Pantheist, morgen „tief in Christi Wunden;“ heute grimmig gegen Päpst-

lichkeit, gegen die klerikale Mummerei, gegen die rohen und stupiden Pfaffen, lodert er ein ander Mal im feierlichsten Pathos auf für die Kirche zu Rom und ihre Priester; heute verflucht er die Kongregation, morgen kämpft er begeistert für die Jesuiten u. s. w.

Eine Ueberzeugung hat er nie gehabt; es stand nichts fest bei ihm, als etwa der Haß gegen den Protestantismus.

Eine ascetische Richtung hat Niemand an ihm verspürt und nach allen den Aeußerungen, die er über seine inneren Zustände selbst gegeben, ist es klar, daß er auch die Mystik nur als Sport getrieben. Von historischen Arbeiten schreckte ihn das trockene Quellenstudium ab; in diesen hatte er überdies seinen Prälaten, seine Ordensbrüder, den übrigen Klerus, die Bigotterie seiner Verehrer und Verehrerinnen, endlich die k. k. Censur zu scheuen, seine Verzückten dagegen und die Giovanna konnte man zwar unsinnig schelten, aber für Staat und Kirche schienen sie nicht gefährlich.* Und was die Hauptsache — diese Art von Mystik war der Garten, wo er alle die rhetorischen Blumen, in deren Duft er so gerne schwelgte, mit Liebe kultiviren konnte. Hier war jeder Bombast unterzubringen. Hier konnte er auch alle die erotischen Phrasen, die ihm immer im Sinne lagen, auf geistliche Manier verwerthen, obgleich er dafür vielleicht ovidische Elegien vorgezogen hätte.

Sanguinisch wie er war, mochte er auch fragen, ob

---

* Gleichwohl ist die Giovanna, wie wir oben gesehen, auch einmal verboten worden.

sich nicht das ganze tirolische Publikum auf diese blumigen Pfade leiten ließe, ob seine Bücher von dem festen Boden, den sie hier gefaßt, nicht durch die befreundeten Ultramontanen und den Archimystagogen Görres zu München über das ganze katholische Deutschland verbreitet und so die Lieblingsbücher des katholischen Volkes werden könnten — ein Zukunftsbild, das auch in anderer Beziehung viel Angenehmes versprach, denn der Mystiker wußte einen ehrlichen Verdienst gar wohl zu schätzen, da er sich nicht allein Tauben und Blumen, sondern auch viele werthvolle Bücher hielt und mancherlei Reisen unternahm.

Wenn er bedachte, daß damals die Visionen der Katharina Emmerich, wie sie Clemens Brentano herausgegeben, jährlich in 4000 Exemplaren abgesetzt wurden, so brauchten ihm seine Hoffnungen gar nicht schwindelhaft zu erscheinen.

Ein näheres Einsehen dürfte übrigens leicht ergeben, daß in all seiner leidenschaftlichen Journalistik doch nur das figulus figulum odit umgeht, und daß es sich im Grunde um die hermetische Absperrung des tirolischen Parnasses ungleich mehr gehandelt hat, als um den heiligen Glauben der Väter und die unschuldigen Gelehrten von Trient.

Aber so klar die Geschichte daliegt, so unbegreiflich ist sie doch. Daß ein Ordensmann, dem nach unserem Vorurtheil die Eitelkeit der Welt etwas ferner liegen sollte, der, wenn seine Mystik nur halbwegs ehrlich gemeint war, auch durch sie gereinigt und geläutert werden mußte, daß derselbe, wenn nicht beliebte, doch angesehene, „in hoher

Gestalt ehrwürdig" durchs Leben wandelnde Bußprediger alle Rücksichten auf Christenthum und gebildete Sitte von sich werfen konnte, um einige friedliche Leute oder den längst verstummten Streiter unausgesetzt mit anonymen Schmähungen zu überfallen, dabei nach allen Seiten hin zu lügen und zu betrügen, ein Priesterwort unwahr zu verpfänden, auch mit der „Tüchtigkeit seiner Gesinnung" zu prahlen und zuletzt — zum allgemeinen Gelächter des Etschlands — mit flatterndem Talar vor seinen Erinnyen sich nach Kaltern zu flüchten — das ist unbegreiflich — darin liegt wirklich eine von jenen Unverständlichkeiten, auf welche sich die Tiroler so viel zu Gute thun.

In allen diesen kleinen Dingen hat sich Beda Weber klein, sehr klein gezeigt. Ob er in größeren Dingen größer geworden, das wird man bei den Frankfurtern erfragen können.

Die letzten Tage in Meran verliefen ruhig und angenehm. Einmal gieng ich allein nach dem ehrwürdigen Schloß Tirol, wo ich den mir schon bekannten Blasius Trogmann, den „Fink," den krummen aber freundlichen Portier bei einer Halbe Wein über Kriegsgeschichtliches vernehmen wollte. Er war früher Bauer zu Mais auf dem Finkenhofe gewesen und schon in jungen Jahren Hauptmann der ersten Maiser Schützenkompagnie geworden. In den Geschichten von Anno Neun wird sein Name öfter ehrenvoll erwähnt. Dazumal haben ihm die Franzosen unter ihrem Rusca das Haus geplündert, wofür er später eine Entschädigung von 84 fl. erhielt, die ihm sehr

kärglich dünkte. Nicht zu verwundern, daß das Jahr Neun bei ihm vollständig in Ungnade gefallen war. Das Tagebuch sagt: „Er bajuvarisirt jetzt sehr stark“ — eine Gesinnungsart, die damals in Tirol gar mannigfach vertreten war, in der ich aber ihn so wenig wie andere Tiroler zu bestärken suchte. Meines Erachtens wären sie damals, wenn sie baierisch geworden, vom Regen in die Trause gekommen und hätten die Klerisei bei uns noch mächtiger gefunden, als bei sich zu Hause.

Es ist auch zweifelhaft, ob der Fink den despotischen Herrn von Abel für einen so großen Staatsmann angesehen hat, wie unser Herr Sch***. Der baierische Landtag nannte bekanntlich sein System ein fluchwürdiges, ein verruchtes.

Der alte Held zeigte dann in einem Schächtelchen die goldene „Begnadigung,“ eine große Medaille mit dem Bildnisse Ferdinands I., welche rückwärts die Inschrift: Meritis Blasii Trogmann trug. Diese Ehrung hatte er 1838 auf dem Schloß Tirol erhalten, da Kaiser Ferdinand des Hofers Enkel feierlich mit dem Sandhof belohnte. Ferner legte mir der wackere Blasius eine silberne Medaille vor, wie sie Franz II., der später als Kaiser von Oesterreich Franz I. wurde, allen jenen Landeskindern ertheilt hatte, welche 1797 im Feuer gestanden — denn der Fink war auch damals schon dabei — und endlich einen Sandwirthzwanziger, d. h. einen jener Zwanziger, wie sie Andreas Hofer zu seiner Zeit hatte zu Hall im Münzthurm schlagen lassen. „Jetzt bezieht der Fink als

Thorwart der Burg einen Gehalt von 200 fl. und eine Vergütung für die Uniform, die er bei festlichen Gelegenheiten anzulegen hat. Heute trug er, wie gewöhnlich, seine Maiser Bauerntracht, die braune Jacke mit den rothen Aufschlägen und den niedern Hut mit der großen Scheibe. Uebrigens ein braver, tüchtiger Kerl, dessen ganzes Wesen sehr einnehmend ist."

Auch P. Cölestin Stampfer kommt in seiner Geschichte der Stadt Meran (1872) mehrere Male auf den alten Fink zurück. Namentlich führt er ihn noch nach dem Kriegsjahre bei einer Begebenheit an, die längst verschollen ist und einer Auffrischung nicht unwerth scheint.* Am 3. Dezember 1810 erschien nämlich, aus dem Vinstgau herunterkommend, im schwarzen Adler ein unbekannter Reisender, der sich erst am nächsten Morgen als den Adjutanten des Kronprinzen von Baiern zu erkennen gab und dessen Ankunft für den Abend ankündigte. Dieser Kronprinz, später König Ludwig I., hatte damals sein Hoflager zu Innsbruck aufgeschlagen und seine Vorliebe für die Tiroler war allgemein bekannt. Eine Kutsche voll Honoratioren fuhr ihm sofort bis Rabland entgegen; Handelsmann Verdroß in Meran ließ das ehemalige Kloster Josefsberg des Abends herrlich beleuchten und alle seine Pöller abfeuern, während auch mehrere Bauernhöfe zu Algund im hellsten Lichte strahlten. Der junge

* Die näheren interessanten Umstände suche in der Quelle, Seite 207.

Königssohn fuhr unter lautem Jubel des Volkes und festlichem Geläute der Glocken durch die jubelnden Gassen der Stadt zum goldnen Adler, wo er seine Herberge nahm.

Damals wollten die Meraner am Vinstgauer Thore dem jungen Herrn die Pferde ausspannen, allein der Prinz verbat sich diese Ehrenbezeigung, wogegen Kaiser Ferdinand 1838, als er zu jener Feier auf Schloß Tirol zog, seinen treuen Tirolern zu ihren alten Freiheiten gerne auch noch diese vergönnte.*

Am fünften Dezember erschienen die geistlichen und weltlichen Würdenträger der Stadt und ihrer Umgebung zur pflichtschuldigen Aufwartung, unter ihnen auch Blasius Trogmann, mit dem der Kronprinz, der gleich anfangs nach ihm gefragt hatte, fast länger als mit allen anderen sprach.

Damals aber, als ich den alten Fink mit seinen weißen Löckchen und seinen blauen Augen im Tiroler Hauptschloß zum letzten Male sah, erwähnte er des Kronprinzen von Baiern gar nicht und des Kaisers von Oesterreich nur ganz flüchtig, schaute aber durch das hohe Fenster wehmüthig ins dämmernde Thal der Etsch hinunter, gleich als wollte er sagen: Ade, du schnöde Welt! Ich hab' auch nicht gemeint, daß ich da als Thorwart sterben müßte!

Von der Burg Tirol schlenderte ich wieder fort und an der nächsten, Durnstein, vorbei, jedoch nicht ohne einen

---

* Auch beim Nationalfest 1863 wollten die Bauern dem Kaiser in Innsbruck zweimal die Pferde ausspannen.

Blick hineinzuwerfen und zu sehen, daß nichts zu sehen sei. Dann gieng ich auf der Höhe hin nach Plarsch, wo schöne Häuser, ziemlicher Wohlstand und große Gastfreundschaft, zumal in diesen Tagen, da eben das Törkeln an der Zeit und im Schwunge, ein angenehmes Herkommen, welches schon in den Drei Sommern und zwar in dem Kapitel Meran beschrieben ist. Da warteten meiner beim Gasser, einem ehrenwerthen Bauersmann, die Herren vom Landgerichte, Herr Weidmann, der fröhliche Adjunkt, Herr von Guggenberg, der freundliche Aktuar, Herr von Braitenberg und Herr Tauber, die munteren Praktikanten. Da trug der Bauer in großen Krügen seine neuen Weine auf und schenkte fleißig ein; die Bäuerin brachte Aepfel, Nüsse, Feigen, Kastanien; die Kinder überreichten Blumensträuße. Die Unterhaltung war sehr lebendig. Männer, die das alte Herkommen ehren, gehen von solchen Gelegenheiten nicht leicht ohne „Affen“ nach Hause, doch sind wir damals ziemlich nüchtern weggekommen.

In diesen Oktobertagen wurde ich auch einmal zu den „Stamser Herren“ im Maiser Widum geführt. Dieser Herren eigentliche Heimat liegt im Oberinnthal und ist das Kloster Stams, das jüngste, aber begütertste der tirolischen Stifte, welches Graf Meinhard II. von Tirol und Görz zur Erinnerung an den unglücklichen Konradin von Hohenstaufen 1272 gegründet und dem Cistercienser Orden übergeben hat. Konradin war nämlich ein Sohn aus der ersten Ehe seiner Gemahlin Elisabeth, die vorher mit dem römischen König Konrad IV. vermählt gewesen. Der

Graf von Tirol begabte das Stift sehr reichlich und Bischof Egeno von Trient schenkte ihm auch die Pfarre Mais mit ihren schönen Rebenhalden. Im Vormärz hatte der Maiser Widum solchen Ueberfluß an guten Weinen, daß die gastfreundlichen Stamser Herren — ihrer vier an der Zahl — um die Vesperzeit offenes Haus hielten und die durstigen Meraner Herren sehr gerne bei sich sahen. Diese vier Ordensmänner in ihrem weißen Gewande hatten nun auch von den Ereignissen der letzten Zeit und von dem Fremden gehört, den man so unflätig angegriffen und zu so herber Vertheidigung genöthigt hatte. Es wäre ihnen, sagten sie zu den Meraner Gästen, ganz angenehm, wenn er ihnen auch einmal die Ehre schenken und ein Glas Wein mit ihnen trinken wollte. So gieng ich denn mit einem jungen Herrn, der später Rechtsanwalt zu Meran geworden und noch bis heute mein guter Freund geblieben ist, in den Maiser Widum, wo ich sehr herzlich aufgenommen wurde. Wir fanden da schon einige Bekannte, und später kam auch Adjunkt Weidmann, der fröhliche Herr. Heiteres Gespräch und manche Offenherzigkeit, die man gerade da nicht hätte er warten sollen. Der hochwürdige Herr Pfarrer zeigte mir nachher den ganzen Widum und alle die kleinen Sehenswürdigkeiten, die er enthält. Als wir im obern Stocke allein waren, fieng er gar an von dem Artikel in der Allgemeinen Zeitung zu sprechen. Man gönne dem Getroffenen seine Abfertigung aus vollem Herzen, und sogar sein Superior meine, es sei ihm recht geschehen.

Mein Aufenthalt in Meran gieng nun bald zu Ende

und ich sollte es dann lange nicht mehr sehen. Der Abschied wurde am 1. November im „Rößel“ gehalten, wo sich damals die Keime des Stehweins zu entfalten begannen. Dies war nämlich eine fröhliche Gesellschaft der Meraner Herren mit ritterlichen Emblemen, Wappen und Fahnen, welche bald nachher unter Lentners Führung ihre solenne Entstehung feierte. Näheres darüber berichtet dessen Chronik von Lebenberg, welche oben erwähnt ist.

Ich wurde als erprobter Freund mit herzlichen Worten verabschiedet. In Meran dauerte indessen die freundliche Stimmung der Herren, d. h. der Gebildeten, und eigentlich auch der andern Leute nicht nur bis zu meiner Abreise, sondern noch viele Jahre darüber hinaus, denn im Weinmond 1873 erlebte ich dort noch eine besondere, seltene Auszeichnung und auch im letzten Herbste bin ich wieder mit der alten Liebenswürdigkeit aufgenommen worden.

Und nun zum dritten und letzten Male in Paiersberg, wohin ich mit derselben freundlichen Wärme wie früher geladen worden. Es war damals eine regnerische Zeit und ich hatte daher Muße genug, wieder an meinem noch immer nicht fertigen Manuskript zu arbeiten.

Donnerstag den 19. Dezember verließ ich das gastliche Haus, das ich in den vierziger Jahren nicht mehr, in späteren Zeiten aber öfter wieder sah. Mein lieber Streiter und das Nannele gaben mir noch mündlich das ehrenvollste Zeugniß über meine Aufführung, meinten, daß ich ein fürtrefflicher domisedus gewesen und daß sie

die vielen schönen Stunden, die wir mit anregenden Gesprächen verbracht, nie wieder vergessen würden. Was ich entgegen gesagt, läßt sich ohne meine Anleitung wohl unschwer errathen.

In Brixen beim Elephanten empfieng den Ankömmling Hermann von Gilm, der Dichter. Ich hatte ihn zum Wiedersehen nnd Abschied dahin eingeladen und er war von Bruneck gern herüber gekommen. Uebrigens waren auch Dr. Franz von Guggenberg und der bischöfliche Mensalverwalter Wallnöfer zur Hand; später kamen noch Dr. Thaler und Lehrer Kögl dazu. Wir giengen miteinander in die „Sonne,“ wo sich damals das Lesezimmer fand.

Des andern Mittags war ich mit Hermann von Gilm bei Herrn von Guggenberg zu Tische geladen. Sehr gute Unterhaltung! Als wir aufgestanden, nahm Hermann Abschied, den letzten in diesem Leben — denn wir sind hienieden nicht mehr zusammengekommen. Damals haben wir es wohl auch nicht vermuthet.

Als der Dichter abgereist, führte mich der Herr Mensalverwalter in die fürstbischöfliche Residenz zu Herrn Hofkaplan Lorenz, der mich damals im Valserthale eingeladen hatte, bei seinem hochwürdigsten Bischof vorzusprechen. Er war dessen auch noch eingedenk und begleitete mich sofort in die Stube, wo der Bischof seine Besuche zu empfangen pflegte, nannte meinen Namen, zog sich dann zurück und überließ uns unseren Eingebungen.

Fürstbischof von Brixen war also damals der hochbetagte

und hochbeliebte Herr Bernard von Galura,* der 1764 zu Herbolzheim im damals österreichischen Breisgau geboren und also jetzt achtzig Jahre alt war. Er wurde 1820 Weihbischof und Generalvikar in Vorarlberg, 1824 Fürstbischof zu Brixen.

Nicht lange vorher hatte der Fragmentist, der eben von der zweiten Reise in den Orient zurückkam, bei dem edlen Kirchenhirten seinen Besuch abgestattet und dieser ihn um so freundlicher aufgenommen, als ja Philipp Jakob Fallmerayer in seiner Jugend, da er noch das Jokele hieß, auf der Tschötscher Haide, nicht weit von Brixen, seine Schafe gehütet. Der ironische Reisende hat über den würdigen Fürstbischof damals einige Zeilen aufgeschrieben, welche meine „Herbsttage in Tirol“ S. 52 mittheilen. Hermann von Gilm, der sonst gegen den Landesklerus ziemlich spröde war, hat dem liebevollen Herrn einen längeren „Festgruß“ gewidmet, der auch in seine Gedichte aufgenommen ist. (2. 257.)

Der Fürstbischof sah für sein hohes Alter noch ganz rüstig aus, empfieng mich stehend, indem er mir die Hand zum Gruße bot, lud mich aber sofort auf den Divan ein, wo wir vielleicht eine halbe Stunde sitzen blieben. Sein Gesicht war voll Freundlichkeit und Wohlwollen, seine Sprache bewahrte noch den schwäbischen Accent, den

* Sein Urgroßvater, sagt man, habe noch Katzenschwanz geheißen und diesen Namen dann ins Griechische übersetzt; andere halten diese Angabe für eine etymologische Mythe.

auch unser mehrerwähnter Gubernialrath nie ganz aufgegeben. Da er neun Jahre in Vorarlberg gelebt und sich über dieses Land durch allerlei Studien sehr wohl unterrichtet hatte, so kam er sofort auf meine Artikel aus dem Bregenzer Wald zu reden, beurtheilte sie sehr günstig und sagte, er sehe dem Buche, das ich vorhabe, mit Spannung entgegen. So sprachen wir fort und fort, fast nur über vorarlbergische Geschichte und Landeskunde, und nachdem ich mich wieder erhoben hatte, entließ er mich mit den freundlichsten Worten.

Abends große Gesellschaft im Elephanten — in fröhlicher Mischung Leute des Friedens und des Krieges, da eben ein wandernder Zug von Kaiserjägern in dem Städtchen über Nacht blieb. Ihr Hauptmann, welcher mit seinen Offizieren in jenem Gasthof Quartier genommen, war ein eleganter, wohlberedter und geistreicher Held, Graf Castiglione, der sich trotz seines italienischen Namens für einen polnischen Edelmann hielt. Er hat sich später mannigfach hervorgethan, ist zu hohen Ehren aufgestiegen, Ritter des Maria Theresien-Ordens geworden und vor einigen Jahren als Feldmarschall-Lieutenant im Ruhestand zu Bozen gestorben. Das war ein vergnügter Abend! Wir sprachen sehr viel über Naturschönheiten, namentlich tirolische, mit denen sich der Hauptmann schon ziemlich tief eingelassen, da er auf militärischen Promenaden bereits einen guten Theil des Landes begangen hatte.

Nächsten Tags mit dem Stellwagen nach Innsbruck, wo ich wie früher im „grauen Bären" Herberge nahm.

Es war Abend und ich gieng daher sofort zu Dr. Schuler, der damals Kneipe im eigenen Hause hielt. Nach einander erschienen Pfaundler, Stotter, Gubernialrath Kern, später auch Albert Jäger. Freundliche Begrüßungen von allen Seiten. Wir ließen den ganzen Sommer und alle die Freuden und Leiden, die über uns gekommen, noch einmal an uns vorübergehen und unterhielten uns vortrefflich.

Am andern Abend waren wir wieder in noch größerer Gesellschaft bei Schuler zusammen und da sah ich denn die guten, lieben Freunde für lange Zeit zum letzten Male.

Am 23. Dezember fuhr ich im Eilwagen von Innsbruck ab und kam am 24. des Morgens um fünf Uhr in München an. Das war der dritte Sommer in Tirol.

Diese Zusammenstellung meiner damaligen Erlebnisse hat mich wohl hie und da wieder an einen vergessenen Namen erinnert, aber weitaus die meisten Männer und Frauen, die ich damals kennen gelernt, stehen noch leibhaftig und in frischem Angedenken vor mir und die lange Heerschau dieser meist verschwundenen Gestalten war auch eine angenehme Mahnung an so viele, oft sehr unerwartete Aufmerksamkeiten, die ich damals als Fremder erfahren. Alle die wackeren Männer und Frauen, deren Freundschaft ich damals erworben, haben mir diese, bis auf den Meraner Mystiker, bewahrt, so lange sie im rosigen Lichte wandelten und die Wenigen, die noch übrig sind, stehen noch eben so gut mit mir wie vor achtunddreißig Jahren. So kann ich denn diese Erinnerungen nicht schließen, ohne mein Schicksal zu preisen, daß es mich jene drei schönen Sommer

in Tirol verleben ließ, und ohne meinen Dank allen den Freunden auszusprechen, die noch leben, und allen denen, die dahingegangen.

Als ich in München angekommen, konnte ich leicht abnehmen, daß der Nachtrag vom 10. Oktober nur von wenigen beachtet und auch von diesen nicht verstanden worden war. „Die Sprachgrenzen in Tirol," an deren Schluß die Parabase stand, hatte man vielfach überschlagen. Sie giengen, hieß es, zu tief in unbekannte Kleinigkeiten ein und man habe sich darin nicht zurecht finden können. Wer wisse denn, wo Laurein und Proveis, Luserna und die Moccheni gelegen seien? Auch war im Nachtrag der Name des Gemeinten nicht genannt und so hatten nur die wenigsten errathen, gegen wen es eigentlich gieng, denn Beda Weber und seine Stänkereien waren damals in München nur dem Görres'schen Kreise etwas näher bekannt. Ein älterer Würdenträger sagte mir auch in jenen Tagen mit warnendem Finger: „Haben denn Sie Ihr Schwert ziehen müssen, um diese Frösche zu zerhauen?" (er meinte nämlich, es seien deren mehrere). „Das hätte ich doch lieber den Tirolern überlassen!" „Nu, diesmal," entgegnete ich lächelnd, „haben sie den Vorrang gerne einem Fremden eingeräumt."

Man sieht daraus, daß meine Eitelkeit, wenn sie da im Spiele gewesen, eigentlich ziemlich leer ausgegangen wäre.

XVIII.

Aus späteren Tagen.

So wäre denn das schlachtenreiche Jahr Vierundvierzig überstanden und zu Ende. Wir wollen nun die andern alle, „so viele dem tiefen Verderben entronnen," * ihrem Schicksale überlassen, d. h. nicht weiter von ihnen reden, und nur die beiden Freunde, die uns am nächsten stehen, auf ihrem Lebensgange noch etwas länger verfolgen, zunächst unsern Dr. J. Streiter, freilich nur um zu erwähnen, daß der Wanderzug in den kommenden Jahren ihn abermals erfaßte, daß er seinem Vaterlande wiederum Valet sagen und anderswo seinen Wohnsitz aufschlagen wollte. Auch zu diesem Nachtrage bewegen uns übrigens nur zwei, in dem Streiterschen Briefschatz vorgefundene Episteln, welche ganz anmuthig über jenes Vorhaben sprechen und daher hier mitgetheilt werden sollen.

Streiter hatte nämlich seine Absicht auch einigen Freunden und zwar namentlich dem Herrn von Kern und dem Kollegialpräsidenten von Gummer in Roveredo mitgetheilt, welche ihm dann ihre Meinung unverhohlen ließen, und zwar sprach Herr von Kern,

---

* Ἔνθ' ἄλλοι μὲν πάντες, ὅσοι φύγον αἰπὺν ὄλεθρον, οἴκοι ἔσαν, πόλεμόν τε πεφευγότες ἠδὲ θάλασσαν κτλ.
Odyssea 1. 11. 12.

Innsbruck, am 11. Mai 1846:

„Ihr Tusculum ist ein beneidenswerther Ansitz, wo die Geister aller Nationen sich in tiefer Stille aneinander reihen und in schönen Schränken abwarten, bis sie der Besitzer zur Mittheilung ruft. Die liebliche Umgebung, so sorgsam gepflegt, erhöht den Gedankenflug und erleichtert das Herz nach den Mühen des Tages. Da schwebt ein Gewühl von guten Feen, den heitern Besitzer in seiner Thätigkeit zu bedienen, und der Frohsinn des Lebens erhöht die Kraft des Wirkens. Von so süßer Gewohnheit des Lebens kann man gar nicht scheiden!“

Im Jahre 1849, wo die agrikolen und klerikalen Lands- und Nachbarsleute dem Einsiedler von Paiersberg das Leben schon etwas sauer zu machen wußten, schrieb der genannte Herr von Gummer, ein sehr tüchtiger, freisinniger, angesehener Richtersmann, den bald darauf das Ministerium Bach wegen Unliebsamkeit in den Ruhestand versetzte, aus

Roveredo am 10. Februar:

„Bei uns wird es immer unruhiger. Die Mauerinschriften: Evviva Roma, l'Italia, la Costituente! und entsprechendes Geschrei und Gesang auf der Straße nehmen immer zu. In Mori wurde gar ein Freiheitsbaum aufgestellt und solcher Unfug verführt, daß eine Kompagnie Jäger dort eingelegt werden mußte. Häufig werden Soldaten auf der Straße insultirt und gestern erhielt ich einen Drohbrief mit den trivialsten Schimpfreden und einem Gedicht, welches lautet:

Al fratello tirolese tedesco un fratello tirolese italiano.

È vano il tuo sforzo, il tuo dire è vano!
Non fia che al Tedesco porgiamo la mano;
Non fia che fratello ti ci oda chiamar.
Noi siamo Italiani, Italiani noi siamo —
Il vile Tedesco noi tutti abborriamo —
Noi tutti gridiamo: fratello non è!
E tu puoi cessare dai stolti raggiri;
Tu stesso conosci li nostri desiri,
Del popolo tutto t' è noto il pensier. —
T' invola, o Tedesco, da queste regioni!
La terra, che calchi, non è per gli spioni;
Non puoi più restare sull' italo suol.
T' invola à gran passi; la vita del vile
È appesa ad un filo sottile, sottile —
Guai, guai, se costretti lo siamo à tagliar!

Was glauben Sie, ob Ihre Existenz in Bozen oder die meine in Roveredo angenehmer sei? Sie sind ein freier, unabhängiger Mann mit schöner Heimat, Haus und Hof und ehrenhafter Lebensbeschäftigung. Das Reich der Kunst, Wissenschaft und Philosophie steht Ihnen offen; Sie sind ein König in dem Reich der Schöpfung. Und Sie sind unzufrieden und wollen Ihr Vaterland verlassen? — Warum? Sie beneidenswerther Mann! Könnte ich mit Ihnen tauschen! Wie gerne zöge ich mich in das Asyl meines eigenen Gemüths zurück, ließe die Menschen Thoren sein und genöße meine Freiheit. Was verzagen Sie über Ihr Vaterland? Wohl ist es in Vorurtheilen noch befangen; die werden aber schwinden, wenn die Zeit reif wird — sie steht niemals stille. Bis dahin Geduld und

redliches Bestreben und Selbstgenügsamkeit! — so retten wir uns wenigstens den Herzensfrieden!“

Auch im Jahre 1851 meinte Streiter wieder sein Vaterhaus und seine Heimath verlassen und die Redaktion der Linzer Zeitung übernehmen zu sollen. Damals schrieb ihm, als der Vorsatz wieder aufgegeben war, der Fragmentist von München am 1. Oktober:

„Danken Sie ja täglich zuerst allen Göttern und dann der klugen Frau, die Ihrem Hause soviel Segen bringt, daß Sie heute auf dem romantischen Paiersberg als freier und geehrter Mann und nicht als Knecht zu Linz an der Donau sitzen. Vale.“

Josef Streiter ist übrigens in unserer Erzählung, die eigentlich mit dem Jahre 1844 zu Ende geht, in so ferne nicht zu voller Geltung gekommen, als die wichtigeren Jahre seines Lebens über jene Zeiten unbedingt hinausfallen. Es sei hier nur seiner mehrjährigen, auch diesseits der Alpen viel besprochenen Thätigkeit im tirolischen Landtag gedacht, einer ganz vorsichtigen und rücksichtsvollen Gesellschaft, der er durch seine muthige Offenherzigkeit gewaltig imponirte. Eine sehr gute Uebersicht seines nachmärzlichen Lebens gibt C. von Wurzbach in seinem Biographischen Lexikon.

Wir gehen nun zu unserem Beda Weber über und bemerken, daß sich der ritterliche Flüchtling von Kaltern damals noch immer nicht in Christi Wunden zurückziehen wollte, sondern als anonymer „Strauchdieb und Buschklepper“ noch Jahre lang durch die Spalten der Post-

zeitung polterte. Ich weiß nicht mehr, wie viele oder wie wenige seiner Artikel ich damals gelesen, jedenfalls habe ich die Nummern nicht zurückgelegt und ihren Inhalt vollkommen vergessen.

Mit diesem großen Manne hatte ich nun lange nichts mehr zu schaffen. Ich war im März 1845 als Rechtsanwalt in München bestellt worden, hatte aber die nächste Zeit viel weniger mit Prozessen, als mit der Fertigstellung und der Korrektur der Drei Sommer in Tirol zu thun, welche damals in Augsburg gedruckt wurden. Erst im dritten Jahre mußte ich mich wieder gegen meinen streitbaren Gegner zum Kampfe rüsten. Zwar streifte er auch im Juni des genannten Jahres meine Kreise, doch ebenso vorübergehend als unschädlich und hängt dies so zusammen:

Erzherzog Johann war in jenem Sommer wieder ins Land gekommen und mit Frau und Sohn als Hausfreund von Tirol überall mit großem Jubel aufgenommen worden. Streiter schrieb nun damals an die Allgemeine Zeitung und schilderte diese schönen Tage, namentlich die von Lentner geleiteten Feste. Gustav Kolb brachte den Artikel am 5. Juni, fand aber für gut, ihm eine Note anzuhängen, welche dem Sänger am Passerstrande einen fühlbaren Hieb ertheilte, weil er in der Postzeitung gerade wieder irgend einen Unflat aufgetischt hatte. Er sagt da nämlich:

„Herr B. W., der mit seinem Namen besser Versteckens spielen kann als mit seinem Stil, sprach neulich in einem benachbarten Blatte von Ausfällen in der

Allgemeinen Zeitung gegen Erzherzog Johann. Der arme Mann verwechselte da in seiner Bescheidenheit seine eigene werthe Person mit dem Namen des Fürsten, der in Deutschland nirgends anders als mit dem Ausdruck herzlicher Hochachtung genannt wird."

Beda Weber trat nun dagegen in der Allgemeinen Zeitung vom 17. Juni mit einer von ihm unterzeichneten Erklärung auf, die aber ihrer Länge halber hier nicht vollständig wiedergegeben werden kann. „Ungenannte Wegelagerer," schreibt er, der doch bis dahin alle seine Artikel abgeläugnet hatte, „wären sie selbst Landsleute und Nachbarn, verdienen keine Rücksicht. Die Neigung, mich in meinem Stil überall am ungehörigen Orte zu finden, ist zu unschuldig, als daß darüber ein Wort zu verlieren wäre" u. s. w.

G. Kolb setzte nun dieser Erklärung abermals eine Note bei und sagte:

* „Die Anmerkung gehörte nicht dem Korrespondenten an; die Betheiligten werden antworten. R. d. A. Z."

Diese bevorstehende Antwort trieb nun den Mystiker aus seinen Alpenschlünden heraus, denn er meinte, es könnte wieder ein Sturzbad, wie jenes vom 10. Oktober kommen. Diesem wollte er vorbeugen und so erschien er plötzlich „ehrwürdig in hoher Gestalt" auf den breiten Gassen von München. Das Tagebuch vom 16. Juli weiß darüber folgendes zu melden:

„In den letzten Tagen ist Beda Weber hier und in Augsburg gesehen worden. Hier besuchte er Herrn Olden-

bourg (Vorstand der literarisch-artistischen Anstalt), drüben Dr. Kolb. Letzterer ist dieser Tage herübergekommen.

Hier bei Oldenbourg wars dem Wanderer angeblich um Herausgabe der tirolischen Freiheiten* zu thun. Er will diese wirklich zusammengestellt haben und ist gesonnen, sie bei Cotta drucken zu lassen. Sie sollen aber schon im sechzehnten Monat bei der Censur in Wien liegen.

Bei Kolb trat ein stolzer Pfaffe ein, der sich als Beda Weber zu erkennen gab und von Mißverständnissen zu sprechen anhob. Kolb will ihm gleich zum Empfange über seine brutalen Artikel sehr empfindliche Sachen gesagt haben. Beda behauptete aber steif und fest, er habe sie nicht geschrieben.** Es seien darin ganz allein Giovanellische Interessen vertreten und daher nichts wahrscheinlicher, als daß sie unter den Auspizien des Freiherrn entstanden seien. Kolb habe dies nicht zugegeben. Auch Dr. Steub habe in Tirol so manches gethan, was er nicht hätte thun sollen. „Der konservative Herodes" habe den Herrn v. Giovanelli ärgern müssen; auch die Zusammenkunft, die Dr. Kolb mit Lentner und mir in Meran abgehalten, habe „bei den Konservativen" (zu denen er sich jetzt zu rechnen schien), „unermeßliches Aufsehen" erregt. Bedas Hauptaufgabe sei sichtlich gewesen, die angedrohte Erwiderung zu hintertreiben. — — Als die Unterredung

* Sonst ist von diesem Vorhaben nirgends die Rede.

** Er wollte seine Autorschaft erst im Mai 1846 zugeben. Siehe Seite 419.

zu Ende war, sagte er: Also darf ich nicht die Versicherung mitnehmen, daß die Sache beigelegt sei? worauf Kolb erwiderte, er wolle sich jedenfalls die Hände frei behalten. Im Ganzen, meinte er, sei der Pfaff ein L***.

Seit dem Bruche hatte ich auch Beda Webers literarische Laufbahn nicht weiter verfolgt, sondern nur sein „Thal Passeier," das 1852 herauskam, zur Kenntniß genommen. Nunmehr aber, seitdem ich diesen „Sängerkrieg" begonnen, dünkte es mir doch nothwendig, auch seine übrigen, seit dem Jahre 1844 erschienenen Schriften näher anzusehen und mir ein Urtheil darüber zu bilden. Da kamen nun zuerst an die Reihe die „Blüten heiliger Liebe und Andacht. Gesammelt für Kenner und Liebhaber des innern Lebens. Aus den Schriften der Giovanna Maria vom Kreuze. Innsbruck 1845" — ein ekstatischer Liebeswahnsinn in der geblümten Paradiesweise der „Verzückten," der um so widerlicher wirkt, als diese Blüten der heiligen Liebe und Andacht des Herausgebers inneres Leben so gar nicht veredelt haben.

Nach diesem gieng ich an „Giovanna Maria dalla Croce und ihre Zeit. Ein Lebensgemälde aus dem siebzehnten Jahrhundert," erschienen 1846 in Regensburg bei G. J. Manz. Dies ist die seltsame Historie von einer schönen, im Jahre 1603 zu Roveredo geborenen Malerstochter, die der Kapuzinerbruder Fra Tommaso von Bergamo zudringlichst zur Nonne pressen wollte. „Lebe wohl, Verstockte," hatte er ihr, da sie seinem Ansinnen widerstand, zum Abschied zugerufen, „deine Hart-

näckigkeit will ich unter blutigen Geißelhieben an meinem Leibe büßen." Diese Worte stülpten ihr das jugendliche Herz um, und sie meinte die Hölle offen zu sehen, wenn dem Kapuziner sein Wunsch nicht hinaus und sie selbst nicht in ein Kloster gienge. Ihr Wille stand jetzt zwar fest, aber da ihre gebrechlichen Eltern sie im Hause nicht entbehren konnten, so mußte die Ausführung noch auf lange Zeit verschoben werden. Vorläufig fieng sie ihren weißen Rücken zu geißeln an, bis sie in Ohnmacht fiel. Herr Jesus Christus drückte ihr darüber seinen Beifall aus und die Jungfrau Maria kam jetzt fast täglich in den Heimgarten, um mit ihr zu plaudern. Ihr Leben, sagte ihr diese, sei lauter Kreuz gewesen; ihrem Sohne sei es gerade so gegangen, und sie, die himmlische Braut, dürfe also auch nicht mehr verlangen. „Es gibt kein besseres Mittel, um selig zu werden, als Kreuz und Trübsal!" Diese Worte der Himmelskönigin wiederholte Beda Weber sehr oft, gieng ihnen aber stets aus dem Wege, da er auf erlaubte Freuden und heiteren Lebensgenuß bekanntlich viel größeren Werth legte, als auf Kreuz und Trübsal. „Leiden," sagte ihr auch Jesus Christus, der oft tagelang bei ihr blieb, wenn sie Trost bedurfte, „Leiden ist der Anfang und das Ende der Vollkommenheit auf Erden!" Wie verkehrt ist doch, möchte man bei diesen Worten ausrufen, die Weisheit der heutigen Welt, welche die Leiden der Armuth, der Krankheit, die Leiden des Gemüthes zu mildern und zu heben strebt! Wäre es nicht christlicher, wenn wir die Leiden auf Erden täglich zu vermehren suchten?

Als Giovanna aus den Kinderschuhen getreten, begannen allgemach die Phantasmagorien des armen Mädchens. Sie träumte wachend und sah die sonderbarsten Erscheinungen. Jesus Christus, die Jungfrau Maria, die holdseligsten Jünglinge und alle Heiligen besuchen sie, das Jesuskindlein scherzt mit ihr — aber die innere Hitze wird darüber so groß, daß sie ganze Tage am Wassereimer liegt und ihren Durst nicht löschen kann. Sie macht an den Freitagen alle Leiden des Erlösers mit; aber während diesem die seinigen doch sicherlich sehr schmerzhaft fielen, empfindet sie aus Liebe zu ihm gewöhnlich nur einen angenehm prickelnden Reiz, oft auch ein Meer von Süßigkeit und Entzückung, so daß man nicht recht absieht, worin diese Leiden eigentlich bestanden haben.

Nun begann Giovanna in der Kirche auch stellenweise über der Erde zu schweben, dafür aber von den Anderen für eine Heuchlerin oder gar für besessen gehalten zu werden. Die Schilderung ihrer beständig wechselnden Stimmungen füllt einen großen Theil des Buches. Bald gibt der Verfasser Auszüge aus ihren Berichten, bald lange Seiten seiner eigenen Mache, welche ganz und gar jenen süßlichen, sinnlichen Quatsch bieten, der uns sein Buch über die Reformation in Tirol so widerlich macht. Die Ueberschwänglichkeiten folgen sich jetzt in ununterbrochener Reihe. Einmal ruft Giovanna aus: „Gefällt es dir, o Gott, mich in die Hölle zu verdammen? Ich bin bereit, ewige Strafe zu erleiden, wenn ich dir damit eine Freude machen kann!“ Wie seltsam! Als ob der Antritt der

Höllenstrafe von der Bereitwilligkeit des Sünders abhienge und der liebe Gott im Himmel oben eine Freude haben könnte, wenn jener in der Hölle unten gepeinigt wird! Ein ander Mal betet sie: „O heilige Maria, ich will das Grab deines göttlichen Sohnes sein, lege ihn in mein Herz, laß ihn ruhen in demselben! O schlage mir meine innige Bitte nicht ab, o gib mir deinen Sohn!" Und es schien ihr dann wirklich, sie habe Jesum in sich aufgenommen; sie zerschmolz in Zärtlichkeit und Thränen über dieses unverdiente Glück und verlor sich in die süßesten Wechselgespräche mit ihrem Heilande. Nach diesen Stunden des höchsten Entzückens kamen aber auch wieder die der tiefsten Zerknirschung. Sie weinte oft Tage lang fort, in der festen Ueberzeugung, alle Sünden der Welt seien nur die ihrigen. So läuft denn das „Gefühl der ewigen Auserwählung" und das einer ungeheuren Sündenlast beständig neben einander her. Sie schwelgt bald in diesem, bald in jenem, indem sie sich bei letzterer Stimmung Schmerzen auferlegt, „die ihr lieber sind als alle Lüste dieser Welt."

Allmählich fieng sie auch an, sich für das Wohl ihrer Mitmenschen zu bethätigen. Sie errichtete eine Mädchenschule, der man viel Gutes nachsagte, führte die Gefallenen wieder zur Tugend zurück und nahm sich sehr lebhaft um die Dürftigen, die Kranken und die armen Hexen an. Dafür begannen aber auch schon die Wunder, freilich sehr bescheidene, zu spuken. Einmal machte die Gnadenreiche ein umgestandenes Faß Wein durch einen

Wink mit dem Finger wieder frisch, oder sie legte ein Stück Holz aus dem Sarge der heiligen Theresia in gewöhnliches Brunnenwasser und heilte damit das Fieber. Einmal war der Mehlkasten leer geworden, aber als sie nur hingieng und ihn ansprach, fand er sich wieder voll. Wie vertraut der Fuß war, auf dem sie mit Jesus Christus stand, mögen folgende Worte andeuten, die er ihr einst zuflüsterte: „Sieh', ich brenne selbst jedesmal, mich dir mitzutheilen, und je öfter ich mich dir gebe, desto mehr wächst die Begierde, mich wieder zu geben. Es geht mir, so oft du mich im Abendmahl eingenommen, wie einem heißdurstigen Wandersmann, dem man ein Tröpflein Wasser gereicht hat; er lechzt nach demselben nur desto mehr. So warte ich beständig mit verschmachtender Sehnsucht, einzugehen in dich!"

Ein andermal sagte er kosend: „Du bist ja meine geliebte Braut! Du reichst mir ja zum Opfer den Kranz deiner Jungfräulichkeit!" Einmal nahm sie Jesus auch in die Arme und „speiste sie mit den namenlosesten Wonnen der innigsten Liebe!" Sehr oft fühlte sie ihn auch an ihrer linken Seite liegen.

Nachdem Giovanna nahezu das kanonische Alter erreicht hatte, stiftete sie mit mannigfachen Beisteuern zu Roveredo ein Regelhaus, in dem „kein leiser Bezug zur jammernden Erde," sondern nur „ein reges Leben für Jesus Christus" walten sollte. Dabei suchte sie auch ohne Unterlaß auf den Klerus einzuwirken und ihn sittlich wie geistig zu heben. An junge Priester, die ihr ver=

dächtig vorkamen, erließ sie feurige Ermahnungen, ihre Moral zu bessern, was meist guten Erfolg hatte. Ferner trat sie als Schriftstellerin auf; sie schrieb auf Bitten ihres Beichtvaters Alles nieder, was ihr noch erinnerlich war von vergangenen Visionen, und hielt von nun an getreulich Buch über alle die täglichen Erscheinungen, über ihre Träume, Visionen und Hallucinationen. Neben anderen unbedeutenden Schriften verfaßte sie auch eine Auslegung des „Hohen Liedes," was bekanntlich ein sehr schwieriger Gegenstand, und erließ eine zahllose Menge Briefe, in denen wohl auch von einer Kirchenverbesserung die Rede war, welche ihr trotz des Concils von Trient noch immer sehr nothwendig schien.

Da schritt nun aber ganz unerwartet der Fürstbischof von Trient ein und ordnete eine Untersuchung an. Sofort erschien der fürstbischöfliche Groß-Inquisitor zu Roveredo und begann sein Werk; Giovanna mußte einen Eid ablegen und alle Geheimnisse ihres Lebens ohne Rückhalt offenbaren. Ihre Schriften wurden zu genauer Prüfung nach Trient gesendet und die Ordensgeistlichen sämmtlich angewiesen, ihr die Beichte zu versagen. Da durfte ihr wohl das Sprüchlein von den Freunden in der Noth einfallen. Das Volk fiel von ihr ab, schadenfrohe Feinde traten gegen sie auf; die Franziskaner, die bisher immer zu ihr gehalten, zogen sich zurück. Jesus Christus, der so oft an ihrer Seite geruht, ließ sich nicht mehr sehen und auch seine jungfräuliche Mutter stellte ihre Besuche ein. „Gott schläft," schrieb damals die arme Person, „ich bin allein, Niemand kommt mir zu Hilfe."

Aber plötzlich, nachdem die Untersuchung ein langes Jahr gedauert, trat ein gründlicher Umschlag ein. Der General-Vikar, der ihr so feindselig gewesen, segnete das Zeitliche und sein Nachfolger hob Alles auf, was sie bedrängt hatte. Ihre Schriften erhielt sie mit dem Zeugnisse zurück, daß sie vollkommen rechtlehrig seien. Nun große Freude im Regelhause zu Roveredo! Glückwünsche und Beichtväter von allen Seiten; die Söhnlein des heiligen Franziskus fanden sich wieder ein, die Jesuiten hofirten der edlen Dulderin, der Fürstbischof gab ihr die besten Worte. Auch Jesus Christus und seine Mutter suchten wieder anzuknüpfen.

Giovanna hatte sich aber schon lange mit einem Kloster getragen, das sie für Clarissinnen stiften wollte, für fromme Frauen, die ihr Lebenlang nicht mehr heraus dürfen und ihre trägen Stunden fast in beständiger Betrachtung hinbringen. Am 7. August 1646 lief die päpstliche Erlaubniß ein, welche 620 fl. Kanzleitaxe erheischte. Als der Bau fertig stand, kamen aus dem Clarissenkloster zu Brixen zwei Lehrerinnen, zwei deutsche Frauen, welche die Ordensregel eindrillen sollten, aber dabei das junge Kloster fast ins Verderben stürzten, da sie für die ekstatischen Erscheinungen, die Giovanna nicht aufgeben wollte oder konnte, „nicht den mindesten Sinn hatten." Jene wurde also von den übrigen streng abgesondert und wie ein unverbesserliches Hausübel mehr geduldet als geachtet. Die anderen, die Italienerinnen, hielten zwar zu ihr, aber der Beichtvater erklärte öffentlich, sie sei vom Teufel

besessen und auf dem Wege zur Hölle, während die Lehrfrauen ihr trügerisches Spiel, ihre Verzückungen und Visionen mit der größten Strenge auszurotten beschloßen. So wurde sie denn immer erbärmlicher geplagt, verlor alles Vertrauen zu sich und dem Himmel, weinte oft wochenlang und gedachte ihre eigene Stiftung zu verlassen und wieder in die Welt zu treten. Einmal hatte sie in der Nacht auch einen Kampf mit einer Schar Teufel zu bestehen, welche sie aus dem Kloster werfen wollten und dabei grün und blau schlugen. Zu rechter Zeit erschien aber nach langer Unsichtbarkeit ihr himmlischer Bräutigam wieder, „mit seinen hochheiligen, hellstrahlenden Wunden, voll unaussprechlicher Schönheit." Er befahl ihr, im Kloster zu bleiben, und sie blieb.

Von nun an gewann sie auch die Zuneigung der früher so widerborstigen Lehrfrauen und lebte unbehelligt ein stilles, andächtiges Leben. Als 1655 die Drillerinnen, und zwar mit den besten Zeugnissen des Fürstbischofs und der Nonnen, sich wieder nach Brixen zurückgezogen hatten, wurde Giovanna einstimmig zur Aebtissin erwählt, was sich dann noch öfter wiederholte. Sie fand anfangs Mühe genug, ihre Schwestern wieder in ihr strengeres Geleise zu leiten, denn die beiden deutschen Frauen hatten manche Erleichterung der Regel zugelassen, auf welche die wälschen Nonnen jetzt ungern verzichteten.

Mit der Zeit begann sich Giovanna auch legislativen Arbeiten zu widmen und die strenge „Konstitution" ihres Klosters niederzuschreiben, welche dort bis zur Auflösung

beobachtet wurde. Um sie bleibend auszuzeichnen, wollte sie der Himmel nachgerade auch mit den fünf Wundmalen beehren, allein es kam deren nur je eines am linken Fuße und an der rechten Hand, dagegen an der linken Seite ein breiter Schnitt zum Vorschein. Die Verehrung der Schwestern war jetzt so hoch gestiegen, daß sie auch das Blut, das sie in ihren Krankheiten auswarf, die Haare, die ihr entfielen, die Kleider, die sie abgelegt, sorgsam sammelten und aufbewahrten.

Endlich, nachdem Giovanna über fünfzig Jahre des Heilands Braut gewesen, kam auch der heißersehnte Tag der Vermählung. Es war, wie sie schreibt, am 1. Januar 1665, als ihr der himmlische Bräutigam in unbeschreiblicher Schönheit mit seiner allerliebsten Mutter und einer unzähligen Schar von Engeln und Heiligen erschien. Maria zog ihr sofort ein leuchtendes Brautkleid, weiß wie Schnee, an, ergriff ihre Hand und reichte sie dem Erlöser, welcher ihr an den Mittelfinger einen prachtvollen Ehering steckte mit den liebevollen Worten: „Ich schenke dir mein Herz; du bist unauflöslich meine Braut!"

(Da sie dies vorher schon gewesen, so ist der Sinn dieser Worte schwer zu ergründen.)

Und in der That! Als Schwester Ursula Giovannas Hand küßte, fühlte sie oben an dem Ringfinger gewisse Spitzen und Sprödigkeiten wie von Edelstein und Metall. Der Finger gab von dieser Zeit an einen lieblichen Geruch von sich. Zur Prüfung der Wahrheit suchte nun der Beichtvater an jenen einen großen Ring zu stecken, allein

dieser stieß nach dem zweiten Gliede auf unsichtbaren Widerstand und ließ sich nicht weiter hinaufschieben. Der Wohlgeruch aber gieng bald auf ihre Kleider, ihren Strohsack und anderes Geräthe über und war im ganzen Hause bemerkbar.

Die Wunder wurden in ihren späteren Jahren immer häufiger, hielten jedoch zumeist einen gewissen hausbackenen Stil ein. So gieng es mit dem Oelhafen einmal gerade so, wie mit dem oben erwähnten Mehlkasten. Giovanna heilte aber auch Schlangenbiß, Wechselfieber, Gesichtsrose, einmal sogar eine aussätzige Nonne.

Giovanna suchte überdies für Bildung und Unterricht möglichst segensreich zu wirken. Da sich jedoch in Wälschtirol damals noch keine weltlichen Schulmeister fanden, so gedachte sie in jedem größeren Orte ein Franziskaner-Kloster zu errichten. Dieses Ideal war zwar nicht zu erreichen, allein da und dort erhob sich gleichwohl auf ihren Antrieb ein lehrendes und sittenverbesserndes Klösterlein. Um diese Zeit trat ihr ein junger Franziskaner näher, der eine sehr schöne Hand schrieb, wogegen ihre Konzepte, immer in stürmender Begeisterung hingeworfen, oft unleserlich und schwer verständlich waren. Giovanna erwählte nun diesen Pater Francesco zu ihrem Geheimschreiber, welcher von nun an ihre Erzeugnisse korrigirte, in mehrfachen Abschriften vervielfältigte und sie in großer Sauberkeit an gelehrte und hochgestellte Personen ausgehen ließ.

Aber Giovanna wirkte auch auf dem politischen

Felde. Sie griff gewaltig ein in die Zerrissenheit jener unglücklichen Zeiten und bildete einen mächtigen Einheitspunkt für alle Bestrebungen zu Gunsten des alten Glaubens. So zog sie zum Beispiel den vielberufenen Trientiner Mattia Galasso oder Gallas in ihren Kreis, welchen Beda Weber eine kindlich-glühende Seele nennt, voll der tiefsten Innigkeit allen edlen Bestrebungen, namentlich der Andacht zugewendet — eine Beschreibung, die zu anderen Berichten nicht ganz stimmt. — Höchlich zu rühmen wußte ihre Weisheit auch Paul Hocher, ein Breisgauer, der als junger Rechtsgelehrter Giovannas Bekanntschaft in Roveredo gemacht hatte und später, nachdem er kaiserlicher Hofrath beim Reichstage in Regensburg geworden, den Umgang noch brieflich fortsetzte. Er ließ sich von ihr in allen wichtigen Sachen leiten. „So oft ich ihren Rath befolge, gelingt mir Alles; wenn nicht, so gehts in der Regel schlecht." Schade, daß für die österreichischen Staatsmänner unserer Tage keine Giovanna mehr zu finden ist.

So wurde denn ihr Wirkungskreis immer weiter; der ganze tirolische Adel erholte in wichtigen Angelegenheiten ihren Rath. Ebenso wendeten sich Studenten bei der Berufswahl, heirathslustige Jungfrauen, junge Witwen wegen einer Wiederverehelichung, kurz Alles, was höherer Einsicht und Hilfe bedurfte, an das übermenschliche Wesen. Sie stand nicht allein mit dem kurfürstlichen Hofe in München, sondern auch mit dem Kaiser, der Kaiserin und deren Damen zu Wien in brieflicher Verbindung. Damals gab es in Wälschtirol noch keine „Irredenta".

Giovanna war kaiserlich gesinnt bis ins tiefste Herz hinein. Ihr Geschichtschreiber sucht übrigens zu erweisen, daß Giovanna damals von ihrer stillen Zelle aus alle Schritte und Unternehmungen der katholischen Höfe angerathen und geleitet habe. Man kam ihr von diesen Seiten so gerne entgegen, daß sie vor ihrem Tode noch ein zweites Klösterlein zu Borgo in der Valsugana fast nur mit Beiträgen aus — Deutschland gründen konnte. Die Wälschtiroler waren vielleicht feuriger in ihrer Bewunderung, aber zahlen ließen sie lieber die Deutschen.

Giovanna Maria dalla Croce starb nach langer peinlicher Krankheit, siebzig Jahre alt, am Palmsonntag 1673. Das Volk verfiel in die tiefste Trauer, und wie erwartet, traten auch zahlreiche Wundererscheinungen, Heilungen und dergleichen ein.

Ihre Seligsprechung wurde von ihren Verehrern ein Jahrhundert lang mit dem größten Eifer betrieben, sie wollte aber nicht vorwärts gehen. Es gehören, wie jeder weiß, sehr irdische Mittel dazu, in die Gemeinschaft der Ueberirdischen aufgenommen zu werden, und in Wälschtirol hatte man dafür keine Erübrigungen. Das heilige Kollegium in Rom fand auch Giovannas Schriften nicht unbedenklich. Endlich um das Jahr 1780 schienen alle Hindernisse beseitigt, als Kaiser Joseph dazwischen trat und alle Clarissenklöster aufhob. Giovannas Stiftung ist jetzt in eine Fleischbank umgewandelt und ihr Name der Vergessenheit verfallen. Beda Weber schließt mit einer eindringlichen Mahnung an seine Landsleute, die

Seligsprechung wieder aufzunehmen und zu Ende zu führen.

Derselbe spricht auch am Schlusse von Giovannas schriftlichem Nachlasse. Es sollten eigentlich fünfzehn Quartbände werden, aber es sind deren nur elf zu Stande gekommen. „Sie wurden zu ihrer Zeit selbst von allzu leichtgläubigen Beichtvätern für Offenbarungen gehalten, deren Inhalt auch objektive Wahrheit sein sollte. Aber ein aufmerksames Studium derselben beweist unumstößlich, daß sie nichts weniger als objektiv unfehlbar waren. Sie selbst variirt sie bei jeder Gelegenheit und wiederholt sich dergestalt, daß die späteren Visionen im Verhältnisse zu den früheren immer matter werden und am Ende nichts anderes sind, als Reproduktionen oft gebrauchter und verbrauchter Bilder.“

Was Beda Weber von der Monotonie seiner Quellen sagt, läßt sich wohl auch von dem Werke sagen, das er aus ihnen geschöpft. Wie gerade er, den schon jeder leichte Schnupfen aus dem Häuschen brachte, sich in diese endlosen Qualen und Leiden einlassen mochte, ist auch ein psychologisches Räthsel, das sich nur dadurch erklärt, daß er alle diese erhebenden Beispiele lediglich für andere, nicht für sich aufstellte. Obgleich von Haus aus ein Skeptiker, betheuert er doch, daß die Thatsachen, auf die er sich stütze, unanfechtbar und über jede Kritik erhaben seien.

Mancher Leser wird vielleicht wissen wollen, wie denn Bedas Buch von der Nation der Denker aufge-

nommen worden sei. Darüber darf er sich beruhigen und ja nicht erschrecken, wenn er etwa erfährt, daß es im Jahre 1877 bei G. J. Manz zu Regensburg schon in dritter Auflage erschienen; denn die Gleichheit des Druckes und namentlich der Druckfehler zeigt, daß man dem alten Buche seitdem nur zwei neue Titel vorgesetzt und so dessen Weiterverbreitung zu fördern versucht habe. Ein „Volksbuch“ ist es glücklicherweise nicht geworden.

Nachgerade, Ende August 1846, waren aber auch die Drei Sommer in die Welt gegangen. Sie wurden an der Isar nicht ungünstig aufgenommen; ich war aber viel gespannter, wie man sie an Inn und Etsch begrüßen würde. Am 7. Oktober trat nun Dr. Stotter, jener Freund aus dem Innsbrucker Hofgarten, zur Thüre herein und brachte als erste Tiroler Stimme die Nachricht mit, daß sie ziemlich viel gelesen und meist mit Beifall besprochen würden. Der Irrenphilosoph zu Hall sei freilich nicht ganz zufrieden und wie weiland Görres in Bedas Gedichten, so vermisse er auch in den Drei Sommern mitunter die Logik. Auf Seite 654 heiße es zum Beispiel: „Freilich ist alles schön bestellt! — Ueberall Kirchen und Gotteshäuser, überall Klöster und Stifter, überall Weltpriester und Mönche“ u. s. w. Diese Stelle nun sei unlogisch, denn wenn überall Klöster und Stifter, so können nicht auch überall Weltpriester sein und umgekehrt. Ich fand diese Bemerkung zwar nicht ganz unanfechtbar, war aber doch froh, daß jener feine Geist nichts ärgeres aufzustechen hatte.

Das Christkind 1846 brachte mir endlich wieder einmal eine Botschaft von meinem ehemaligen Freunde. Nachdem ich über zwei Jahre geschwiegen, so glaubte ich wohl vergessen zu sein. Statt dessen aber kam mir ein gelbes Heft der historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland (XVIII. 12) ins Haus und überraschte mich mit einem Artikel: „Tirol und seine Beurtheiler in Sachen der Religion und Kirche,“ der zum größten Theile mir, vielmehr den „Drei Sommern“ zu Liebe geschrieben war. Bisher war der strebsame Verfasser in so feinen Kreisen noch nicht zugelassen worden und ich neckte ihn daher auch mit seinem schönen Avancement „von den rauhen Dielen der Postzeitung auf das Parket der historisch-politischen Blätter, aus der ungescheuerten Kasernenstube gemeiner Landsknechte in den heiligen Stab der Feldobristen.“

Jener Artikel ist aber fünfundzwanzig Seiten lang und da sich der Leser selber denken kann, was darinnen steht, so wollen wir nur einige besonders gelungene Stellen herausheben. Auf der zweiten Seite schon begegnet uns mit beliebter Kriegslist, die dem Gegner immer die eigenen Sünden vorwirft, der formelhafte Satz:

„Selbst ein Auflodern von Indignation wird verzeihlich sein im Gefühl erlittener Kränkung, die durch nichts herausgefordert oder gerechtfertigt erscheint.“

Mit etwas mehr Wahrheit hatte ich in meinem Nachtrag vom 10. Oktober (Seite 409) ungefähr dasselbe gesagt, ich hatte aber damals keine dreijährige Campagne

in der Postzeitung hinter mir, hatte vielmehr dem „ritterlichen“ Gegner bis zuletzt noch meine schlechtvergoltene Verehrung nachgetragen. In den Drei Sommern konnte nun unser Beda allerdings einige leise, nur ihm verständliche Anspielungen auf seine früheren Artikel finden, allein eine Indignation durfte da um so weniger auflodern, als er jene ja feierlich abgeläugnet hatte.

Dann wird Seite 726 der „persönliche Angriff“ (!!) besprochen, der auf einen Landtagsdeputirten in Bozen gerichtet sein soll, auf einen Mann, „welchen alle Tiroler (nur eben Beda Weber nicht) wegen seiner katholischen Ueberzeugungen achteten.“

„Die Allgemeine Zeitung nannte ihn in einer Korrespondenz von Bozen aus „den konservativen Herodes, etwas unangenehm berührt durch den Stern der Zukunft, der über dem Lande stand.““

Hier ist nun wieder ganz erdichtet, daß die Allgemeine Zeitung den Freiherrn von Giovanelli einen konservativen Herodes genannt habe, dagegen zu bewundern, wie der Mystiker hier wieder für den alten Biedermann kämpft, den er doch immer grimmig haßte, während mir dieser Heros der fossilen Tirolerei zwar nicht recht zeitgemäß, aber wegen seiner echt bajuvarischen, derben und witzigen Gemüthlichkeit eher sympathisch dünkte.

An einer anderen Stelle spricht der Seher von Meran:

„Was der Freiherr für die Reinerhaltung Tirols in den Tagen seines Lebens gethan, das findet jetzt nach seinem Tode schlagend durch den furchtbaren Zustand des

unglücklich-gemischten Deutschlands sich gerechtfertigt, wo die Furien mit brennender Fackel auf allen Landstraßen und Märkten umziehen, und ein Abgrund dem andern ruft."

An diese Furien werden sich wohl nur wenige erinnern können. Damals zeigte sich in unserem Deutschland hauptsächlich eine lobenswerthe Aufregung wegen der nordischen Herzogthümer und in die Kategorie der Furien wären mit überspannter Emphase nur etwa die k. baierische Kniebeugungsfrage, der heilige Rock zu Trier und das neu auftauchende Geschlecht der Hetzkapläne zu rechnen. Alles andere, was sich damals regte, mußte ja einem „Tyrannenhasser" höchst willkommen sein!

Um meinen Widersacher auf die unchristliche Kluft zwischen seinen innern und äußeren Gesinnungen aufmerksam zu machen, nahm ich mir die Weile und verfaßte unter dem Titel „Zur tirolischen Polemik" eine Entgegnung, welche am 13. Februar 1847 in der Allgemeinen Zeitung erschien und vier Spalten lang war. Sie enthielt viele lautschreiende Wahrheiten, hie und da auch die Zeichen einer „auflodernden Indignation wegen der mir widerfahrenen, durch nichts herausgeforderten Kränkungen" und sagte z. B.:

„Erinnert Ihr Euch, Ihr Herren und Frauen von Meran, an den Oktober 1844? Damals als die dreimal provocirte Erwiderung des Touristen in der Zeitung kam, stand er, der „Ausländer," der „Fremde," der dieses Volk in seinem Heiligsten gekränkt, den alten Nationalhaß wieder heraufbeschworen, den Katholizismus, den Tirolern

das Theuerste, angefeindet haben soll, er stand damals mit offenem Gesichte mitten unter ihnen und hatte sich vor nichts in Acht zu nehmen als vor den vielen Komplimenten, weil der andächtige und lästige Schreier endlich zur Ordnung gewiesen war; der Eingeborne aber, der als Landespatron funktionirt hatte, verflüchtigte sich schnell vor der öffentlichen Stimme — damals ohne Erlaubniß — bis nach Kaltern und bot jede Schwarzkunst auf, um sein ungeheures Verdienst ums Vaterland nicht ruchbar werden zu lassen.“ —

Am Schlusse aber wurde die Behauptung aufgestellt, daß die Tiroler in allen ihren Sachen den wohlwollenden frischen Sinn freimüthiger Männer gewiß lieber sprechen hören, als die Pseudoascese kryptogamer Bonvivants.

Dies traf die Achillesferse des ehrwürdigen Erotikers. Diese Anspielung war nothwendig, um die Lästerzunge nur einigermaßen zu zügeln.

In Tirol erregte diese Vertheidigung sehr großes, in München sehr kleines Aufsehen. Es war mir noch immer nicht gelungen, meinen Helden interessant und einen großen Mann aus ihm zu machen. Die Münchner wußten noch immer mehr von Confucius oder Zoroaster, als von dem großen Unbekannten am Rennweg zu Meran. So wurde denn der Artikel an der Isar so wenig verstanden, wie der frühere. Ich selbst kam unter solchen Umständen bald zur Ueberzeugung, daß es fruchtbarer gewesen wäre, wenn ich damals schon unsre gemeinschaftlichen Erlebnisse von dem Jahre 1842 bis in den Oktober 1844 mit allen

Dokumenten, wie es hier oben geschehen, treu und redlich dargestellt hätte. Ein solches Schriftchen hätte diesem Beda gezeigt, was er über sich, andern, was sie über ihn zu denken hätten. Er hätte es gewiß nie mehr vergessen! Ja, er hätte erwidern müssen. Und wenn der Kampf des Sterblichen mit widrigem Schicksal ein Schauspiel für die Götter, so wäre der öffentliche Kampf des Stadtpfarrers von Frankfurt und Domkapitulars zu Limburg mit allen seinen „Irrgewinden," Lügen und Schwindeleien, d. h. der Versuch, sich rein zu waschen, gewiß auch ein anregendes Schauspiel für alle ehrlichen Menschen gewesen.

Im Jahre 1847 erschienen „die Gedichte Oswalds von Wolkenstein. Mit Einleitung, Wortbuch und Varianten, herausgegeben von Beda Weber. Innsbruck, im Verlage der Wagnerischen Buchhandlung."

Oswald von Wolkenstein war, wie schon früher bemerkt,* ein tirolischer Ritter, der nach einem abenteuerlichen Leben 1445 das Zeitliche segnete. Als ritterlicher Sänger kam er ungefähr hundertfünfzig Jahre zu spät auf die Welt und zwar, wie Scherr sagt, als ein „Altweibersommer" der oberdeutschen Dichterei. Er war auch einer von denen, die alles, was sie anfangen, gleich fertig haben wollen und seine Reimereien sind daher leichfertig hingeworfen, hart und rauh, zum großen Theile unverständlich. Beda Weber hat nur in erotischen Dingen einige Räthsel gelöst, aber sonst zur Exegese sehr wenig

---

* Vgl. Seite 179 und 241.

beigetragen. Wenn man bedenkt, daß er nach seiner eigenen Angabe schon 1827 mit diesem seinem Landsmanne beschäftigt war und ihn also zwanzig Jahre seines Lebens mit sich herumgetragen hat, so muß man wirklich die verlorene Zeit bedauern, denn seine Ausgabe ist leider ganz werthlos und von der Kritik auch sofort als solche erkannt worden. Es fehlte ihm alle wissenschaftliche Vorbereitung und er hatte keine Ahnung, wie seit Grimm, Lachmann und Haupt derlei Ausgaben mittelhochdeutscher Dichter behandelt werden.

Engverschlungen mit den Studien über jenen Sänger waren die Forschungen in den Geschichten seiner Tage, die im Jahre 1850 in dem Buche: „Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche“ zum Abschluß kamen. In der Vorrede bietet der Forscher „die Frucht zehnjähriger Sammelmühe“ dem prüfenden Leser nicht ohne Selbstbewußtsein dar. Gleichwohl wurde das Buch von des Forschers eigenen Landsleuten in Uebereinstimmung mit den auswärtigen Kritikern wegen seiner durchlaufenden Oberflächlichkeit für eben so werthlos erklärt, wie jene Ausgabe der Oswaldischen Gedichte. Das Urtheil, welches Professor Alfons Huber zu Innsbruck in der Vorrede zu seiner Geschichte der Vereinigung Tirols mit Oesterreich darüber abgibt, ist geradezu vernichtend.

Dieses Buch ist übrigens nur des Zusammenhangs wegen hereingezogen worden, denn die Reihe hätte es noch nicht getroffen, da wir erst am Jahre 1848 stehen.

In diesem Jahre tritt nun unser Friedrich Lentner

wieder in den Vordergrund. Derselbe hatte seit dem Oktober 1844 still und friedlich in Meran gelebt und damals „Ritter und Bauer“, einen Roman in drei Bändchen, im Herbste 1847 dagegen ein „Novellenbuch“ herausgegeben. Ein Jahr vorher hatte ihm aber der edle Kronprinz Maximilian von Baiern eine herrliche Aufgabe gestellt. „Es sollte nämlich des Baierlandes Volksthum gleichsam inventarisirt werden. Alles was sich in Städten und Dörfern, in allen Ortschaften zu Berg und Thal noch an altem Herkommen finden ließe, Lieder und Sagen, Volksmeinungen und Bauernregeln, Glauben und Aberglauben, Gebräuche im Winter und im Sommer, bei Geburten, Hochzeiten und Sterbefällen, ältere und neue Trachten, auch die Arten des Haus- und Feldbaus, das sollte der Sammler jetzt aufzeichnen, vergleichen und auslegen.*

Lentner gieng mit ungemeiner Freude an das Werk und begann im Sommer die Gauen des Baierlandes zu durchwandern, während er den Winter wieder in seinem lieben Meran verleben konnte, denn die Landesverweisung, die im November 1844 ergangen, war im nächsten Frühjahr wieder aufgehoben worden. Auf jenen Fahrten durch das theure Vaterland schrieb er aber manche schöne Artikel in die Allgemeine Zeitung, welche auch in Meran gelesen und freundlich besprochen wurden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß schon dies den eifersüchtigen Mystiker bitterlich verdrossen hat.

* Aus dem Seite 14 citirten Lebensabriß. S. 31.

Noch früher, nämlich im Sommer 1845, hatte aber Lentner sich auch in Meran wieder großartig hervorgethan. Auf seiner Festreise, deren wir oben gedacht, nahte sich nämlich dem Burggrafenamte langsam aber unaufhaltbar Erzherzog Johann von Oesterreich mit Gemahlin und Sohn, welcher damals den Titel Graf von Meran erhielt. Banger und banger schlugen die Herzen in der alten Landeshauptstadt, weil sie für den Liebling des Volkes gern etwas ganz Eigenartiges thun und herrichten wollte und doch das Rechte nicht finden konnte. Da baten sie ihren kaum noch landesverwiesenen Gast, er möchte doch jetzt als getreuer Nothhelfer zu ihnen stehen, um des Städtleins bedrohte Ehre zu retten und dessen Ruhm zu wahren. „Lentner, der von seinem Künstlerleben her in allerlei Zierath und Aufputz, Trachtenkunde und Heraldik sehr wohl erfahren war, nahm die Bitte freundlich auf und regierte bald gewaltig als erster Marschall des Festes. Die schönen Jungfrauen von Meran steckte er schnell in das kleidsame Gewand der alten deutschen Reichsstädte und sandte sie, das Krönlein im offenen Haar, zum Willkomm der Freiin von Brandhof entgegen. Die Klosterschüler, „die blühenden, tüchtigen Knaben", warb er zu einer Ehrenkompagnie für den Grafen von Meran, gab ihnen die Tracht aus den Zeiten des tirolischen Feldhauptmanns Georg von Frundsberg, flocht ihnen Pfauenfedern und Rosen in das Haar, stellte dem Fähnlein Trommeln und Schwegelpfeifen voran, setzte ihnen als Führer etliche schmucke Junkherren aus den Edelgeschlechtern der Stadt

und ließ in ihrer Mitte sein Lieblingsbanner wehen, das schwarzrothgoldene, das deutsche mit dem Reichsaar, neben ihm die Paniere von Oesterreich und Tirol." *

Ohne Zweifel ist es dem neidischen Löwen von Meran sehr zu Herzen gegangen, als der baierische Gast und „Eindringling", wie man zu Kufstein sagt, vor seinen Augen den Vogel heruntergeschossen, sich vor allen ausgezeichnet und auch von dem Erzherzog und seiner Familie die freundlichste Anerkennung erhalten hatte. Doch wußte er seinen Groll ganz frisch und kräftig aufzubewahren bis der Monat März 1848 eine treffliche Gelegenheit ihn auszulassen bot.

Damals kamen nämlich die Lenzbotschaften von Wien nach Meran. Deßhalb großer Jubel, öffentlicher Umzug und Ausruf der Errungenschaften unter freiem Himmel. Nach löblichem Herkommen wurde zur Leitung der Feierlichkeit wieder Friedrich Lentner geladen, welcher sogleich als Festordner auftrat und dann voll großer Hoffnungen mitten im Zuge einherschritt. So waren die wackeren Meraner in gehobenster Stimmung vor das Landgericht gekommen, wo Herr Bürgermeister Haller die kaiserliche Proklamation Wort für Wort verlas, als plötzlich ein ganz unerwarteter Ruf erscholl, nämlich: Pereat Lentner! Es waren die Gymnasisten, die so schrien, dieselben „blühen-

* Aus dem Lebensabriß, Seite 27. Dort ist der weitere Verlauf des Festes beschrieben. Lentner hatte dabei auch als Sprecher und Liederdichter viel zu thun.

den, tüchtigen Knaben," denen er in jenen schönen Tagen Höslein und Wams geflickt, die er durch seine Reden und Lieder zur Vaterlandsliebe begeistert hatte. Die lärmenden Buben zogen nun in Scharen durch die Stadt und riefen, wenn sie an seinem Fenster vorüberkamen, immer wieder: Pereat Lentner! Am andern Morgen war an allen Gassenecken derselbe Talisman angeschrieben. In jenen Tagen kneipten die lustigen Schüler bei den Weinbauern auf dem Lande herum, kamen Abends trunken wieder in die Stadt und schrien immerdar: Pereat Lentner!

Hinter diesen Jungen stand damals zu Schutz und Trutz verbunden eine Meraner Celebrität, die gleichwohl späterhin aus den deutschen Errungenschaften ihre besten Pfeifen zu schneiden wußte. Da unser Lentner in der ganzen Stadt und selbst unter den ehrwürdigen Benediktinern notorisch keinen Widersacher hatte, als unsern Beda, so fiel der allgemeine Verdacht sofort auf diesen, der eben wieder, wie ja schon öfter, aus den „Glutgefühlen heiligster Andacht" in die niedrigsten Regungen seines sündhaften Hasses und Neides gefallen war. Er hatte, wie sich bald herausstellte, seine Kollegen im Gymnasium nachdrücklich auf die Gefahren hingewiesen, die aus solchen Umzügen für den katholischen Glauben und das angestammte Kaiserhaus hervorgehen könnten. Es müsse unverzüglich ein Exempel statuirt werden!

Die ehrwürdigen Brüder in Christo, denen er zwar immer zuwider war, die aber die gewünschte Hetze gegen den „Baier" doch ganz lustig fanden, hatten nun die

Buben angelernt und so waren jene widerlichen Auftritte entstanden, die auch die gebildeten Meraner aufs tiefste empörten. Es waren dieselben Jungen, die der gefeierte Lehrer auf seinen Waldfahrten so oft für alles Schöne und Edle begeistert hatte!

Um dem Unfug ein Ende zu setzen, begab sich am andern Morgen eine Deputation des Magistrats in das Gymnasium und suchte den Präfekten auf. Dieser war sehr verlegen und half sich mit leeren Redensarten wie: „Ja, es ist hart! es ist freilich nicht recht!“ bis Beda Weber „in imposanter Haltung“ herzutrat und zuerst über rohe Mißhandlung der Studenten klagte. Zwei angesehene Meraner Herren hatten nämlich zwei Schreihälse am Arm gepackt, um sie festzunehmen, aber diese waren schnell wieder ausgerissen. Beda fügte nun die Drohung hinzu, er werde alsogleich nach Bozen zum Kreisamte gehen, dort Anzeige erstatten und um Untersuchung bitten. Das Pereat Lentner sei ohnedem nicht von den Studenten, sondern von den Bauern ausgegangen. Hierauf entgegneten die Herren, die Meraner Bauern kennen den Lentner so wenig wie lateinisch. Man müsse auf höhere Inspiration schließen. Nun entstand ein heftiger Wortwechsel und nachdem man sich allerlei Bitterkeiten gesagt, gieng man in Unfrieden aus einander. Als die Herren sich auf dem Gange wieder zusammenstellten und das Erlebte noch etwas aufgeregt besprachen, erschien Beda wieder in der Thüre, was an Achills Auftreten im achtzehnten Gesang der Ilias erinnert, und rief mit donnernder Stimme: Stören Sie die Ruhe dieses Hauses nicht! Entfernen Sie sich!

Empört über dieses garstige Treiben, stieg Lentner des andern Morgens zu seinem Freunde Karl Kirchlechner, dem Burggrafen von Lebenberg hinauf, um sein liebes Meran einmal etliche Tage lang von oben herab zu besehen. So stand er eines Abends eben am Fenster, als ein Häuflein Gymnasisten die Anhöhe fröhlich heraufkam. Es waren wieder die Jungen der Nobelgarde, die blühenden, tüchtigen Knaben von Meran. Da auch ein paar Benediktiner mit ihnen giengen, so meinte Lentner, der immer das Beste dachte, sie kämen etwa als Friedensboten, um ihn wegen ihrer Unarten um Entschuldigung zu bitten, eilte hinunter an die Pforte und streckte seine Hand aus, sie zu begrüßen. Aber als die Jünger des heiligen Benedikts ihn erblickt, riefen sie den Jungen wieder munter zu: Schreit, Buben, schreit! und die folgsamen Schüler brachten dann dem edlen Lentner, der vor ihnen stand, unter Hohngelächter ein weithinschallendes Pereat aus. Dieser gieng traurig in die Burg zurück.

Dem ritterlichen Anstifter dieser Rohheiten darf man da wohl seinen eigenen Spruch zurufen: Die Gemeinheit ist ein Fluch, den nichts versöhnen und lösen kann! (Charakterbilder, Seite 373.)

Nach wenigen Tagen hatte sich aber der Mystiker schon wieder anders besonnen. „Wer weiß," dachte er sich, „wer weiß, ob bei diesen Geschichten nicht etwas für mich abfällt? Wärs nicht um diesen baierischen Lentner gewesen, gegen den man etwas thun mußte, so hätte man zu dem Umzug wohl ein Auge zudrücken, ja gleich mit=

gehen können. Schade, Schade! doch die — Esel werdens bald vergessen haben!“

Die Rechnung war auch nicht falsch. „Ehrwürdig, in hoher Gestalt“, trat Beda nach wenigen Wochen in die neue Arena, um sich ins Parlament zu Frankfurt wählen zu lassen. Es dachte niemand daran zu fragen, wie diese Ausbeutung der Märzesgaben mit seiner Lentnerhetze zu vereinigen sei. Er aber sah jetzt ein großes, freies Leben vor sich, weit ab von Tirol, von Marienberg und Meran und nahm sich vor, mit vollen Segeln in diese längst erwünschte See zu stechen.

Am 27. April 1848 erließ er an die Wähler Merans und der umliegenden Gerichte sein gedrucktes, sehr ausführliches Glaubensbekenntniß, welches anhebt wie folgt:

„Vielseitigen Aufforderungen gehorsam, trete ich mit Freuden vor Euch, Ihr wackeren Männer von Südtirol! um aus Eurer Hand die wichtige Mission zum deutschen Parlament in Frankfurt zu empfangen. Ihr habt ein Recht, die Männer zu prüfen, die in fernen deutschen Landen Eure Vertreter werden wollen, denn gar viele von denen, die früher nie Euch, sondern nur sich selbst gedient haben, drängen sich jetzt demüthig an Euch heran, mit Grundsätzen, die nicht dem Wohle der Bauern an der Etsch gelten. Aus Eurer Mitte hervorgegangen, mit Euren Leiden und Freuden von Jugend auf vertraut, habe ich mich durch zweiundzwanzigjährige Volksdienste Euch allen hinlänglich kenntlich gemacht. Mein Glaubensbekenntniß liegt zum Theil gedruckt in meinen Schriften,

und bin ich für meine Grundsätze, für meine Wahrheitstreue selbst von der alten österreichischen Polizei verfolgt worden, so liefert Euch das den besten Beweis, daß ich den Großen nie geschmeichelt habe, daß ich um keinen Preis Jemands Knecht werden wollte. Tirol und Oesterreich im innigen Anschlusse an Deutschland soll meine, soll Eure Loosung sein."

Seinen vermeintlichen Gegnern im Hofgarten hatte er früher, da er noch in die Postzeitung schrieb, jeden harmlosen Wunsch nach besseren Zeiten boshaft aufgemutzt — jetzt zeigte er öffentlich, daß er der österreichischen Regierung besser auf die Finger gesehen, als sie alle. Nach jenen einleitenden Worten entwirft er nämlich ein düsteres Bild der Leiden, die das Etschland seinen Herren verdanke. Die Art und Weise, wie man es bisher behandelt, sagt er, schien wie berechnet, es zu Grunde zu richten. Wohl zwanzig Male habe man geschworen, seine Weine gegen die Wälschen in Schutz zu nehmen, aber noch stehe eine Zollschranke gegen Baiern, die jegliche Ausfuhr unmöglich mache; der Weinaccis verschlinge jährlich mehr als ein Drittel des Erlöses; die maßlose Ausfuhr des Holzes nach Italien habe die Kosten des Weinbaues verdoppelt. So seien sie im fruchtbarsten Lande der Welt jedes Jahr nur ärmer geworden. Mehr als einmal hätten sie den Stempel mit theuerem Gelde abgekauft, aber doch sei wieder ein drückendes Stempelgesetz in Geltung, das die Armen aussauge und die Reichen verschone. In allen Beziehungen des Gemeinde- und

Kirchenvermögens seien sie bevormundet und ohne Schreiber und Taxen sei weder vor- noch rückwärts zu kommen. Die Verzehrungssteuer, welche die reichen Kapitalien ungeschoren lasse, drücke auf die Verwerthung ihrer Erzeugnisse. Der Landtag habe wohl das Recht zu bitten, aber die Bitten blieben meistens unerhört, weil man sie nicht zu des Kaisers Ohren kommen lasse. Der Bauern- und Bürgerstand sei im Landtag zu wenig vertreten und habe meist nur das leere Zusehen. Das solle nun alles viel besser werden. Zur Vertheidigung ihrer Rechte und jedes andern gerechten Wunsches biete er sich als Vertreter an, der sich um sie annehmen werde mit aller Kraft in Wort und Schrift, mit dem Muthe, der ihn in jedem entscheidenden Augenblicke seines Lebens unterstützt habe. (Die anonymen Schmähartikel in der Postzeitung hätten wohl noch einigen Muth mehr vertragen!)

„Mit innigster Liebe,“ fährt er fort, „schließen wir uns an Deutschland an, von dem wir zu unserem Schaden schon so lange durch schwere Zölle getrennt waren. Ein großes, einiges, starkes Deutschland, das kühne Wort unseres vielgeliebten Erzherzogs Johann, soll der leitende Gedanke unserer deutschen Herzen an der Grenzmark von Italien sein. Aber unsre innern Angelegenheiten wollen wir unter Oesterreichs Regierung selbst verwalten. Wir wollen keine deutsche Republik, keinen deutschen Föderativstaat, in welchem der Kaiser von Oesterreich bloß erblicher Gouverneur seiner Länder wäre, sondern einen mächtigen deutschen Bundesstaat. Insbesonders sind wir nicht ge-

sonnen, in Religions- und Kirchenangelegenheiten von jemand Anderm Befehle und Räthe anzunehmen, als von unsern Bischöfen, von Pius dem Neunten und seinen rechtmäßigen Nachfolgern. Tirol ist ein ganz katholisches Land und will es bleiben. Auf dieser Einheit unseres Bekenntnisses beruht unsere Kraft und jeder Bauer und Bürger von Tirol ist bereit dafür einzustehen. — Und sollen wir einen Kaiser wählen zu Frankfurt am Main, so ist es Oesterreich, dem unsere Stimmen gelten; wir wollen mit Preußen, aber nicht für Preußen stimmen, weil es uns unmöglich ist, ein anderes deutsches Oberhaupt zu denken als ein österreichisches. Das sind meine Grundsätze, Ihr Bauern und Bürger von Südtirol! Ich habe sie von Euch gelernt und will sie für Euch im Parlamente zu Frankfurt furchtlos bekennen."

Am 5. Mai sandte der Kandidat ein zweites Flugblatt aus und sagte darin:

„Unter allen verwerflichen Mitteln gegen meine Erwählung ins Parlament zu Frankfurt hat eine Handvoll Leute zu Meran auch die Lüge verbreitet, daß ich als Ordensgeistlicher nicht wählbar sei. Glaubt dieselbe nicht! Jeder freie untadelhafte Mann mit gesunden Sinnen kann gewählt werden, ohne allen Unterschied des Standes. Ich habe mich heute dem Kreishauptmann in Bozen vorgestellt und er ist der Ansicht, daß ich so gut wählbar sei als jeder andere. Ich gieng hierauf zum Erzherzog Johann und dieser erklärte, daß ich nicht nur wählbar sei, sondern daß er wünsche, ich solle mich wählen lassen.

— — Alles ist in Euren Händen. Laßt Euch von Niemandem niederbrüllen, verliert nicht viele Worte, zeigt, daß Ihr freie unabhängige Männer von Südtirol seid, und stimmt nach bestem Wissen und Gewissen für den, der Euch der liebste ist."

Beda Weber wurde im Meranerbezirke wirklich gewählt und zog im Mai nach Frankfurt. Damals meinte er aber auch von dem Einsiedler zu Paiersberg noch freundlichen Abschied nehmen zu sollen und trat daher eines Morgens durch die wohlbekannte Thüre in den wohlbekannten Hof. Streiter gieng gerade die Freitreppe zu seinem Hause hinauf, als er seines Gegners ansichtig wurde, und dieser gab mit einigen Worten von unten empor sein Anliegen kund. Berengarius Ivo ließ sich aber nicht rühren, sondern sah den nunmehrigen Volksvertreter von oben herunter gleichgiltig an, winkte ablehnend mit der Hand, ließ ihn stehen und verlor sich in den Schatten seines Hauses.

Bald darauf schrieb Lentner, der damals in München war, an seine Hausfrau in Meran:

Vor acht Tagen — ich trug gerade den Brief an Sie auf die Post — wer begegnet mir? Ein großer, ziemlich weltlich, aber schwarz gekleideter Herr geht auf mich zu und spricht: Herr Lentner, ich grüße Sie! Es ist Beda Weber. Er war auf dem Wege nach Frankfurt. Mit bekannter, höflicher Weltläufigkeit erzählte er mir allerlei, sagte, daß er nun im Parlament Heil für Tirol suchen wolle, das sich nothwendig fest an Deutschland anschließen müsse. Höflichst grüßend schieden wir.

Am 1. Juni 1848 erstattete Beda Weber als „Mitglied der deutschen Nationalversammlung“ einen Rechenschaftsbericht, in dem er seinen Wählern sehr viel Schmeichelhaftes sagte. Was ihm auch die Ferne Herrliches geboten, sein wunderschönes Land Tirol, dessen festen Glauben an die katholische Kirche, dessen Liebe zu seinem gütigen Kaiser, habe er doch nirgends gefunden. „Selbst wir, Eure Abgeordneten, werden getragen von Euch und finden überall gute Aufnahme als Söhne eines Volkes, das sich Treue und Wahrhaftigkeit in seinen Alpen zu erhalten wußte. Wird daher Eure Einfalt und Lauterkeit in Büchern und Zeitungen verhöhnt, so wißt Ihr, woran Ihr seid. — Besonders schart Euch mit Liebe und Vertrauen um Eure braven Geistlichen und haltet sie heilig als Eure liebsten Lehrer im Leben, als Eure besten Freunde im Tode. — Man hat Euch bis zum Ueberdrusse vorgespiegelt, daß ich, der Mann Eures Vertrauens, ins hiesige Reichsparlament nicht würde zugelassen werden. Merkt Euch die Leute, die das gesagt haben, damit Ihr in Zukunft wißt, wer gegen Euch redlich und wahrhaft gesinnt ist.“ (Wieder ganz in seinem Geschmacke!)

Wer in Tirol leben und gedeihen wolle, müsse mit dem Volke gehen. Gegen diesen Satz seien im privilegirten Tirolerboten ein „Regierungsfreund“ und ein „Volksfreund“ aufgestanden, aber in Tirol halte man nicht viel auf solche Neugetaufte; ehrliche Kämpfer nennen sich bei ihrem rechten alten Namen (wie er in der Postzeitung!). Es folgen nun allerlei Ausfälle gegen diese beiden „Feder-

helden." „So lange der Preßzwang jeden Volkswunsch unterdrückte, konnte man diese schöngefärbte Sprache gegen das Volk führen — jetzt aber lautet sie wie Hohn!"

Hierauf folgt eine kurze Beschreibung der Nationalversammlung und des Lebens in der Stadt am Main. „Die Einwohner von Frankfurt sind gegen uns überaus freundlich, wohlwollend und gerecht. Es herrscht die musterhafteste Ordnung bei Tag und Nacht und alle Lebensbedürfnisse sind nicht theurer als in den Städten Tirols. — — Es steht zu hoffen, daß das große Verfassungswerk in den nächsten zwei Monaten vollendet sein wird." Dann spricht er sich sehr ungünstig über die Wälschtiroler aus, die sich vom deutschen Bunde und von den deutschen Tirolern lossagen wollten, und ermahnt schließlich seine Landsleute, mit ungebrochener Kraft für Ordnung, Recht und Wahrheit einzustehen.

Man sieht in diesen Aktenstücken schon wieder eine zeitgemäße Wandlung. Die Sympathien für die Wälschtiroler, denen er einst den Verfasser der „Sprachgrenzen" so grausam geopfert, sind verflogen. „Das reiche Gemüthsleben der romanischen Welt, die Stromschwelle italienischer Glaubensinnigkeit," sie sind vergessen und die Abneigung gegen „die kindischtrotzige Deutschthümelei" ist in eine prahlerische Liebe zum großen deutschen Vaterlande übergegangen.

Das Jahr 1848 brachte dem Stern von Marienberg eine zweite Auszeichnung. In der Sitzung, welche die Münchner Akademie der Wissenschaften am 15. Juli dieses

Jahres abhielt, schlug nämlich der damalige Domprobst Deutinger zwei Tiroler zur Aufnahme als korrespondirende Mitglieder vor, zwei Ordenspriester des Benediktiner-Stifts Marienberg, Albert Jäger und Beda Weber. Ersterer habe sich durch seine Geschichte des baierischen Einfalls in Tirol, letzterer durch seine Werke „das Land Tirol" und „Tirol und die Reformation" bereits so bekannt gemacht, daß es nicht nöthig sein dürfte, über ihre Würdigkeit sich in eine Erörterung einzulassen. Am 29. Juli desselben Jahres verlieh denn auch eine allgemeine Wahlsitzung den beiden Professoren die beneidenswerthe Würde. Man muß immerhin annehmen, daß die gelehrten Wähler Bedas angeführte Bücher nie gesehen haben, denn sonst wäre ihr Verfahren unbegreiflich.

Es war ferner eine seltsame Fügung, daß Beda Weber jenen Tempel des Ruhms zugleich mit Albert Jäger betrat, und daß dieser die Ehre einem Werke verdankte, das jener einer Vorliebe zum Aase bezichtigt hatte.

Der große Mann war übrigens ein Jahr vorher auch zum Mitglied der Wiener Akademie erwählt worden. Wie es dabei zugegangen, weiß ich nicht.*

---

* Schuler schrieb mir darüber am 16. Juni 1847: „Was sagen Sie dazu, daß sich die neue Wiener Akademie gleich von vorne herein mit einem Dr. Bacchus beschmutzte?" (Ich hatte kurz vorher den Mystiker in der Allgemeinen Zeitung Dr. Bacchus benannt.) „Solche Ernennungen zur Akademie des österreichischen Kaiserstaats werden doch wohl ein testimonium paupertatis sein!"

An Jägers Ehrung ist nichts auszusetzen, als daß man vor- und nachher etliche Dutzend Andre hätte bedenken müssen, wenn jeder ausgezeichnet werden sollte, der eine, wenn auch gute Monographie über ein baierisches Unglück oder sonst was geschrieben. Nach des Domprobstes Meinung sollten diese Aufmerksamkeiten die Tiroler zum Dank verpflichten, den aber die „achtbaren Männer" von Kufstein wenigstens an mir nicht ausgelassen haben.

Warum aber Herr Domprobst Deutinger, der sich mit dem Land Tirol so viel beschäftigte, die Drei Sommer in Tirol, die „bahnbrechende" rhätische Ethnologie, die Herbsttage in Tirol nicht auch in Würdigung gezogen hat? Leider ist deren Verfasser kein Tiroler, sondern ein Baier und dies ist in Baiern immer ein Hinderniß. Die wenigen Kenner pflegen jene Versuche Bedas genialen Meisterwerken gemeiniglich gleichzustellen, ja sogar vorzuziehen. Uebrigens ist seitdem ein Menschenalter verflossen, und daher kaum mehr der Mühe werth, über solche Sachen nachzudenken.

(Soll dieser ironische Exkursus etwa ein kleiner Beitrag zur Lösung der Frage sein, warum aus den Altbaiern trotz aller Berufungen nichts wird? Oder sollte ich ihn nicht lieber ganz zurückziehen, da nach meiner wahren Herzensmeinung von den drei Genannten damals keiner eine solche Auszeichnung verdient hat? Es war wohl besser, daß der doppelte Verstoß, welchen man den Tirolern zu Liebe begangen, nicht einem Baiern zu Liebe verdreifacht wurde.)

Nach Bedas Tode wurde eine Selbstbiographie ver-

öffentlicht, welche bis an seine Frankfurter Tage reicht. Man sieht da, daß man ihm, wenn er über sich selber spricht, noch weniger trauen darf, als wenn er andere behandelt. Ueber die damaligen literarischen Trübsale sagt er: „Durch die Schriften: Tirol und die Reformation, Giovanna dalla Croce nnd Blüten heiliger Liebe wurde ich mit den Liberalen Tirols und Oesterreichs, mit der Regierungscensur und insbesondere mit jenen Baiern verfeindet, welche in Tirol gegen Kirche und Priesterthum agitirten. Ihren fortwährenden und oft cynischen Angriffen hatte ich die Wahl nach Frankfurt und zum Mitgliede der kaiserlichen Akademie in Wien und der königlichen in München zu verdanken."

„Insbesondere mit jenen Baiern" — — darunter kann nur Friedrich Lentner und Ludwig Steub verstanden werden. Der „unschuldige" Lentner nun, der drei Jahre lang in Meran sein Pylades gewesen, hat weder vor- noch nachher ein Wort über ihn geschrieben, hat nicht einmal gegen die ritterliche Hetze im März reagirt. Ich selbst habe mich erst gerührt, als er ohne alle Ursache zu drei verschiedenen Malen über mich hergefallen war und das ganze Land eine Antwort erwartete. Es ist auch unwahr, daß die „Trübsale" seiner unsterblichen Werke halber entstanden seien; diese hatten gar nichts dabei zu thun und auf die „Lieder aus Tirol" — und nur auf diese — ist erst in meinem Nachtrag vom 10. Oktober und zwar sehr wohlwollend angespielt. — Ich habe ferner dazumal nur an den Drei Sommern in Tirol gearbeitet,

nicht gegen Kirche und Priesterthum agitirt. Immerhin denkt er von den beiden gelehrten Anstalten doch zu gering, wenn er behauptet, ich hätte ihm dadurch hineingeholfen, daß ich ihn in meiner abgedrungenen Polemik öffentlich als ein schlechtes Subjekt signalisirt.

Im Jahre 1849 gieng Beda Weber bekanntlich aus der Paulskirche in den katholischen „Widum" der freien Stadt Frankfurt über, wurde katholischer Stadtpfarrer daselbst und bald darauf auch Domkapitular der bischöflichen Stiftskirche zu Limburg. Was nun „der edle Gemüthsmensch" in jenen Tagen am Main gesprochen,* gethan und ausgerichtet, kann hier nicht erörtert, dagegen wohl bemerkt werden, daß er auch fortan in allen möglichen Farben spielte. Einmal rief er auf der Rednerbühne: „Deutschland hat Land und Leute genug durch konfessionellen Hader verloren; es ist endlich Zeit, damit aufzuhören!" und dann gieng er schnell nach Hause und schrieb die giftigsten Artikel gegen die Akatholiken. „Die stenographischen Berichte der Nationalversammlung" — sagten damals die Grenzboten — „führen den unwiderleglichen Beweis, daß Beda auf der Tribüne der Paulskirche wörtlich genau das Gegentheil dessen sagte, was er an demselben Tage zur Veröffentlichung in die Zeitschriften sandte." Solche Widersprüche blieben damals nicht un-

* In der Paulskirche ahmte der Mystiker „mit dem gebrochenen Herzen" zum großen Spaß der Zuhörer den lustigen Pater Abraham à Santa Clara nach.

beachtet und deßwegen sprach er bei jeder Gelegenheit von seiner unabänderlichen Ueberzeugung.*

So sagt er auch in der Vorrede zu seinen Tiroler Predigten, er habe beim Durchlesen dieser dreißig Jahre alten Papiere bemerkt, daß in seinen religiösen Ueberzeugungen seitdem keine Umwandlung stattgefunden, was sich aus seinen Briefen doch einigermaßen widerlegen ließe.

Damals fiel dem edlen Sänger in einer poetischen Stunde auch ein Bundes-, Schlacht- und Kneiplied ein, das vielfach abgedruckt wurde und in seinen ersten Zeilen lautet:

Nie verläugn' ich meine Fahne —
Ja, ich bin Ultramontane** u. s. w.

So stark da seine Ueberzeugung auftritt, so wäre es doch leicht möglich, daß er nach einem lustigen Mahle

---

* Die Tiroler Zeitungen stritten sich 1870, ob Beda Weber Anhänger oder Gegner der päbstlichen Unfehlbarkeit gewesen. In seinen „Cartons" findet sich Seite 325 die Stelle: „Der Katholik erkennt keinen Menschen für unfehlbar. Eine solche Konzession gilt ihm als gotteslästerlich." Seine Verehrer waren tief betrübt über diesen Spruch; aber sie durften sich beruhigen. Anno Siebenzig hätte auch er, trotz seiner unabänderlichen Ueberzeugung, gewiß im Handumdrehen das Passende gefunden.

** In diesem Betreffe sagt A. Pichler (Literaturblatt 2. 73): Beda Weber sank (in den vierziger Jahren) tief und tiefer in den Schoß des Ultramontanismus zurück, von dem er sich früher mit einem Hohn und Spott, daß wir es in einem österreichischen Blatt gar nicht wieder zu geben wagen, losgerissen hatte.

bei Herrn ** oder Frau ** sich noch am selben Abend hingesetzt und ein humoristisches Gegenstück dazu gedichtet hätte, welches etwa lauten konnte:

Gern verließ' ich meine Fahne!
Bin ich denn Ultramontane?
Nein, ich bin ein liberaler
Dichterfürst, ein radikaler
Feuergeist, Tyrannenhasser,
Oft auch ein fideler Prasser —
Fort mit Welt- und Klosterpfaffen,
Die nur höhern Blödsinn schaffen!
Fort auch mit den Jesuiten;
Schlechte Menschen, schlechte Sitten!
Jetzt will ich nach Freiheit ringen;
Süße Lieder will ich singen,
Zärtlich kosen, bräutlich scherzen,
Die Allebende am Herzen!
Wenn schon stets in Christi Wunden,
Hat man doch auch schwache Stunden.
Darum laßt mich ungeschoren —
Jeder reite seinen Gaul!
Meinen hab' ich längst erkoren:
Liebesspiel und böses Maul!

Im Jahre 1850 wurden die „Vormärzlichen Lieder aus Tirol" in die Welt geschickt. Diese sind in den acht Jahren entstanden, welche auf die ältern „Lieder aus Tirol" folgten. Es rast in ihnen noch die alte, tolle Liebesnoth und der Dichter scheint da auch in seinen reiferen Jahren noch nicht den mindesten Werth auf Verständlichkeit zu legen. Nur einige satyrische Gedichte lassen ausnahmsweise an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Es ist wohl eine seltsame Wahrnehmung, daß der fromme Sänger immer eine Weile sich wohlig in allem menschlichen Unflat wälzte, nach Herzenslust lümmelte, seinen Haß, seinen Neid und all sein Gift nach allen Seiten ausspritzte, intriguirte, log und verleumdete, dann aber wieder ein mystisches Bad nahm, seine Harfe in himmlische Töne stimmte und sich und Andern allerlei von Christi Wunden, vom Heiligthum der innern Welt, vom süßen Liebestod und nahen Auferstehungswonnen vorleierte. Er ließ dies wie eine Abwaschung der Sünden, wie eine Absolution in der Beichte, wie eine moralische Purganz gelten, um dann wieder ganz gereinigt an neue Stücklein zu gehen. Ich möchte da eine Wendung brauchen, die er einst (S. 396) gegen mich gerichtet. Ich möchte sagen: Diese Korruption, diese doppelte Buchhaltung, diese Art von Heuchelei, diese pfäffische Scheinheiligkeit ist uns Laien noch ein Gräuel!

Im Jahre 1851 erschienen Bedas „Predigten an's Tiroler Volk." Die Vorrede sagt, in früheren Jahren (1826—48) sei er als Professor zu Meran wegen des in der Gegend herrschenden Priestermangels an Sonn- und Festtagen öfter zur Aushilfe in die Nachbardörfer berufen worden und dem Rufe gerne gefolgt. Er habe seine Predigten dann vollständig niedergeschrieben und sie wörtlich auswendig gelernt.

Diese Predigten sind würdig und farbenreich stylisirt, aber dem Landvolk kaum verständlich. Sonderbar ist, daß weitaus die meisten derselben sich nur mit der leiblichen

Unschuld und Reinigkeit beschäftigen und die ihr drohenden Versuchungen und Gefahren so beängstigend ausmalen, als wenn, wie in Deutschland ein Abgrund, so in Tirol ein Freudenhaus dem andern riefe. Manche dieser Vorträge enthalten wieder nur ascetische oder ekstatische Deklamationen von der Süßigkeit des Leidens und den Wonnen des Todes. Einmal, am Fest der heiligen drei Könige, wird in Herodes das Bild eines Erzheuchlers aufgestellt und mit Zügen ausgestattet, die der Prediger nur sich selbst absehen konnte. Treu' und Redlichkeit, Nächstenliebe und dergleichen praktische Dinge werden nur selten gestreift, dagegen aber auch, was lobenswerth, jeder Ausfall auf Irrgläubige und „Freimaurer" unterlassen. Freilich war die Stunde noch nicht gekommen.

Das Jahr 1852 brachte „das Thal Passeier und seine Bewohner. Mit besonderer Rücksicht auf Andreas Hofer und das Jahr 1809." Der Verfasser hatte seinen zweijährigen Aufenthalt unter diesem Hirtenvolke emsig benützt und viel schätzbares Material gesammelt, welches er dann ohne großen Aufwand von Gelehrsamkeit zu einem ganz lesbaren Buche verarbeitete. Die zweite Abtheilung „Andreas Hofer und das Jahr 1809," veranlaßte übrigens den Gubernialrath Dr. Josef Rapp, der 1852 auch ein Buch unter dem Titel: „Tirol im Jahre 1809" herausgab, in der Vorrede zu der strafenden Bemerkung, daß der Geschichtschreiber des Sandwirths sein schon vor Jahren beendetes und im Nationalmuseum hinterlegtes Manuskript sehr fleißig und mit einer Treue

benützt habe, die es nicht nöthig gefunden, die Quelle zu citiren.

Die „Charakterbilder von Beda Weber" mit dem Bildniß des Verfassers, welche früher zumeist in den historisch-politischen Blättern, 1853 aber in Frankfurt am Main gesammelt bei F. D. Sauerländer erschienen, bieten sehr viele interessante Kapitel. Das erste, „Möhler in Meran," schildert diesen feinen und edlen Gebietiger im Reiche der Gottesgelahrtheit mit ansprechender Wärme.

Das zweite, „der Sonderling von der Etsch," legt einem sehr eigenartigen Gutsbesitzer im Etschland (einem verstorbenen Herrn von Zallinger) eine lange Reihe fast zu langer Monologe in den Mund, deren Authenticität jedoch sehr zweifelhaft, da man meistentheils nur Bedas Stimme zu hören glaubt. Auch hier wieder versetzt sich dieser in ganz heilige Atmosphären, wo nur noch Reinheit, Wahrheit, Menschen- und Gottesliebe gilt. So läßt er z. B. seinen Sonderling behaupten, jeder, der böse Urtheile über andre geflissentlich und bösartig nähre und verbreite, habe die Sünden, die er verdamme, zuerst gewiß selbst begangen. Dies scheint der ritterliche Held ohne alles Erröthen hingeschrieben zu haben, obgleich nicht leicht ein Lästermaul zu finden, das seine Brüder in Christo mündlich und schriftlich so gewissenlos und so böswillig beurtheilt hätte, wie „der edle Gemüthsmensch" von Meran.

Joh. Friedr. Heinrich Schlosser, der gastfreundliche Besitzer von Schloß Neuburg, wird im vierten Abschnitt

fast mit denselben Farben wie die Verzückten geschildert. Auch er muß unendlich viel sprechen, was er gewiß nie gesagt hat. An ihm fällt unserem Beda besonders „die reine ursprüngliche Kindlichkeit des Gemüths“ auf. „Unbewußt,“ sagt er, „zog dieser reine jungfräuliche Mensch Alles an, was noch unversehrt war, und was er abstieß, was sich von ihm abstoßen ließ, das hatte sein Urtheil von der selbsteigenen inneren Fäulniß empfangen, der es unwohl geworden war in solcher Nähe.“ Wie schlecht und unwohl muß es da unserem Beda geworden sein!

„Michael Feichter, Regens im Priester-Seminar zu Brixen († 1832)“ ist ein von löblicher Dankbarkeit getragener Lebensabriß dieses vortrefflichen Mannes und gefeierten Lehrers. Schlossers „reine Kindlichkeit“ scheint aber da mehr oder weniger auch auf Beda Weber übergegangen zu sein, denn manche Stellen zeigen eine überraschende Naivetät. So gleich der Anfang:

„Die ersten zwei Jahre Theologie studirte ich in Innsbruck im engen Vereine mit vielen geistvollen Freunden, die mir ewig unvergeßlich bleiben werden.“

Diese geistvollen Freunde sind bekanntlich Streiter, Schuler, Albert Jäger ꝛc. und das Jahr vierundvierzig hatte damals schon gezeigt, wie er diese Unvergeßlichkeit verstand. Eigenthümlich klingt es auch, wenn Beda Weber aus Feichters Mund den Spruch anführt:

„Wer einen erprobten Freund so leicht fallen lassen kann, ist im innersten Kerne nichts nutz; er hat die Anlage, auch das Heiligste zu verrathen.“

Wer da wieder an seinen alten Gastfreund Streiter, an Schuler oder Albert Jäger denkt, wird diese Worte nicht ohne eine gewisse Bewegung lesen können.

In der Abtheilung „Welt und Literatur" finden sich einige Kritiken, welche neueren Schriften gewidmet, aber auch nicht milder und schonungsvoller sind, als sie Streiter zu schreiben pflegte; ja sie lauten wohl noch ärger als „die zügellosen Angriffe," welche laut Seite 173 dieser gegen Lenau, Gutzkow u. s. w. gerichtet haben soll. Dagegen sind die Bruchstücke „Aus Italien" meines Erachtens vortrefflich. Der Verfasser zeigt eine eingehende Kenntniß der damaligen italienischen Literatur, er hat Gioberti, Balbo und alles gelesen, was der Erhebung damals vorausgieng. Er gibt eine wahre, aber entsetzliche Beschreibung des Elends, welches den italienischen Colono bedrückt, der leichtsinnigen Herzlosigkeit, mit der ihn — trotz des reichen Gemüthslebens der romanischen Welt — der Signore ausschindet. Eine neue Ordnung dieser Verhältnisse würde den Italienern auch ersprießlicher sein, als das beständige Schielen nach Trient und Triest. Beda Weber spricht da übrigens die auffallenden Worte:

„Es kommt, fürchte ich, früher als man meint, die Zeit, wo die Proletarier auch im Lande der Citronen- und Myrtenblüten begreifen werden, daß sie einigen Anspruch auf den Komfort des Lebens haben und ihn selbst erwerben müssen auf dem kurzen Wege sozialer Umwälzung, da man so lange gezögert hat, ihr Loos wahrhaft zu verbessern. Sie werden nicht gegen die Barbaren, sondern gegen die Besitzer ziehen."

Ganz verwerflich dünken mir aber die „Umrisse aus der Paulskirche.“ Hier tritt wieder des Mannes ganze Rohheit zu Tage. Hier werden mit Ausnahme weniger erklärter Schoßhündchen alle andern Männer der Zeit in einer Weise verlästert und verleumdet, die seine Leistungen in der Postzeitung weit übertrifft. Durch das Ganze geht eine „unermeßliche“ Gemeinheit. Man möchte lachen, wenn er da abermals von einer auflodernden Indignation über erlittene Kränkungen spricht, und gerne fragen, wie sich denn damals die Indignation der Betroffenen geäußert und ob sie den Pasquillanten nicht einmal einer *** werth gehalten haben. Der Verfall der theuersten Hoffnungen des deutschen Volkes gewinnt ihm nie ein bedauerndes Wort ab; er ist ihm nur ein williger Gegenstand für schadenfrohen Hohn.

Die „Cartons aus dem deutschen Kirchenleben“ erschienen im Jahre 1858 und zwar wenige Tage, nachdem Beda das irdische Jammerthal verlassen hatte. Es sind etwa dreißig Feuilletons, die in den neun vorhergehenden Jahren entstanden und letztlich zusammengedruckt worden waren. Sie richten sich „gegen die destruktiven Strebnisse der Zeit, welche die himmlische Offenbarung des Christenthums zerwaschen wollen.“ Persönliches, sagt er wie weiland in der Postzeitung und in der Vorrede zu den „Charakterbildern,“ liege dem Buche fern, dafür aber peitscht er die Bunsen, Stahl, Schenkel und andre herum, wie ein Pusterer Hausknecht seine Karrengäule. Da unser Beda für den Splitter in des Nächsten Auge

immer einen scharfen Blick hatte, so enthalten die Cartons sehr viele Wahrheiten. Abschnitte wie „Freimaurer, Aerzte, Literaten," namentlich aber jene, welche die Gebrechen seiner eigenen Kirche, z. B. „die erste Kommunion, stilles Herzensgebet, Kirchengesang" besprechen, sind höchst bemerkenswerth. Der Styl sucht noch mehr als früher dem vollen Tone unseres Görres nahe zu kommen; er flutet und wogt ohne Unterlaß in rythmischen Wellen dahin, immer hyperbolisch und immer bombastisch. Der Verfasser schwelgt unersättlich in Bildern und Gleichnissen. Er kann sich von keiner Idee trennen, ohne sie zwei, drei und vier Male, wenn auch immer „dichtgeblümt und bildervoll," wiederholt zu haben. Bei allem Sinnenreiz schleicht so doch öfter das Gefühl der Länge oder gar der Langeweile heran und Leute, die ihre Zeit etwas sparen müssen, kommen wohl von selbst auf die Frage, ob diese Wahrheiten nicht auch kürzer und kurzweiliger zu haben wären.

Ebenso geistreich als boshaft ist die „Novelle von einer zärtlichen Mutter." Dieser, einer glaubenseifrigen Protestantin, hat ihr eben verstorbener katholischer Ehemann zwei katholische Kinder hinterlassen, die sie alsbald lutherisch machen will. Der Missionsverein gewinnt die Mutter durch reichliche Spenden, die ihr ein lustiges Leben erlauben, während die Bekehrungsversuche immer gewaltthätiger werden. Die interessante Tochter stirbt unter der Kur, ihr Bruder wird zwar protestantisch, aber demgemäß auch ein Lump und kehrt erst in späteren Jahren an der Hand eines Jesuiten in den Schoß der Kirche

zurück. Zwei protestantische Pfarrer, die mit ihren wohl wirklichen Namen genannt werden, spielen mit ihren Gattinnen eine höchst bedenkliche Rolle. Man könnte der Geschichte ein hübsches Paroli bieten, wenn man sie ebenso geistreich und ebenso boshaft umschriebe, in unser gesegnetes Niederbaiern verlegte, die Wittwe „eine honigfladensüße, sich nach der innigsten Vereinigung mit dem himmlischen Bräutigam sehnende" Katholikin, die Kinder protestantisch sein ließe und jener zwei katholische Landpfarrer mit ihren tugendhaften Köchinnen an die Seite gäbe.

Die besten Worte und die schönsten Phrasen, die er hatte, verschwendet aber der frühere Todfeind der Kongregation an die Väter Jesu. Als ihrer drei 1852 auf Mission nach Frankfurt gekommen waren, fielen ihm die Schuppen völlig von den Augen; er wunderte sich, daß sie „Leute ohne Pferdefuß," dabei manierlich, lebensfroh, Feinde alles finstern Wesens, duldsam im Umgang mit Andersdenkenden, kurz die liebenswürdigsten Söhne der Menschheit seien. Wie König David vor der Bundeslade, so tanzt der Stadtpfarrer vor diesem Kleeblatt auf achtzehn Seiten mit panegyrischem Harfenspiele hin und her. „Die Mission fiel als ein nachhaltiger Gottessegen in die Gemeinde" — möge er immer bei ihr bleiben!

„Die katholische Verdummung in Beispielen," mit großem Nachdruck und Feuer geschrieben, gibt ein glänzendes Bild der Segnungen, welche die katholische Kirche in Kunst, Poesie und Wissenschaft ausgestreut, und erweckt die besten Hoffnungen, daß sie am Ende neben den Mar-

pinger Wundern auch alles Andre bringen werde, was unsre kranke Zeit bedarf. Der Artikel ist namentlich sehr tröstlich für uns verzagte Altbaiern, die wir vor der Hand nach ihrer dreizehnhundertjährigen Wirksamkeit nichts sehen als den rohesten Bauernstand Europas, Volksvertreter, über die ganz Deutschland lacht, und als Bildungspegel die Deggendorfer Wallfahrt, die zwar nur auf blutrünstiger Lüge beruht, aber doch von den ehrwürdigsten Kirchenhirten mitgefeiert wird. Auf die Unsitten und Laster der Zeit fällt wieder mancher wohlverdiente Hieb. Nebenbei sieht man aber mit Schmerzen, daß der ehemalige liberale Himmelsstürmer und Tyrannenhasser jetzt der Freiheit feindseliger geworden, als die Haller, Gentz, die Jarcke und ihr ganzer Troß. In den Charakterbildern war er der Meinung, daß die Italiener auf eine soziale Umwälzung lossteuerten, in den Cartons versichert er, daß das „grundehrliche italienische Volk" an so etwas nie denken werde. —

Aus Bedas letzten Jahren wird viel löbliches erzählt. Es war wohl gut, daß er sein Kloster und sein Land verlassen hatte. Er konnte früher vielleicht meinen, daß gegen „die ungeschlachte Rohheit und die scheinheilige Heuchelei der Priester," „die Nichtigkeit des Adels" und „die Stupidität des Volkes" jede Gegenwehr, sei es Intrigue, Heuchelei, Lüge oder Verleumdung, erlaubt sei — später als er andre Lüfte athmete, als er Ritter des Franz-Josefs-Ordens und Mitglied der Akademien zu München und Wien, Stadtpfarrer zu Frankfurt und Domherr zu Limburg geworden und damit über die mittleren

Sterblichen weit hinausgehoben war, da mag er wohl einen Tag von Damaskus erlebt und sich vorgenommen haben, ein ehrlicher Mensch zu werden.

Nebenbei war sicherlich auch eine dogmatische Reinigung vor sich gegangen.

Der liebe Gott hatte dem Stadtpfarrer von Frankfurt zu seinem Amte auch den richtigen Verstand gegeben. Durch höhere Fügung waren alle seine vormärzlichen Häresien wie irdische Schlacken von ihm abgefallen. Er hatte sich mit seinem Glauben jetzt endgiltig „arrangirt" und seine ketzerischen Schiffe alle verbrannt. „Die Pfaffenstupidität," „die abgenützten Formen uralter Kirchlichkeit," „den Papst und seine Pfaffen," die Kongregation, die Jesuiten, alles, was ihn früher angewidert hatte, das umfieng „der ächteste Sohn der Tiroler Berge" jetzt mit der heiligsten Liebe und Andacht. Nur der Haß gegen die Lutherischen war geblieben; ihnen konnte er nie verzeihen, daß sie Schiller und Goethe auf den deutschen Helikon gesetzt und die erste Rolle nicht für den liebestrunkenen Anacreon von Lienz offen gehalten hatten.

Diese Bemerkungen beruhen freilich nur auf seinen Schriften; ich habe den später so achtbaren Mann nach 1848 eben so wenig im Auge behalten, als nach 1844. Da ich ihn einmal als Stadtpfarrer in Frankfurt versorgt sah, so habe ich ihm im Stillen Glück gewünscht, aber nie mehr nach ihm gefragt. Es kann leicht sein, daß er allmählich ein wahrer Beda Venerabilis geworden und am 28. Februar 1858 zu Frankfurt am Main im Geruch der Heiligkeit verstorben ist.

Lentner, J. F., Der Plattebner und seine Kinder. Erzählung aus dem Tiroler Volksleben. Mit einem Lebensabriß des Verfassers von Ludwig Steub. 1855. 272 S. 8°. Geh. M. 1.—

Steub, Ludwig, **Aus Tirol.** 1880. 308 S. 8°.
Geh. M. 3.50, eleg. geb. mit Goldschn. M. 4.50

— — **Novellen und Schilderungen.** 236 S. 8°.
Geh. M. 2.10

— — **Gesammelte Novellen.** 1881. 472 S. 8°.
Geh. M. 5.—, eleg. geb. M. 6.—

— — **Lyrische Reisen.** 1878. 370 S. 8°.
Geh. M. 4.—, eleg. geb. mit Goldschn. M. 5.—

— — **Die Rose der Sewi.** Eine ziemlich wahre Geschichte aus Tirol. 1879. 184 S. 8°. Geh. M. 2.40
eleg. geb. mit Goldschn. M. 3.25

— — **Zur rhätischen Ethnologie.** 1854. 250 S. 8°.
Geh. M. 4.80

Stichlberger, Max, **Zwischen Inn und Etsch.** Tiroler Novellen. 1881. 288 S. 8°.
Geh. M. 2.—, eleg. geb. M. 3.—

— — **Gestalten und Bilder aus dem Tiroler Volksleben.** Novellen und Novelletten. 1882. 380 S. 8°.
Geh. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—

Stieler, Karl, Hochlandlieder. (Hochdeutsch.) 2. Aufl. 8°.
Geh. ℳ 3.60, eleg. geb. ℳ 5.—

— — **Neue Hochlandslieder.** (Hochdeutsch.) 8°.
Geh. ℳ 3.60, eleg. geb. ℳ 5.—

— — **Wanderzeit.** Ein Liederbuch. Eleg. geb. ℳ 4.—

— — **A Hochzeit in die Berg'.** Dichtungen in oberbayerischer Mundart zu Zeichnungen von Hugo Kauffmann. Mit 25 Illustr. in Lichtdruck. 8°
Eleg. geb. ℳ 8.50

— — **Habt's a Schneid!?** Neue Gedichte in oberbayerischer Mundart. 3. Auflage. 8°.
Cartonirt ℳ 3.—, eleg. geb. ℳ 4.—

— — **Um Sunnawend'.** Neue Gedichte in oberbayerischer Mundart. 3. Auflage. 8°.
Cartonirt ℳ 3.—, eleg. geb. ℳ 4. —

— — **Weil's mi freut!** Neue Gedichte in oberbayerischer Mundart. 4. Auflage. 8°.
Cartonirt ℳ 3.—, eleg. geb. ℳ 4. —

Scheffel, J. V. von, Juniperus. Geschichte eines Kreuzfahrers. Illustrirt von A. v. Werner. Mit 28 Holzschnitten aus der xylographischen Anstalt von A. Cloß. 3. Auflage. 8°. Eleg. geb. mit Goldschnitt ℳ 7.—

Weitbrecht, Karl, Verirrte Leute. Sechs Novellen. 8°.
Geh. ℳ 4.—, eleg. geb. ℳ 5.—

Kaden, Woldemar, Durstige Tage, eine wälsche Weinwanderung. 16°. Eleg. cart. mit Goldschnitt ℳ 3.—

— — **Wandertage in Italien.** 8. Geh. ℳ 6.—, eleg. geb. ℳ 7.—

— — **Italiens Wunderhorn.** Volkslieder aus allen Provinzen der Halbinsel und Siziliens in deutscher Uebertragung. 8°. Geh. ℳ 5.—

— — **Pompejanische Novellen und Andere.** 8°. Geh. ℳ 6.—, eleg. geb. ℳ 7.—

Hartmann, Dr. **Jul.,** Geschichte Schwabens im Munde der Dichter. Mit 4 Illustrationen von K. Häberlin. 8°. Geh. ℳ 3.50, eleg. geb. ℳ 4.50

Lebensbilder schwäbischer Dichter. Geh. ℳ 2.—, eleg. geb. ℳ 3.—

Aus dto. einzeln:

Alb. Knapp — Wilhelm Hauff — Ed. Mörike — Gust. Schwab. Geh. à ℳ —.60

Lang, Paul, **Auf schwäbischem Boden.** 4 Erzählungen. 1881. 440 S. 8°. Geh. ℳ 2.50, eleg. geb. ℳ 3.50

— — **Rusenschloß.** Eine Geschichte aus dem 15ten Jahrhundert. 1882. 218 S. 8°. Geh. ℳ. 2.—, eleg. geb. ℳ 3.—

Paulus, Eduard, Bilder aus Italien. 3. Aufl. 8°. Eleg. geb. mit Goldschnitt ℳ 4.—


Princeton University Library
32101 067517423

